

Heinz-Detlev Dunkel

Bilderstöckchen



... auch ein Stadtteil

Heinz-Detlev Dunkel

Bilderstöckchen

... auch ein Stadtteil



Sozialer Dienst

inventarisiert

Nr. _____ /Datum _____

SB-Verlag, Köln



Impressum:

Herausgeber

sb-Verlag
50827 Köln (Ossendorf)
Telefon (02 21) 59 10 17
Telefax (02 21) 59 33 54

Druck

Barz & Beienburg GmbH, Köln

Alle Rechte vorbehalten.

INHALTSVERZEICHNIS

Grußwort Oberbürgermeister	5
Geleitwort Bezirksvorsteher	6
Vorwort	7
Frühgeschichte	9
Die „Herrlichkeit Mauenheim“	10
<i>Das Bilderstöckchen</i>	11
<i>Der Schiefersburger Weg</i>	14
<i>Der Heckhof</i>	15
Das Gedenkkreuz an der Longericher Straße	20
Franzosen in Mauenheim	23
<i>Die Bürgermeisterei Longerich</i>	24
Die Bürgermeisterei Longerich unter preußischer Herrschaft	26
Der „alte Nippeser Friedhof“	29
Die soziale und politische Situation um die Jahrhundertwende	37
<i>Die Nievenheimer Straße, ein Projekt der</i>	
<i>Nippeser Bau- und Spargenossenschaft</i>	42
Das Artilleriedepot	55
Der Blücherpark	60
Mit Optimismus in den Untergang	64
<i>Der erste Weltkrieg und seine Folgen</i>	64
Die „Zwanziger Jahre“	69
Die soziale Situation am Ende der Weimarer Republik	71
Die Gemeinnützige Siedlungsgesellschaft „Am Bilderstöckchen“ GmbH	74
<i>Die Siedlung Bilderstöckchen</i>	77
Bilderstöckchen und der Nationalsozialismus	89
<i>Wahlergebnisse</i>	95
	3

Im zweiten Weltkrieg	98
Antifaschismus und Verfolgung in Bilderstöckchen	110
Die Nachkriegszeit und Währungsreform	117
Vom Wohngebiet zum Großbezirk	124
Sozialer Brennpunkt	129
Die Kirchengemeinden	140
Die Schulen	150
Verkehrswesen	179
Industrie, Handel und Gewerbe	192
<i>Anhang: Escher Straße</i>	206
<i>Geldernstraße</i>	209
<i>Longericher Straße</i>	211
<i>Robert-Perthel Straße</i>	214
Altlasten	217
Bilderstöckchen, ein geteilter Stadtteil?	219
<i>Vereine</i>	220
Der Stadtteil Bilderstöckchen seit der Gebietsreform	226
Einwohnerentwicklung	228
Altersstruktur	229
Quellen und Literatur	230

Grußwort



Der Stadtteil als überschaubarer Lebensbereich hatte schon im mittelalterlichen Köln für die Bürgerinnen und Bürger größere Bedeutung als andernorts. In den sogenannten Kirchspielen entfaltete sich soziales Handeln und politische Kultur. Das Spannungsverhältnis zwischen großstädtischem Horizont und kleinräumiger Orientierung hat die Geschichte der Stadt Köln unverkennbar geprägt. Jeder Stadtteil ist anders, hat seine eigenen Stärken und Schwächen, Probleme und Perspektiven. Die Aufarbeitung der Stadtgeschichte schärft das Auge für diese Eigenarten und bietet Ansatzpunkte für eine stärkere Identifikation mit dem Wohnumfeld. Im Laufe der Jahre ist eine stattliche Reihe solcher Stadtteilgeschichten erschienen. In dieses Mosaik fügt sich nun die Geschichte vom Bilderstöckchen als willkommener neuer Baustein ein. Ich wünsche dem Buch viele interessierte Leser.

A handwritten signature in black ink that reads "Norbert Burger". The signature is written in a cursive, flowing style.

Norbert Burger
Oberbürgermeister der Stadt Köln

Vorwort

Über die Geschichte des Vorortes wird nicht viel herauszufinden sein! „Bilderstöckchen ist kein gewachsener Stadtteil“, so urteilte ich noch vor knapp drei Jahren über den Vorort, in dem ich seit 18 Jahren lebe.

Nachdem ich bereits mehrere europäische Hauptstädte mit der Kamera erkundet hatte, beschäftigte ich mich mit Köln.

Auf der Suche nach unbekanntem Ecken und Winkeln meiner Heimatstadt, entdeckte ich die Reize der Umgebung vor der Haustür. Seitdem beschäftige ich mich in jeder freien Stunde mit der Geschichte meines Wohnorts. Das zusammengetragene Material sprengte schon bald den Rahmen eines Super-Acht-Films. Die vergangenen Zeiten ließen mich nicht mehr los. Ich besuchte Archive und Bibliotheken. Dabei mußte ich erkennen, daß die Geschichte eines Stadtteils nicht losgelöst von der Geschichte der Stadt betrachtet werden kann. Außerdem war spezielles Material zu Bilderstöckchen kaum vorhanden. Wenn Unterlagen vorlagen, waren sie in der Regel wenig ergiebig. So war ich bei meinen Recherchen in erster Linie auf die Angaben älterer Bürger angewiesen. Rund 40 Interviews habe ich geführt. Die persönlichen Erinnerungen von Zeitzeugen halfen mit, die Vergangenheit Bilderstöckchens wie ein Puzzle zusammenzusetzen.

Als Ergebnis entstand das vorliegende Buch. Es soll mithelfen, im Reigen der Veröffentlichungen über Kölner Vororte eine Lücke zu schließen und den „am Rande von Köln „ liegenden Vorort Bilderstöckchen etwas bekannter zu machen.

Ich sage allen, die mich bei meiner Arbeit so freundlich unterstützt haben, herzlichen Dank.

Heinz-Detlev Dunkel

Frühgeschichte

Wer heute durch Köln geht, den erinnern auf Schritt und Tritt Reste von epochalen Gebäuden, Mauern und Brunnen an die römische Vergangenheit der Stadt.

In dieser Beziehung hat Bilderstöckchen nichts zu bieten. Oder vielleicht doch?

Jedenfalls stieß man im November 1957 in der Sandgrube der Kölner Bausteinwerke, östlich der Escher Straße auf eine große Steinurne. Eine nachträgliche Untersuchung konnte den Fund klären.

Die Steinurne stand in einer großen Grube und war, zur Hälfte mit Leichenbrand vermischt, mit eingeschwemmten Lehm gefüllt und mit einem flachen Deckel verschlossen. Sie enthielt keine Beigaben. Die ursprüngliche Größe der Grube konnte nicht mehr ermittelt werden.

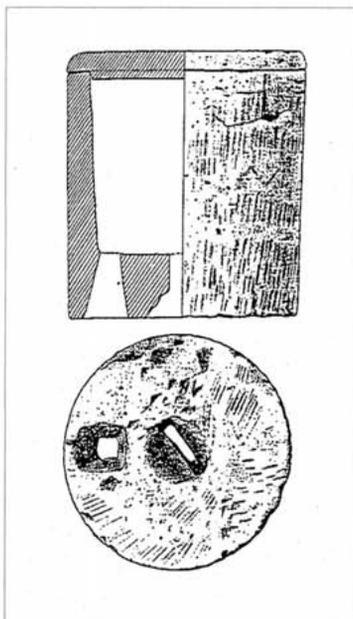
Auf der Sohle lag eine etwa 0,15 m starke Holzkohlenschicht, in der Keramik- und Glasreste und eine Bronzemünze eingeschlossen waren. Fast alle Tonscherben zeigten alte Bruchstellen und waren durch Brandeinwirkung verfärbt. Die bestimmbaren Fundstücke datierten das Grab in die zweite Hälfte des 1. Jhd. nach Christus.

Weitere ähnliche Funde lassen jedenfalls den Schluß zu, daß hier die Römer eines ihrer zahlreichen Brandgräber angelegt hatten.

Die früheisenzeitlichen Gruben, am Heckhof ausgegraben, weisen daraufhin, daß Bilderstöckchen mindestens seit 3000 Jahren besiedelt ist.

Im südwestlichen Blücherpark stieß man sogar auf Spuren aus der Mittelsteinzeit.

Nicht unerwähnt sollte bleiben, daß in den Kiesgruben des Stadtteils gelegentlich auch Zähne und Knochen eiszeitlicher Tiere gefunden wurden. Am häufigsten waren die großen, an den zahlreichen Querlamellen leicht kenntlichen Backenzähne des Mammuts.



Die Herrlichkeit Mauenheim

Gegen 400 hatten die Römer ihre Colonia mit ihren stattlichen Häusern und Palästen, den von ostwärts des Rheins, eindringenden Franken, kampflös überlassen.

Doch das Bauernvolk der Franken fühlte sich in der Stadt nicht wohl. Es drängte sie vielmehr hinaus aufs Land, welches der fränkische König an die Adelligen seines Stammes verteilte.

So wurde ein vornehmer Franke vom König mit dem Gebiet zwischen den beiden ehemaligen Römerstraßen: heutige Escher- und Niehler Straße, belehnt. Es ist im wesentlichen das Gebiet des heutigen Nippes mit seinen Stadtteilen Mauenheim, Bilderstöckchen und Teilen von Weidenpesch, das in fränkischer Zeit den Namen Mauenheim erhielt.

Interpretiert man die Vorsilbe „Maue“ als Ärmel oder Arm, so könnte sich zusammengesetzt für Mauenheim, Ärmelheim oder ein, an einem Ärmel gelegenes Heim ergeben. Auf alten Karten ist auch hin und wieder Maurheim zu lesen, was wieder Wasserheim (Maur = Mare) bedeuten könnte. Jedenfalls ist die Verbindung zu Wasser wahrscheinlich; lag das Ansiedel doch an einem ärmelförmigen Gewässer, nämlich an einem ehemaligen Rheinarm, der sich von der Frohngasse über die Florastraße, Mauenheimer Straße über den Weidenpescher Park erstreckte und bei Niehl wieder in den Rhein floß.

Auch das Wappen der Herren von Mauenheim deutet auf Lage der Ansiedlung an einem Gewässer hin. Die blaue Gans über dem goldenen Harnisch läßt jedenfalls den Schluß zu.

Über die weitere Entwicklung schweigt die Geschichtsschreibung. Irgendwann um 1135 müssen die Mauenheimer Ritter in Richtung Köln gezogen sein und sich im Vorort Niederich niedergelassen haben.

Das Land fiel an das Erzstift Köln, dessen geistlicher und weltlicher Fürst, der Erzbischof war.

Mauenheim wurde eine Unterherrschaft oder „Herrlichkeit“ des Amtes Hülchrath, das zum rheinischen Niederstift gehörte.

Um den Lebensunterhalt der Stiftsherren zu sichern, schenkte der Erzbischof hin und wieder kleine Herrlichkeiten an die Stiftskirchen. So kam Mauenheim im Jahre 1199 durch Adolf I. zum Stift St. Kunibert. Der Abt von Kunibert hatte von nun an das Recht, für das Gebiet den Pachtzins zu erheben.

Urkundlich wird das Gebiet erstmals 1556 erwähnt, als in einem Weistum (Gerichtsbeschluß) die Grenzen der Herrlichkeit Mauenheims festgelegt wurden.

Eine Abschrift aus dem 18. Jahrhundert ist voll von Fehlern, so daß vielfach der Sinn nur geraten werden kann, nicht selten ganz unverständlich ist.

Das Hauptarchiv in Düsseldorf besitzt das Weistum in lateinischer Sprache in einer Abschrift des 15. Jahrhunderts. Hier nun die deutsche Übersetzung, der „Copia ex parte capituli Cunibertini producirten weisthumbs und protocollis de anno 1556.“

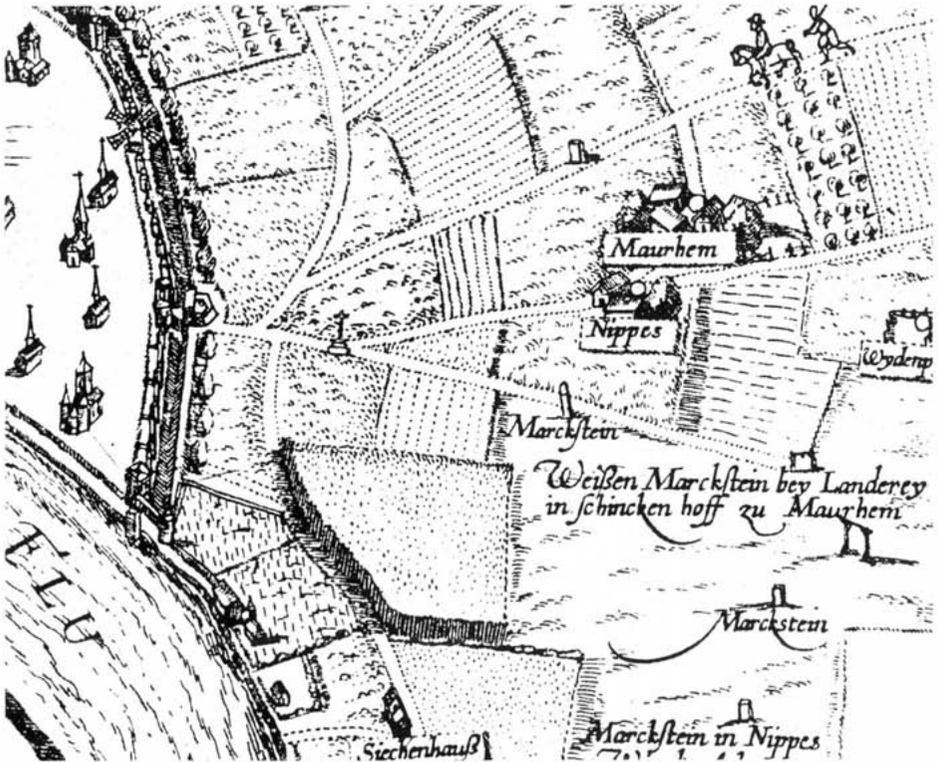
Sirnegst folgent die limites, markzeichen oder pfoell
dathin binnen und zwischen desselbigen dorffs Mauwenheim heilig-
heidt, jurisdiction, recht und gerechtigkeit erstrecken und von alters
her sich erfinden thut, alß nemblich anfahent und umbgaende:

Zum irsten von dem heiligen stöcksgen ahm Rest-
buchell biß auf den Weisenstinn auf der Neuser strazzen ligende,
von dem stein ouer die viertzig morgen biß an stein gelegen am
Liesacker, weiters von demselbigen stein auff die Ossen dörper
straz biß an den Heiligenstock, biß an die Scheiffersburch, von
der Scheiffersburch an die Hincelenhegge, von der Heggen biß
ahn datt Bracker kreutze in der Neusser strazzen, von dem
kreutze biß auf die stein in der Keeler strazzen, und von dan
an widerumb biß auf die strazze und das vorsehribenen Silgen-
stock am Restbuchell darselbst, dan erstlich angefangen ist.

Das „heilige stöcksgen ahm Restbuchell“ hat sich wohl dort befunden, wo an der Niehler Straße noch bis 1926 ein Kreuz stand, welches an die Niehler Straße/Weidenpesscher Straße versetzt wurde. Der „Weisenstinn auf der Neuser strazzen“ befand sich wohl an der Stelle, wo noch vor 80 Jahren 20 m südlich der Friedrich-Karl-Straße ein großer Grenzstein zu sehen war. Die im Grenzweistum genannten „viertzig morgen“ sind wohl das Gelände der heutigen Siedlung Mauenheim, die „Ossendörper straz“ ist die heutige Schmiedegasse, an deren Verlängerung jenseits der Eisenbahn, sich die Straße Am Bilderstöckchen befindet. Der dort befindliche „Heiligenstock“ gab dem Stadtteil seinen Namen.

Das Bilderstöckchen

Der „Heiligenstock“ findet sich auch auf einer s.g. Schweidtkarte wieder. Dort markiert er ebenfalls eine Grenze. Der Zeichner der Karte, Hogenberg hatte sie 1610 im Auftrag der Kölner Bauernbänke erstellt. Mit „Schweidt“ wurde im Mittelalter die Gesamtheit, der vor der Stadt brach liegenden Felder bezeichnet. Diese Felder dienten entweder den einzelnen Bauernbänken als Viehweide, oder sie wurden im Dreifeldersystem bewirtschaftet. Ein Feldhüter (der Schütz) achtete streng darauf, daß es zwischen den Bauernbänken und den „Herrlichkeiten“ zu keinen Grenzverletzungen kam. Aus alten Gerichtsprotokollen geht jedoch hervor, daß diese an der Tagesordnung waren. So wird 1646 berichtet, daß *in der Nacht von Übeltätern wieder Grenzsteine versetzt wurden*. Wurde ein solcher Übeltäter gestellt, hatte er auf der Stelle eine Strafe von 13 Reichstalern zu zahlen.



**Aus einem Plan des Kölner Schweidt
von Abraham Hogenberg 1610**

Das Bilderstöckchen ist oberhalb von „Maurhem“ auf dem Weg des Reiters als Grenzstein eingezeichnet.

Auch am „Heiligenstock“ kam es immer wieder zu Grenzstreitigkeiten. Besonders mit der Bauernbank Eigelstein, die 1688 Klage geführt hat, daß der „Nippeser Schäfer nach Schließung der Stadtporzen, die Schafe auf die Eigelsteiner Schweidt getrieben und diese dort an Kappes, Rüben und Gartenwerk vill Schaden getan“ hätten.

Trotz der vorgenannten Überlieferungen, fällt es der Nippeser Geschichtsschreibung schwer, den „Bildstock“ als Grenzstein anzuerkennen.

An anderer Stelle ist wie folgt zu lesen: „Treu einem Gelöbnis als Dank für die Bewahrung vor der Pest, die damals in Köln wütete, wurde der Bildstock errichtet. Die Tatsache seines Vorhandenseins in dem Bezirk zwischen Nippes und Ehrenfeld, wo die Stadt zu Ende war, und das Land begann, kündet von dem gläubigen Sinn rheinischer Menschen, deren Spuren längst verweht sind.“

Vermutlich ist der Bildstock in seiner heutigen Form ein Zusammenbau, der beiden Möglichkeiten Rechnung trägt.

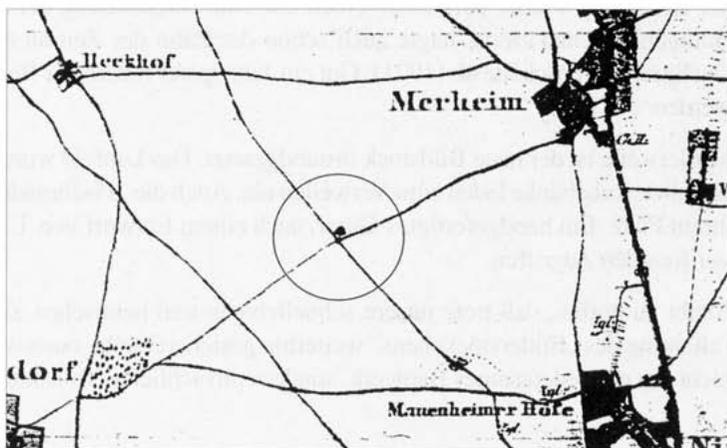
Im übrigen ist der Brauch, Male und Zeichen zu setzen, fast so alt wie die Menschheit.

Am Anfang aufgestellt, um böse Geister zu bannen und gute günstig zu stimmen, fanden sie später Verwendung, um dörflichen Grundbesitz zu kennzeichnen. Der Glaube, daß Dämonen und Teufel alles Übel wie die Pest, Not und Bösartigkeiten verursachten, war so stark, daß als einziger Schutz nur ein Kreuz oder ein Bildstock dienen konnte.

Kreuze und Bildstöcke beschützten Felder und Frucht. Auch der Sühnegedanke spielte bei ihrer Errichtung sicher eine Rolle. Änderte sich auch im Laufe der Jahrhunderte die Motivation zur Stiftung von Kreuzen und Bildstöcken, das Schutzbedürfnis hat sicher immer mitgewirkt. Folglich wurden und werden Wegkreuze oder Bildstöcke bei Flurprozessionen und Wallfahrten häufig als Gebetsstationen angelaufen. Auch die Gläubigen von St. Franziskus verehren „das Bilderstöckchen“ als Segensaltar.

So mannigfaltig wie die Motive zur Errichtung von Kreuzen und Bildstöcken, so mannigfaltig sind auch die verwendeten Materialien und die Formgebung. Das Material der gemauerten Bildstöcke gibt oft den einzigen Aufschluß über die Entstehungszeit, da den meisten eine inschriftliche Datierung fehlt. Der Bildstock an der Longericher Straße/ Am Bilderstöckchen ist aus Feldbrandziegel errichtet, die für solche Bauten von 1500 bis ins 19. Jahrhundert Verwendung fanden.

Leider ist das 2,50 m hohe Heiligenhäuschen in seiner heutigen Form ein Nachbau, der nicht mehr an seinem ursprünglichen Platz steht. Auf dem Meßtischblatt des Preußischen Leutnants Bila aus dem Jahre



Ausschnitt a. d. Uraufnahme d. Leutnants Bila von 1845.

1845 findet sich an der Kreuzung Schmiedegasse/Longericher Straße der erste Standort wieder. Hier allerdings mit einem Baum markiert. Als 1856 die Eisenbahn nach Neuß gebaut wurde, mußte der Bildstock den Schienen weichen und sein Abbau war erforderlich. Etwa 1860 wurde er dann 100 m westlich der alten Stelle in seiner heutigen Form neu errichtet. Dabei wurden die Feldbrandziegel verputzt und gestrichen.

Dort sollte er gut ein halbes Jahrhundert verbringen.

Die Pfarrjugend von St. Franziskus schmückte die obere Nische mit einer Marienstatue des Godesberger Bildhauers Herrmann Berges. Die Bronzeplastik erhielt wegen ihrer eigenartigen Form den Namen „Fischmadonna“.

Nachdem durch Ausbau des Straßennetzes das Denkmal bis auf einen halben Meter an die beiden Fahrbahnen herangerückt war, forderten die Mitglieder der Pfarrgemeinde St. Franziskus und namhafte Bürger die Versetzung des Bildstocks an einen sichern Platz. Die Freifläche zwischen Ebernburgweg und Altleinigenweg schien hierfür bestens geeignet. Für die Versetzung sprach auch, daß das Denkmal stets im freien Raum und nicht vor einem Haus stand. Außerdem würde dem „Bilderstöckchen“ wieder mehr Bedeutung gegeben, vor allem aber mehr Sicherheit, als es bisher der Fall war. Doch die damalige Stadtkonservatorin Dr. Hanna Adenauer ließ sich mit der Entscheidung zuviel Zeit. Ein Fehler, wie sich bald herausstellen sollte.

Am Freitag den 12. August 1966 kam ein Sattelschlepper beim Abbiegen in die Longericher Straße von der Fahrbahn ab und zerstörte das jahrhunderte alte religiöse Kulturdenkmal. Der Schaden wurde auf DM 5000,— beziffert. Die Steinfragmente wanderten in das Depot des Konservators. Die Muttergottesfigur verschwand für immer.

Der Wiederaufbau ließ nicht lange auf sich warten. Bereits am 29. August 1966 wurde der Bildstock auf der gegenüberliegenden Straßenseite, damit im sicheren Abstand von der Kreuzung, wieder aufgebaut. Noch ehe eine Nachbildung der Fischmadonna das Heiligenhäuschen zierte, nagte auch schon der Zahn der Zeit an dem Denkmal; das Dachgesimse bröckelte ab (1971). Gut ein Jahr später mußte der Basaltsockel erneuert werden.

Mittlerweile ist der neue Bildstock instandgesetzt. Das Umfeld wurde inzwischen neugestaltet. Ruhebänke laden zum Verweilen ein. Auch die „Fischmadonna“ ist wieder an ihrem Platz. Ein handgefertigtes Gitter, nach einem Entwurf von T. Strauß, schützt sie vor fremden Zugriffen.

Bleibt zu hoffen, daß trotz unsere schnellebigen und hektischen Zeit, die Pflege und Erhaltung des „Bilderstöckchens“ weiterhin gesichert bleibt, auch wenn es sich hierbei nicht um ein bedeutsames Bauwerk, sondern um schlichte Volkskunst handelt.

Der Schiefersburger Weg

In dem oben genannten Weistum findet sich ein weiterer Hinweis auf die Vergangenheit des Stadtteils. Die Rede ist von der „*Scheiffersburg*“. Diese hat wohl an der Stelle gestanden, wo bis in die 60er Jahre die Tierkörper-Verwertungsanstalt war und sich heute ein Altenheim befindet.

Ob die Burg schon im 16. Jahrhundert eine Ruine war, ließ sich bis heute nicht feststellen. Jedenfalls ist sie in der bereits erwähnten Schweidtkarte von 1610 nicht eingezeichnet.

Erst in der Tranchot-Karte von 1807 taucht der Name wieder auf. Allerdings nicht als Gebäude oder Anlage, sondern als Flurbezeichnung. Auffällig ist auch die veränderte Schreibweise. Aus „Scheiffersburg“ wurde „Schieffersburg“. Die Vermutung liegt nahe, daß dem Kartenzeichner ein Fehler unterlaufen ist.

Als 1874 eine Querverbindung zwischen Longericher Straße und Escher Straße angelegt wurde, erinnerten sich die Stadtväter offensichtlich an die Vorgeschichte und taufte den zum Teil gepflasterten Feldweg, Schiefersburger Weg.

Aber sicher ist dies nicht. Folgt man der Angabe in „Greven's-Adreßbuch 1907“, war die Schiefersburg ein befestigter Bauernhof unterhalb des Wirtshauses „Mülheimer Häuschen“ in Riehl.

Wie auch immer, seit dieser Zeit durchzieht der Schiefersburger Weg, der bis 1908 im Feld endete, als breites Band den Stadtteil. Anwohner bezeichnen die Straße sogar als „Hauptstraße“ von Bilderstöckchen. Dies ist auch nicht verwunderlich; ist es doch die einzige Straße des Stadtteils, die über zwei Ladenzentren verfügt.

Das war nicht immer so. Bis Ende der fünfziger Jahre gab es hier nur die Tierkörper-Verwertungsanstalt, die seit 1908 „zum Himmel stank“. Aber langsam belebte sich der Feldweg. Es begann mit der Errichtung eines neugeschossigen, langgestreckten Wohnkomplexes an der Ecke der Longericher Straße. Dann wurden einige viergeschossige Wohnhäuser gebaut, denen sich ein kleiner Platz als Einkaufszentrum anschloß. Das zweite Ladenzentrum befindet sich am oberen Teil der Straße.

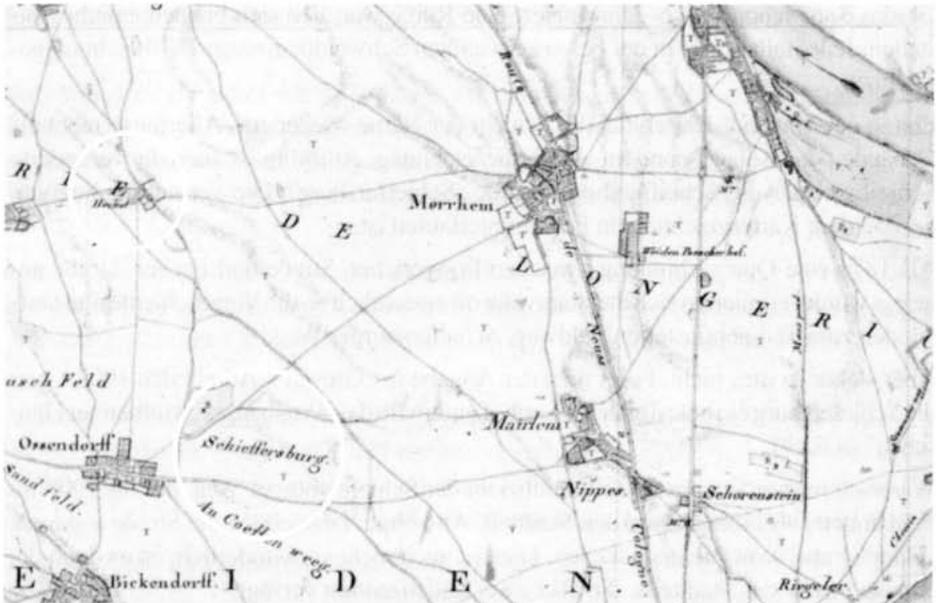
Viele Jahre blieb der Schiefersburger Weg eine einzige Baustelle. Erst als durch weitere Wohnbauten, hauptsächlich von der Bundeswehr die Lücken geschlossen wurden, erhielt die Straße ihr heutiges Aussehen.

Der Heckhof

Im Jahre 1660 erging der kurfürstliche Befehl, das gesamte Erzstift Köln einschließlich seiner Herrlichkeiten bzw. Unterherrschaften zu vermessen. Mauenheim umfaßte 1064 Morgen Land. Davon waren 28 Morgen bebaute Grundstücke mit dazwischen liegenden Gärten.

Die bebauten Grundstücke bestanden im wesentlichen aus den Einzelhöfen: Frohnhof, Johanniterhof und dem heute noch an der Ecke Mauenheimer Straße und Niehler Kirchweg befindliche Altenberger Hof.

Der einzige, im heutigen Stadtteil Bilderstöckchen gelegene Hof, ist der noch weitgehend erhaltene Heckhof, der an der Verlängerung der Escher Straße liegt.



Ausschnitt a. d. Kartenaufnahme d. Rheinlande Tranchot-Miüfl. 1807/1808.

Auf der schon erwähnten Schweidtkarte von 1610 ist der „Heggerhoff“ bereits eingezeichnet. Gehörte die „Mauenheimer Höfe“ zum Stift St. Kunibert, so hatte das Ursula Stift den Heckhof in Besitz.

Mehr war über diesen Hof, der ursprünglich zu Longerich gehörte, aus kurkölnischer Zeit, nicht ausfindig zu machen, bis 1650 Andreas Frenger als Pächter genannt wurde.

Knapp 100 Jahre später 1724 wurde der Hof von Peter Frenger gepachtet.

Bei der ersten französischen Volkszählung wurden auf dem Hof 12 Personen festgestellt (1800).

Die Karte von Tranchot (1807/1808) weist die Hofanlage bereits mit dem Gelände des heutigen Parks aus.

Am 29.12.1812 ging der Hof in den Besitz des Bankiers Abraham Schaafhausen über. Für das 60,2 ha große Grundstück und die Gebäude zahlte der wohlhabende Kaufmann 37200 Francs.

Danach verlieren sich die Spuren wieder, bis auf der fränkischen Hofanlage ein Herrenhaus im Stil einer italienischen Renaissance-Villa errichtet wurde. Leider ist das tatsächliche Baujahr nicht genau zu ermitteln. Drei Jahreszahlen werden genannt: 1830, 1840 und sogar 1854. Wahrscheinlich ist die zum Hof gehörige große Parkanlage, mit



Der Heckhof gilt bei Denkmalschützern als in Köln einmalige Anlage.

ihren mächtigen Blutbuchen zur gleichen Zeit entstanden. Blutbuchen waren in Anlagen dieser Zeit häufig vorkommende Bäume, da sie wegen ihrer dekorativen Form und der Farbe der Blätter wohl dem Geschmack der Epoche entsprachen.

Der im übrigen verschachtelte Hofkomplex ist bis 1904 immer wieder verändert worden, so durch ein weiteres 2-geschossiges Wohnhaus, welches 1870 errichtet wurde und einem langgezogenen Wirtschaftstrakt, dem ehemaligen Kutscherhaus. Außerdem baute man ein Gesindehaus mit seitlichen Stallgebäuden und eine Scheune.

Eingefaßt ist der Hof von einer Ziegelmauer, die heute zum Teil noch im Original vorhanden ist.

Ein Weg- und Hofkreuz unter dem Baum vor der Mauer datiert von 1860. Der Sockel trägt die Stifterinschrift:

*„Errichtet im Jahr 1860
von Heinrich Contzen
und Maria Margareta
Contzen gebr. Frenger
Besitzer des Heckhofes“*

Darunter ist ein späterer Zusatz:

*„F.W. Contzen und Cath. Contzen geb.
Conzen.“*

Außerdem der Mahnspruch:

*„Wanderer sieh
wie Jesus für Dich stirbt
und Dir durch seinen
Tod das Heil erwirbt.“*

Errichtet wurde das Kreuz durch den Steinmetz: „Hub. Harperath“. Sein Name ist im Sockelfuß noch vorhanden.

Der Kölner Stadtanzeiger berichtet in seiner Abendausgabe am 14. 3. 1903 unter „Städtische Nachrichten“ von der Beerdigung des Gutsbesitzers Josef Conzen:

„Ein in weiten Kreisen bekannter und geschätzter Veteran, der Gutsbesitzer Josef Conzen auf Gut Heckhof bei Longerich, wurde nachdem ihn am vergangenen Sonntag ein Schlaganfall im 65. Lebensjahr dahingerafft, am Mittwoch unter großer Beteiligung zur letzten Ruhe bestattet. Den Trauerzug eröffnete die Kapelle des 59. Feldartillerie-Regiments in Uniform. Im Trauergefolge bemerkte man auch mehrere Offiziere des Regiments. Während des französischen Feldzuges gehörte er der Feldzugbatterie LEO 1870/71 (2. leichte Batterie des Rh. Feldartillerie-Regiments Nr. 8) an und hat als tapferer Soldat an den Ruhmestaten dieser wackeren Batterie regen Anteil gehabt. Siebzehn Mitkämpfer jener Batterie waren herbeigeeilt, um den wackeren Veteran die letzte Ehre zu erweisen.“

Durch das ständige Anwachsen der Stadt Köln in das umgebende Land hinein, wurden die ehemals bäuerlichen Siedlungen verstädtert und zu Vororten. Inzwischen umgeben sie in einem nahezu geschlossenen Halbkreis die Innenstadt. Die Landwirtschaft wurde mehr und mehr verdrängt. Innerhalb des Grüngürtels ist der Ackerbau fast gänzlich verschwunden. Lediglich vor dem Heckhof wird noch etwas Landwirtschaft betrieben.

Leider ist auch dieser Hof von der Umgebung her, durch Veränderungen des 19. und vor allem 20. Jahrhunderts, in seiner Lage beeinträchtigt. Die nahe Autobahn nach Norden westlich des Hofes und das links an den Hof herandrängende Industriegebiet mit Kiesgruben zum Süden und Osten, lassen den Hof als Insel erscheinen, vor der noch wenige Felder und Wiesen liegen.

Bis auf das 1983 wiederhergestellte Herrenhaus, in dem sich heute ein Auktionshaus befindet, ist der bauliche Zustand der Anlage sehr schlecht. Nicht behobene Kriegsschäden und danach eine fehlende Bauunterhaltung, sowie mutwillige Beschädigungen durch Dritte haben das Zerstörungswerk nahezu vollendet.

Obwohl eine solche Anlage, die weithin in unbebautes Land eingebettet ist, in Köln einmalig ist, hat sich die Stadt bisher nicht entschließen können, den ihr gehörenden Teil einer neuen Nutzung zuzuführen.

Bereits 1988 beschwerte sich der Denkmalschützer Dr. Beines in der Kölnischen Rundschau: „Es ist beklagenswert, wie lange sich derartige Verhandlungen um die Nutzung eines Denkmals hinziehen. Wer am meisten leidet, ist der Heckhof selbst, der mehr und mehr verfällt.“

Auf diesen Höfen saß in kurkölnischer Zeit als Pächter der Klosterhallen. Er hatte seine Pacht an die Stiftsherren zu entrichten, konnte im übrigen aber schalten und walten wie ein Eigentümer. Zwei Vorteile kamen hier zusammen: Einmal war die Pacht, die

meist aus Naturalien wie Roggen, Gerste oder Hafer bestand, niedrig. Außerdem war geistlicher Besitz von Steuern an den Staat, das heißt hier das Erzbistum und Kurfürstentum Köln, in der Regel befreit. Zum anderen blieb Pachthöfen das Übel der Erbteilung erspart, das die Eigenhöfe in immer kleinere und unwirtschaftlichere Einheiten zersplitterte. Die Halften waren also in damaliger Zeit recht wohlhabend. Daher sicher auch die Redensart: „Unter dem Krummstab ist gut leben“.

Wenn diese Höfe auch im Laufe der Jahrhunderte ihr Aussehen häufig verändert haben, ihre fränkische Form blieb jedoch erhalten.

Der fränkische Hof vereinigte nicht wie der sächsische Bauernhof, Wohn- und Wirtschaftsräume unter einem Dach, sondern hier waren die Räume getrennt im Viereck angelegt. Diese Form ist später bei den Nachfolgebauten übernommen worden, allerdings wurde der bei den Franken übliche Fachwerkbau durch Ziegelbauten ersetzt. Fachwerk war eine Bauweise, die sich gerade bei dem reichen Waldbestand der „Herrlichkeit Mauenheim“ anbot. Bauholz war somit im Überfluß vorhanden.

Die Ländereien der „Herrlichkeiten“ waren in vier Klassen eingeteilt und zwar in „*gut Greesberger Land*“, *mittelmäßig*, *schlecht* und *ganz unbrauchbar*. Der Name „Greesberg“ ist vom ehemaligen **Dingstuhl** (Gericht) abgeleitet, der zum Amt Hülchrath gehörte. Dieser Dingstuhl stand auf einem erhöhten Platz der Fühlinger Heide. Dort wurde unter einer Linde das Volksgericht abgehalten. Der Name Greesberg hat sich bis heute erhalten. Nicht zuletzt in der Karnevalsgesellschaft „Greesberger“. Zum „Dingstuhl Greesberg“ gehörten neben halb Longerich (Heckhof), Pesch, Auweiler, Esch, Weiler, Fühlingen, Rheinkassel und Merkenich.

Für Recht und Gerechtigkeit hatte in den „Herrlichkeiten“ der Probst zu sorgen. Es war jedoch nur eine kleine Gerichtsbarkeit, die er im Auftrag der Stiftsherren ausübte. Für sogenannte „Criminalvergehen“ war das erzbischöfliche Hochgericht zuständig.

Der Probst fällte Urteile über Wege- und Wasservergehen, Schlägereien, Waffenbesitz und deren Gebrauch, Maße und Gewichte.

Bei seiner Rechtsprechung stütze er sich auf die Weistümer, die auch für die Pachtbedingungen der Bauernhöfe herangezogen wurden. Die dort enthaltenen Richtlinien nannten Verhaltensregeln bezüglich der Schafhaltung, der Landnutzung, des Viehbestandes, der Pachtzahltag und regelten die Höhe der Abgaben.

Daß Mauenheim ein eigenes Gericht hatte, geht aus einem alten Siegel hervor, welches neben Wellenlinien, die übrigens wieder auf Wasser deuten, im oberen Feld eines Schildes ein Rad zeigt.

Obwohl jeder Mauenheimer Untertan verpflichtet war, alle ihm bekanntgewordenen Vergehen dem „Sitzenden Gedinge“ anzuzeigen, ist über die Aufklärungsquote nichts überliefert.

Auch ließ sich bisher nicht feststellen, ob der nachstehende rätselhafte Fall, der die Aufstellung eines Gedenkkreuzes zur Folge hatte, je vor Gericht gekommen ist.

Das Gedenkkreuz an der Longericher Straße

Im Vermessungsblatt der Landaufnahme von 1803–1820 ist inmitten abgelegener Ortschaften und Äcker ein Kreuz eingezeichnet.

Durch dieses ausgedehnte, landwirtschaftlich genutzte Gebiet verläuft, wie bereits erwähnt, seit 1856 die Eisenbahnlinie nach Krefeld. Durch Verbreiterung dieser Linie und die Anlage der „Frechen-Benzelrather-Gürtelbahn“ mußte das Kreuz abgebaut werden. Bei diesen Arbeiten um 1910 wurde es in den Bahndamm einbetoniert. Fernab vom Straßenverkehr fristete das Denkmal in der Bahnböschung, gleich neben einem tunnelähnlichen Durchgang zum Betriebsbahnwerk, ein kaum beachtete Dasein. Bis 1979 Günther Schuster, ein Redakteur der „Kölnischen Rundschau“, die Idee hatte, Wegekreuze der Stadtgebiete in zwangloser Reihenfolge vorzustellen. Bei den vielen Zuschriften und Anregungen aus dem Leserkreis, sorgte der Hinweis von Matthias Steffen für eine geradezu sensationelle Entdeckung. Als aufmerksamer Benutzer des Durchgangs zum Bundesbahnbetriebswerk war ihm das in grauen Beton eingelassene Kreuz aufgefallen.

Sein Hinweis bewahrte das Kreuz davor vergessen zu werden, zumal keiner der Experten im Amt des Stadtkonservators bis dahin Kenntnis von dem Kreuz hatte.

Christa Zingsheim, für Kleindenkmäler zuständige Sachbearbeiterin, überzeugte sich von dem Fund, zeichnete die Inschrift ab und nahm das Wegkreuz in die Denkmalliste auf.

Die Inschrift war jedoch nur bruchstückhaft zu entziffern. Der jetzt noch lesbare Text lautet :

*AO
1717
DEN 21 AVGVSTI
..CHTS VMB II VHR
...ATHEIS SCHRA
VOM
...
...
WORDEN
RIP*

Gut 270 Jahre später läßt sich, da der Stein entweder verwittert oder zerstört wurde, nur noch vermuten, was am 21. August 1717 einige hundert Meter vom Heckhof entfernt geschah.

Ein gewisser Matheis Schra(mm) ist ermordet oder vom Blitz erschlagen worden. Jedenfalls starb jener Matheis eines unnatürlichen Todes. In den Zeilen nach dem Wort „VOM“ kann die Bezeichnung des Wohnortes gestanden haben.

Die Deutsche Bundesbahn als Eigentümer des Wegkreuzes schenkte 1981 der Stadt Köln das Denkmal. Damit hatte der Konservator für die Konservierung und Erhaltung des Kreuzes zu sorgen. Mit der Bundesbahn wurde vereinbart, das Gedenkkreuz aus dem Bahndamm zu entfernen und nach seiner Restaurierung, an anderer Stelle wieder aufzustellen. Das Herauslösen aus dem Beton erwies sich jedoch als problematisch und erforderte ein aufwendiges technisches Verfahren. Eine Bearbeitung des Betons mittels Preßluftbohrer kam nicht in Frage, da die Erschütterungen möglicherweise das Kreuz zerstört hätten. Hier wußte die Bundesbahn Rat und stellte eine Kernbohrmaschine zur Verfügung. Dieses Gerät, welches normalerweise bei Brückenuntersuchungen eingesetzt wird, arbeitet schlagfrei, so daß eine Gefährdung des Kreuzes ausgeschlossen werden konnte. Mehrere Tage waren zwei Arbeiter der Bundesbahn damit beschäftigt, das Kreuz aus dem Bahndamm herauszubohren. Dabei ging man sehr behutsam vor, zumal die Bahn die einmalige Gelegenheit hatte, einen „Kulturschatz“ zu bergen.

Dies alles geschah unter den wachsamen Augen des Hochbauamtes, das mittlerweile für Arbeiten an Wegkreuzen zuständig war. Das 0,80 m hohe und 0,30 m dicke Kreuz wurde ins städtische Depot gebracht, damit die Inschrift nicht noch weiter verwittern konnte.

Nach Abschluß dieser Arbeiten mußte ein neuer Standort gefunden werden, der möglichst in der Nähe des Fundortes liegen sollte. Favorisiert wurde ein Gehweg und eine Grünfläche vor einem KFZ-Unternehmen an der Longericher Straße gegenüber der TÜV-Rückseite. Dieser Platz war nur etwa 100 m von dem bisherigen Standort entfernt. Betonpoller hätten den nötigen Schutz vor dem Straßenverkehr geboten. Außerdem wuchsen die Sträucher an dieser Stelle so niedrig, daß das alte Wegkreuz gut zur Geltung gekommen wäre.

Warum es letztlich in einer neuen Parkanlage am Lindweilerweg in Longerich aufgestellt wurde, wird nur mit städtischer Fehlplanung zu erklären sein.

Knapp vier Jahre später ließen sich Unbekannte an den Denkmal aus und „verzierten“ die Vorder- und Rückseite mit schwarzer und roter Sprühfarbe. Das städtische Hochbauamt stand nun vor der schwierigen Aufgabe, das Kreuz von den Schmierereien zu befreien. Doch dazu kam es nicht mehr. Anfang April 1992 wurde das Kreuz mutwillig zerstört. Durch massive Gewalt war das Oberteil des Denkmals abgebrochen wor-

den. Ein Anwohner sicherte die Bruchstücke und übergab sie einem von der Stadt beauftragten Steinmetz.

Was jetzt mit dem Denkmal geschehen wird, ist ungewiß. Jedenfalls hat sich durch die Zerstörung und Farbbesprühung die Voraussetzung, mehr über das Kreuz herauszufinden, wesentlich verschlechtert.



Von unbekanntem Schmierern 1991 mit roter Sprühfarbe „verzert“, 1992 mutwillig zerstört.

Franzosen in Mauenheim

Als 1756 Friedrich II von Preußen mit 67000 Mann in Sachsen einfiel, brach ein Krieg aus, den die Geschichtsschreibung heute den „Siebenjährigen Krieg“ nennt.

Köln war von diesen Ereignissen zunächst nicht betroffen.

Doch bereits 1757 quartierten sich die Reste der bei Roßbach geschlagenen Armee Ludwigs XV. in der Stadt ein. Knapp ein Jahr später, hatte Mauenheim die „Ehre“ Hauptquartier der geschlagenen französischen Truppen, worunter auch kurkölnische Soldaten waren, zu sein. Denn nachdem Prinz Ferdinand von Braunschweig mit seinen Hannoveranern den Franzosen bis nach Grevenbroich und Bedburg nachgesetzt hatte, flohen diese bis Köln.

Da die Stadt nicht in der Lage war, neben Verwundeten und Kranken auch noch ca. 3000 Pferde aufzunehmen geschweige zu versorgen, wurden die Tiere auf die vor der Stadt liegenden Höfe verteilt. Dabei hat auch Mauenheim sicher einen beträchtlichen Anteil übernehmen müssen. Denn der französische General Clermont schlug vor den Maueneimer Höfen sein Hauptquartier auf. Bis auf das Gelände der heutigen Bahnlinie Köln-Neuss müssen die Zelte gestanden haben. Jedenfalls läßt dies eine noch erhaltene Militärkarte aus dem Jahre 1758 vermuten.

Die französischen Gäste standen bei der Stadt- und Landbevölkerung nicht im besten Ruf. Die Verbündeten führten sich wie Eroberer auf, die hemmungslos requirierten und beschlagnahmten.

Eine Entschädigung für die Einquartierung zahlte der Pariser Hof nicht, obwohl die Versprechungen anders gelautet hatten.

Als im Jahr 1792 der Krieg zwischen Frankreich und den verbündeten Österreichern und Preußen ausbrach, verhielt sich die Stadt Köln neutral. Doch im Frühjahr 1793 allerdings, als der Reichskrieg gegen die junge französische Republik erklärt wurde, konnte sich auch Köln seinen Verpflichtungen nicht mehr entziehen. Mehrere Kanonen aus dem Zeughaus mußten den verbündeten Armeen übergeben werden. Kölner Stadtsoldaten bewährten sich beim Transport französischer Kriegsgefangener.

War es der Stadt bis dahin gelungen sich aus allen Kampfhandlungen heraus zu halten, geriet sie 1794 in Gefahr.

Die Sambre-Maas-Armee unter General Jourdan hatte bei Fleurus in Belgien ein zusammengewürfeltes Reichsheer geschlagen; wodurch daß gesamte linksrheinische Gebiet dem Zugriff der Sieger preisgegeben war. Als dann auch noch drei Kompanien Stadtsoldaten (Rote Funken) das linke Rheinufer verließen, war Köln ohne jeden militärischen Schutz. Der Erzbischof floh vor den herannahenden französischen Truppen nach Wien. Er war der letzte Erzbischof in der langen Reihe Kölner Bischöfe, der zugleich weltlicher Herrscher war.

Die rasche Offensive der Franzosen kam für den Magistrat der Stadt so überraschend, daß man erst gar nicht erwog, die alten Befestigungen zu besetzen und dem Feind Widerstand zu leisten.

Nachdem man in den frühen Morgenstunden des 6. Oktober dem Brigadegeneral Championet die Übergabe der Stadt angekündigt hatte, übergab Bürgermeister von Klespe am Hahnentor die Schlüssel der Reichsstadt Köln. Am Nachmittag marschierten die französischen Soldaten in die Stadt ein, besetzten die Stadttore und Kaufhäuser und beschlagnahmten die am Rheinufer lagernden Waren. Vor der Schlüsselübergabe hatten die Besatzer versichert, alle Rechte und Gesetze der Stadt zu wahren. Eine entsprechende Proklamation am nächsten Tag verkündete der Bevölkerung neben Sicherheitsgarantien für Eigentum und Personen auch Religions- und Gewerbefreiheit.

Zwei Tage später traf der Oberkommandierende Jourdan in Köln ein. Auf dem Neumarkt fand ein Revolutionsfest statt, an dem die Vertreter der Stadt nur mit Widerwillen teilnahmen.

Gemäß des Gesetzes vom 23. Januar 1798 nahm der Vizepräsident des Pariser Revolutionstribunals, der Elsässer Josef Rudler für das besetzte linke Rheinland eine Gebiets-einteilung nach französischem Vorbild vor.

Ohne Rücksicht auf bestehende Grenzen oder traditionsreiche Nachbarschaften erfolgte die Einteilung in vier Departements (Bezirke): Roer, Rhein-Mosel, Saar und Donnersberg.

Die „Herrlichkeit Mauenheim“ kam zum „Departement de la Roer“, das sich von Kleve bis nördlich vor Bonn erstreckte. Bonn selbst jedoch zum „Departement de Rhine et Mosel“. Damit war die klassische Schiene Köln-Bonn unterbrochen. Die Hauptstadt des Roerdepartements wurde jedoch nicht Köln sondern Aachen. Köln war jetzt lediglich Hauptstadt des gleichnamigen Arrondissements (Unterabteilung) und stand damit mit Orten wie Monschau, Froitzheim, Bergheim, Weiden oder Kerpen auf einer Stufe.

An der Spitze des Roerdepartements stand der Präfekt Ladoucette. Das Arrondissement Köln wurde von einem Unterpräfekten (Sous-Prefect) geleitet.

Die Bürgermeisterei Longerich

Nach dem Friedensschluß von Luneville gehörten Köln und seine Umgebung juristisch zu Frankreich. Die Gemeinden Niehl, Riehl, Merheim, Mauenheim und Longerich wurden zu einer Bürgermeisterei vereinigt. Da Longerich von der Grundfläche her der größte Ort war, (mit etwa 10 Quadratkilometer besaß Longerich etwa ein Drittel des Gesamtareals von 2888 ha.) wurde die Bürgermeisterei (Marie) Longerich gegründet. Als erster Bürgermeister wurde der Besitzer, des zu Longerich gehörenden Butzweiler Hofes eingesetzt.

Zwischenzeitlich hatte der Adel seine Privilegien, wie etwa die Grundsteuerfreiheit, verloren. Die Leibeigenschaft wurde aufgehoben und der gesamte Kirchenbesitz zusammen mit seinen Ländereien säkularisiert; schließlich wurde sogar das Erzbistum Köln aufgelöst und Köln dem Bistum Aachen zugeteilt.

Der Kölner Kurstaat fand ein Ende, die Herrlichkeiten wurden aufgelöst. Dieser Rechtsbruch erhielt seine Billigung durch ein französisches Gesetz von 1802.

Bereits im Mai 1803 begannen die Verkäufe des eingezogenen Kirchengutes, wodurch es zu großen Besitzumschichtungen kam. Mancher bisherige Pächter eines Hofes (s.g. Halbwinner) konnte diesen nun zu Niedrigstpreisen erwerben. Er wurde dadurch freier Eigentümer des bisherigen Pachtlandes mit Erbrecht. Ein weiterer Vorteil war, daß 1804 auch die ehemaligen lehnsrechtlichen Lasten, ohne jede Entschädigung an die früheren Besitzer, beseitigt wurden. Darum ist es auch sicher nicht verwunderlich, daß gerade der Bauernstand dem Franzosenkaiser Napoleon I. begeistert zujubelte, als dieser im gleichen Jahr das Rheinland besuchte.

Unter ihnen sicher auch Friedrich Frenger, der künftige Bürgermeister von Longerich, auch er zählte zu den Landwirten, die „jät an de Föös“ hatten. Sein Vater Jacob Jos. Frenger hatte im Rahmen der durch die französische Revolution geschaffenen Möglichkeiten, den Altenberger Hof (Nippeshof) übernommen.

Als Friedrich Frenger Bürgermeister (Maire) wurde, hatte er zunächst keine Amtsstube. So wurde das Backhaus des Altenberger Hofes zum Rathaus umfunktioniert.

Leider ist das Häuschen dem letzten Krieg zum Opfer gefallen. Alte Nippeser erinnern sich noch an die Ringe, die in seine Mauern eingelassen waren. Hier banden die Bauern aus der Umgebung ihre Pferde an, wenn sie kamen um Steuern zu zahlen oder um an Ratssitzungen teilzunehmen.

Zum Aufgabengebiet des Bürgermeisters von Longerich gehörte u.a. die Führung des Personenregisters, die Verwaltung des öffentlichen Vermögens sowie die Beaufsichtigung der öffentlichen Anlagen. Zwei ebenfalls von der Zentralregierung ernannte Beigeordnete unterstützten ihn dabei.

Niederlagen der französischen Armee in Rußland (1812) und bei Leipzig (Oktober 1813) kündigten eine neue Zeit an. Die Auswirkungen der militärischen Wende bekam auch die Stadt Köln zu spüren. Die Franzosen sperrten den Rhein und ließen die Stadttore zumauern. Doch die Preußen waren nicht mehr aufzuhalten. In der Neujahrsnacht 1813/1814 überschritt Blücher den Rhein. Am 14. Januar 1814 verließen die Franzosen nach fast 20 Jahren die Stadt; unmittelbar auf sie folgend, rückten Russen und Preußen nach.

Die Ära „Citoyen“ mit ihren spezifischen Freiheiten war damit beendet und aus dem „Bürger“ wurde der preußische Untertan.

Die Bürgermeisterei Longerich unter preußischer Herrschaft

Durch den Wiener Kongreß 1814/1815 wurde auch das Rheinland preußisch. Sehr schnell zeigte sich, daß die französischen Herrscher mit ihrer liberalen und übersichtlichen Verfassung tiefe Spuren hinterlassen hatten.

In vielen Bereichen bestanden zwischen dem Rheinland und Preußen große Gegensätze. In Berlin kam man daher zu der Erkenntnis, daß es wohl besser sei, für eine Übergangszeit das rheinische Recht (was nichts anderes war, als das französische Recht) noch beizubehalten. Dennoch versuchte man in vielen Fällen die Überbleibsel der französischen Zeit durch neue Namensgebung zu vertuschen, obwohl sich sachlich wenig änderte. Der Maire hieß zwar jetzt Bürgermeister, die von den Franzosen geschaffenen Bürgermeistereien blieben jedoch weiter bestehen. So auch die Bürgermeisterei Longerich. Trotz dieser Zugeständnisse blieb die Ablehnung der Bevölkerung gegenüber den neuen Herren unverändert. Sehr anschaulich schilderte Dr. Norbert Trippen die Situation, in seinem Vortrag anlässlich der 100. Jahrfeier von St. Marien am 12. November 1982:



Das Backhaus des Altenberger Hofes diente der Bürgermeisterei Longerich viele Jahre als Amtsstube.

Es trifft die Tatsachen, wenn man für die ersten fünfzig Jahre der Preußen am Rhein von einem tiefen gegenseitigen Mißtrauen zwischen Preußen und Rheinländern spricht. Der preußische Staat gebärdete sich streng und humorlos, der Rheinländer frei und respektlos. Es geht auf die Einstellung zum preußischen

Staat zurück, wenn die Witzfigur jedes Kölner Karnevalsvereins bis heute der preußische Polizist mit Pickelhaube ist oder wenn es ein besonderes Vergnügen bereitet, am Rande des Rosenmontagszuges Polizisten zu umarmen und zu küssen. Die Würde des preußischen Staates war eben durch solche Verspottung der Staatsgewalt in der Gestalt eines biedereren Schutzmannes zu erschüttern.“

Den Gutsbesitzern ging es in preußischer Zeit jedoch nicht schlecht. Sie blieben Eigentümer ihres unter französischer Herrschaft erstandenen Besitzes. Da die neue preußische Verwaltung auch für Ordnung und polizeilichen Schutz sorgte, konnten sich die Bauern bei ihren Liegenschaften ansiedeln. Bis dahin war es infolge der öffentlichen Unsicherheit zu gefährlich, in nicht festgeschlossenen Ortschaften oder nur in von Knechten und Hunden bewachten Höfen zu wohnen. So wuchs vor allem Nippes infolge des Zuzugs mächtig an. Der Name Mauenheim geriet dadurch immer mehr in Vergessenheit.

Bis Mitte des vorigen Jahrhunderts waren neben Landwirten, Arbeiter und Tagelöhner die dominierende Bevölkerung. Diese Struktur sollte sich durch die aufkommende Industrie wesentlich verändern.

Die Stadt Köln war wegen des engen Korsetts der Stadtmauer, nicht in der Lage für die aufkommende Industrie entsprechendes Bauland zur Verfügung zu stellen. Dies gab es, zum Beispiel in Nippes, und preiswert noch dazu. Für den einsetzenden Fabrikboom lieferten die Ziegeleien Contzen und Floer & Gartzen (aus Bilderstöckchen) billiges Baumaterial. Die Industrialisierung und nicht zuletzt der Bau der „Eisenbahn-Zentral-Werkstätte“, war zwangsläufig mit einem Anwachsen der Bevölkerung verbunden.

Wie intensiv im Gebiet von Nippes gesiedelt wurde, zeigt am deutlichsten ein Blick auf die Entwicklung der Einwohnerzahlen:

1846	488
1855	496
1858	961
1861	1422
1875	7728
1881	10000

Im Jahre 1885, Nippes hatte bereits 12.835 Einwohner, setzte sich die Bevölkerung fast nur noch aus Fabrikanten, Gewerbetreibenden, Arbeitern und Beamten zusammen. Ackerbau wurde nur noch in ganz geringem Umfang betrieben. Das Bild des Dorfes trug schon fast städtische Züge. Die Straßen waren schon mit Gas beleuchtet und als „öffentliches Verkehrsmittel“ gab es bereits eine Omnibuslinie mit Hafermotor. Weil jedoch in allen anderen Orten der Bürgermeisterei Longerich die ländlichen Verhältnisse vorherrschend waren, gingen die Interessen der einzelnen Gemeinden oft weit auseinander. Daher war es eine logische Entwicklung, daß der Longericher Gemeinderat die Ab-

trennung von Nippes aus dem Bürgermeistereiverband beantragte. Am 22. Oktober 1886 erteilte Berlin hierzu die Genehmigung. Die Selbstständigkeit der „Bürgermeisterei Nippes“ wurde bestätigt.

Doch es sollte noch einige Zeit dauern, bis Nippes und Longerich getrennte Wege gingen. Dies lag nicht zuletzt an den Schwierigkeiten, die Finanzen der beiden Gemeinden zu trennen. So hatte Nippes, wegen seiner Industriebetriebe, bezüglich der Steuerkraft einen deutlichen Vorsprung. Bei der sich daraus ergebenden Aufteilung des Vermögens floßen der Nippeser Gemeindekasse 79% zu. Dies bereitete dem damaligen Bürgermeister Eich sicher Schwierigkeiten, da er in Personalunion Bürgermeister beider Gemeinden war.

Besagter Wilhelm Eich sorgte nicht nur bei Verhandlungen mit der Stadt häufig für Furore, sondern auch als Repräsentant der Bürgermeisterei. Dabei vergaß er nie, sich selbst ins rechte Licht zu rücken. Von Beruf Bauunternehmer, errichtete er sein Wohnhaus im Schatten einer Eiche. Es lag etwa an der Stelle, wo sich heute an der Neußer Straße der Kaufhof befindet. Die Amtsstube befand sich jedoch in einer Seitenstraße. Damit sein Name auch später nicht in Vergessenheit geraten sollte, benannte er vorsichtshalber schon zu Lebzeiten zwei Straßen nach sich, die Wilhelm Straße und die Eich Straße.

Mit der Selbstverwaltung von Nippes sollte schon bald wieder Schluß sein.

Nachdem alle Stadtmauern gefallen waren, wurde Köln von der Ausdehnung her die größte Stadt Deutschlands. Um die wirtschaftlichen, gesundheitlichen und baulichen Aufgaben angemessen wahrnehmen und koordinieren zu können, wurde am 1. April 1888 mit den anderen links- und rechtsrheinischen Gemeinden auch Nippes in die Gemeinschaft von „Mutter Colonia“ aufgenommen. Damit war der Name Mauenheim endgültig verschwunden und es gab nur noch die Bezeichnung „Köln-Nippes“.

Um so erfreulicher ist es, daß heute zwei Stadtteile des Stadtbezirkes Nippes, Namen aus der Geschichte des Vorortes tragen: MAUENHEIM und BILDERSTÖCKCHEN.

Der alte Nippeser Friedhof

In kirchlicher Hinsicht gehörte Nippes schon als „Herrlichkeit Mauenheim“ zur Pfarre Niehl.

Dies blieb auch so, als durch die Säkularisation Mauenheim/Nippes kommunal der Bürgermeisterei Longerich zugeschlagen wurde. Auch unter preußischer Herrschaft änderte sich daran nichts.

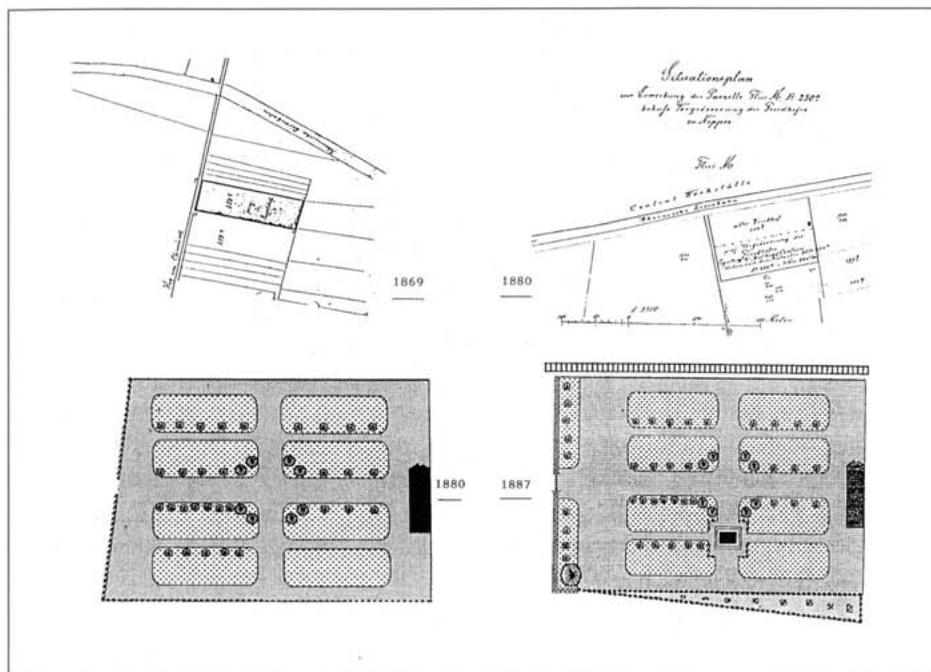
Obwohl Nippes bereits 1841 eine eigene Schule erhielt, mußten die Gläubigen zur Kirche immer noch einen Fußweg von 3/4 Stunde auf sich nehmen. Die Straßenbezeichnung „Niehler Kirchweg“ erinnert heute noch daran, wohin die Leute damals zur Kirche gingen. Erst als diese zu klein wurde, erhielt Nippes seine eigene Kirche. Am 1. Mai 1850 erfolgte die Grundsteinlegung für St.Maria Himmelfahrt an der Mauenheimer Straße (heute: Heinrich & Kunigund).

Bei der Niehler Pfarrkirche war inzwischen durch die bedeutend angewachsene Seelenzahl der Friedhof ebenfalls zu klein geworden. In Nippes befand sich, um die im Bau begriffene Kirche, ein passender Platz für einen Friedhof. Schon bald war dieser mit einer Mauer umschlossen. Am 1. Oktober 1850 wurde durch den Niehler Pfarrer, unter Assistenz mehrere Geistlicher, der Kirchhof nach Vorschriften der Agende eingeweiht und zur gleichen Zeit das älteste Mitglied des Nippeser Kirchenbau-Vereins, Peter Ripphaber beerdigt.

Schon ein Jahr später erwies sich der Kirchhof als zu klein und mußte um „12 Ruten, 95 Fuß Kölnische“ vergrößert werden.

Nippes wuchs weiter. Nur wenige Jahre nach Fertigstellung der Kirche, die 450 Menschen faßte, war diese für die stark angewachsene Seelenzahl zu klein. So standen die meisten Gläubigen sonntags vor der Kirche auf dem Friedhof. Mit Anlage der „Zentral-Eisenbahn-Werkstätte“, ging die Seelenzahl noch einmal sprunghaft in die Höhe. Bereits 1861 hatte die junge Pfarre 1800 Mitglieder. Im Frühjahr 1867 war selbst der erweiterte Friedhof voll belegt. Eine erneute Vergrößerung um die Kirche war nicht mehr möglich. Dies veranlaßte den damaligen Pfarrer Weißhaupt, einen Antrag auf Anlage eines neuen, der Seelenzahl angemessenen Friedhofs zu stellen.

Die Feldflur M, in der Nähe der Gleisanlagen der „Cöln-Crefelder-Eisenbahn“ gelegen, bot sich hierfür an. Obwohl bereits im Dezember 1867 von der königl. Regierung Abt. des Inneren, der Ankauf eines Grundstücks genehmigt wurde, dauerte es bis zur Anlage des neuen Friedhofs noch fast 1 1/2 Jahre. Hergerichtet wurde das Grundstück 250 b,



welches die Gemeinde Longerich von dem Gutsbesitzer Denhofen erworben hatte. Da die Nipperse Bevölkerung bis zur Errichtung der Eisenbahnwerkstätte in der Regel katholisch war, wurde der neue Friedhof auch zu Anfang nur mit katholischen Verstorbenen belegt. Die wenigen evangelischen Christen bildeten eine Minderheit und wurden auf Melaten bestattet. Aufgrund einer Sonderregelung durften diese ab 1870 auch hier beerdigt werden, allerdings in einer von Gebüsch bedeckten Ecke.

Nur knapp zehn Jahre später war auch das neue Grundstück zu klein und mußte vergrößert werden. Am 13. Juli 1880 wurde von der Wwe. Contzen das angrenzende Grundstück 250 a zum Preis von 2100 Mark dazugekauft.

Zu dieser Zeit hatte der Friedhof weder eine Mauer noch ein Tor. Da weit und breit jegliche Bebauung fehlte (die Geldernstraße war noch nicht angelegt) und mit Zerstörungen nicht zu rechnen war, genügte eine Weißdornhecke als Zaun. Der Friedhof wird von außen einer Parkanlage geglichen haben. Dazu trugen nicht zuletzt die zahlreichen Linden bei, die man hier angepflanzt hatte.

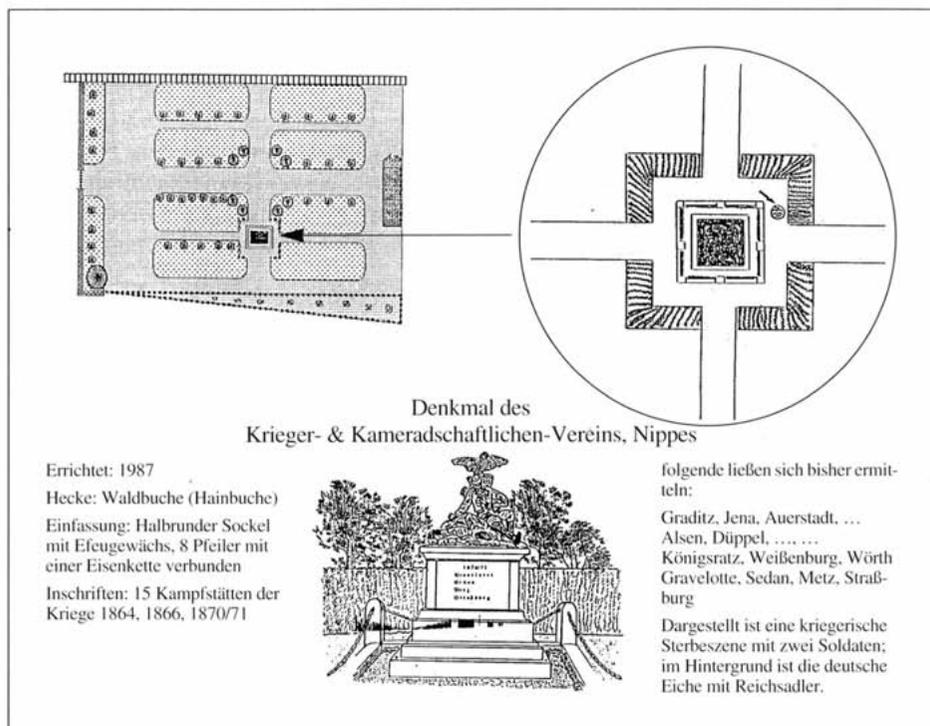
Eine besondere Attraktion muß ein Maulbeerbaum gewesen sein, der für die Kölner ein beliebtes Ziel beim Sonntagsspaziergang war.

Neben den üblichen Reihengräbern waren hier auch Grabstätten von Nipperse Kaufleuten, Pfarrern, Nonnen des Vinzenz-Hospitals, höheren Militärs und s.g. „besseren

Leuten“ anzutreffen. Da durfte natürlich ein Kriegerdenkmal nicht fehlen. Hierfür sorgte im Jahre 1886 der „Krieger- & Kameradschaftliche Verein, Nippes“.

Der Verein errichtete das Denkmal aus eigenen Mitteln zu Ehren der Gefallenen der Kriege 1864, 1866 und 1870/71. Auf dem Sockel waren 15 Kampfstätten eingraviert und zwar auf drei Seiten je vier und einer Seite drei.

U.a. waren aufgeführt: Alsen, Düppel, Graditz, Jena, Auerstedt, Sedan, Gravelotte, Metz, Straßburg, Weißenburg, Wörth und Königgrätz.



Nach seiner Errichtung auf dem westlichen Rondell des Friedhofs fehlte dem Denkmal eine würdige Einfassung. Aber hierzu mangelte es dem Kriegerverein an Geld. Der Longericher Gemeinderat griff unterstützend ein und bewilligte einen Betrag von 225 Mark. Außerdem erklärte man sich bereit, daß Denkmal in Eigentum und Unterhaltung zu nehmen.

Die entsprechenden Unterlagen müssen wohl bei der Eingemeindung von Nippes abhanden gekommen kommen. Denn als im Jahre 1893 der Vorsitzende des Kriegervereins den damaligen Oberbürgermeister Becker an die Absprache erinnerte, entstand ein reger Schriftwechsel zwischen der Stadtverwaltung, dem Polizeipräsidium, dem Bause-

ekretariat und dem Longericher Bürgermeister a.D. Wilhelm Eich. Letzter erinnerte sich zwar an die Beschlüsse, wußte jedoch nicht mehr, ob vor der Eingemeindung Kosten für den Unterhalt des Denkmals entstanden waren.

Schließlich beauftragte man den Kommunalbaumeister des Hochbauamtes das Denkmal zu untersuchen und evtl. Schäden beheben zu lassen.

Ab 1895 konnte auf dem Friedhof nur noch unter großen Schwierigkeiten beerdigt werden. Man mußte sogar dazu übergehen die Kinder, nach der Entfernung von Pflanzungen, an der Hecke entlang zu begraben, um so das bisher für die Beerdigung von Kindern verwandte Feld mit Erwachsenen belegen zu können. Der Beerdigungsturnus lag bei 15 Jahren, manchmal aus Platzgründen bei nur 10 Jahren (In Köln waren auf Melaten 20 Jahre Ruhezeit üblich). Beschwerden von Hinterbliebenen waren an der Tagesordnung. Vor allem fühlten sich diese, wegen der kurzen Liegezeit ihrer verstorbenen Angehörigen, in ihrer Pietät gestört. Für Kaufgräber bestand keine Nachfrage mehr, weil der wohlhabende Teil der Nippeser Bevölkerung inzwischen auf dem Nordfriedhof beerdigen ließ.

Am 8. Juli 1898 nahm der Friedhofsverwalter des Nordfriedhofes, Beitz eine Besichtigung vor, um sich über die Zustände zu informieren. Er stellte fest, daß der Friedhof völlig überbelegt und einen in der Gemarkung zerrissenen Eindruck machte. Eine Schließung war unausweichlich. Zumal der Friedhof, inzwischen eingezwängt zwischen Geldernstraße und Bahnleise, nicht noch einmal erweitert werden konnte.

Nachdem auf dem Nordfriedhof ein Feld für die Verstorbenen der Nippeser Gemeinden hergerichtet worden war, wurde der Friedhof an der Geldernstraße für Beerdigungen in allgemeinen Reihengräbern zum 1. Juli 1899 geschlossen, dem Verwalter Schuhmacher gekündigt und bis auf weiteres nur noch die Bestattung in Privatgräbern gestattet. Aber es wurden immer wieder Ausnahmen zugelassen. So wurde noch 1918 die 18-jährige Jungfrau Katharina Schuhmacher hier beerdigt.

Nippes wuchs weiter. Die Familien, die in die 1898 in die Häuser der Nievenheimer Straße gezogen waren, hatten oft viele Kinder. Neben den Feldern des Landwirtes Contzen, die sich damals noch bis zur Tierkörper-Vernichtungs-Anstalt erstreckten, diente vor allen Dingen der alte Friedhof als Spielplatz. Bei Einbruch der Dunkelheit waren es jedoch meist junge Pärchen, die sich hier einfanden. Ohne jegliche Aufsicht entwickelte sich der Friedhof langsam aber sicher zu einem Tummelplatz der Jugend. Sachbeschädigungen blieben nicht aus. Besonders das Kriegerdenkmal war offensichtlich hierfür ein beliebtes Objekt. Der Kriegerverein Nippes mußte die städtische Friedhofsverwaltung immer wieder auf Beschädigungen hinweisen. Worauf die Stadt meist gar nicht oder nur sehr schleppend reagierte. Der alte Friedhof war zu einem lästigen Übel geworden. Dabei schien es der Verwaltung völlig gleichgültig gewesen zu sein, daß sie



Vor dem Denkmal des Krieger- und Kameradschaftlichen-Vereins, Nippes.

Reglement

für die

Begräbnißplätze in Hippos und Niehl

in der

Gemeinde Langerich.

§. 1.

Jedes Grab wird für Erwachsene auf 7 Fuß Länge und 3¹/₂ Fuß Breite, für Kinder unter 9 Jahren auf 4 Fuß Länge und 2 Fuß Breite abgemessen.

§. 2.

Der Beerdigungsturnus wird für Erwachsene auf 15 Jahre, für Kinder unter 9 Jahren auf 10 Jahre festgesetzt. Die Tiefe der Gräber beträgt bei Erwachsenen 6 Fuß und bei Kindern 4 Fuß. Beim Gebrauch von Särgen aus Eichenholz und Metall wird eine Tiefe von 7 resp. 5 Fuß vorgeschrieben.

§. 3.

Der Friedhof wird in besondere Abtheilungen für Erwachsene und Kinder der katholischen und evangelischen Confession eingetheilt und soll auf jeder dieser Abtheilungen ein angemessener Raum für Familien-Begräbniße reservirt werden, welche zur bessern Aufstellung von Denkmälern eine Länge von 8 Fuß erhalten.

§. 4.

Bei Tage ist der Friedhof zugänglich, damit Jeder die Gräber ungestört besuchen könne. Nachts wird der Platz verschlossen gehalten.

§. 5.

Jedem steht es frei, das Grab der Seinigen mit einem schicklichen Denkmale zu versehen, doch wird dieses beseitigt, sobald die Reihenfolge wieder die Grabstätte erreicht.

Unter gleicher Bedingung ist es den Angehörigen und Freunden der Verstorbenen gestattet, die Gräber mit Blumen und Pflanzen zu schmücken.

§. 6.

Wer sich eine Grabstelle außerhalb der gewöhnlichen Reihe der Gräber auf der für Privatgräber bestimmten Raum-Abtheilung zeitweise sichern und die Befugniß erhalten will, zu verlangen, daß diese Grabstelle nach Ablauf des Beerdigungs-Turnus für weitere 15 Jahre unberührt bleibe und möglich 30 Jahre lang als Familien-Begräbnißplatz reservirt werden soll, zahlt für jedes Grab von 3¹/₂ Fuß Breite und 8 Fuß Länge 12 Thaler an die Gemeinde-casse der Gemeinde Langerich.

Ueber die durch stattgehabte Zahlung erworbene Berechtigung wird Seitens des Bürgermeisters eine Bescheinigung ertheilt, durch deren Datum der Beginn der 30jährigen Frist bestimmt wird.

Wer nach Ablauf der 30jährigen Frist das Grab für fernere 30 Jahre unberührt erhalten wissen will, muß diese Absicht vor Ablauf der Frist auf dem Bürgermeister-Amte erklären und kann die Berechtigung gegen Zahlung von zwölf Thalern an die Gemeindecasse der Gemeinde Langerich wieder erwerben. Dasselbe gilt für jeden in der Zukunft ablaufenden 30jährigen Zeitraum. Unterbleibt die Anzeige resp. Zahlung, so erlischt das Recht auf die Grabstelle.

In diesen Privatgräbern können je nach Ablauf eines gewöhnlichen Turnus keine anderen Beerdigungen stattfinden, als der Ehegatten oder der leiblichen Erben desjenigen, für den das Grab erworben worden, und ist die Uebertragung des Rechts an Andere unstatthaft.

§. 7.

In der Regel sind die Inschriften für die Grabmäler vorab der die Aufsicht führenden Behörde vorzulegen. Diejenigen, welche dies unterlassen, haben es sich selbst beizumessen, wenn die Behörde, im Falle sie die Inschriften nicht geeignet findet, die Denkmäler ohne Weiteres auf Kosten der Betheiligten wegschaffen, oder die Inschriften tilgen läßt.

§. 8.

Die Beerdigung der notorisch zahlungsunfähigen Personen findet unentgeltlich Statt. Für alle übrigen Beerdigungen betragen die Gebühren des Todtengräbers bei Kindern unter 9 Jahren 4^{1/2} Gr., für alle übrigen Gräber 25^{1/2} Gr. Bei einer Vertiefung der Gräber auf 5 resp. 7 Fuß (§. 2) betragen die Gebühren 24 Gr. resp. 27 Gr.

D

wird hiermit bescheinigt, daß durch die an die Communalcasse geleistete Zahlung von Thalern die Benutzung der auf dem Begräbnißplatze der Pfarrrgemeinde unter Abtheilung Nro. eingetragenem Begräbnißstätte von acht Fuß (2 Meter 20^{1/2} Cent.) lang und drei und einen halben Fuß (1 Meter 10 Cent.) breit, nach den obigen Bestimmungen des Begräbniß-Reglements erworben hat.

den

Der Bürgermeister von Langerich

sich bei der Eingemeindung von Nippes verpflichtet hatte, für den Schutz des Denkmals und die Instandhaltung der Umgebung zu sorgen. Der Kriegerverein forderte mehrfach die Versetzung des Denkmals nach Köln-Nord. Dies wurde jedoch mit der Bemerkung abgelehnt, daß solch ein Denkmal nicht harmonisch in die dortigen Anlagen einzuordnen sei. Nach langem hin und her stellte die Stadt für die erforderlichen Instandsetzungsarbeiten einen Betrag von RM 400,— zur Verfügung. Um den Friedhof und das Denkmal vor weiteren Zerstörungen weitgehend zu schützen wurde, wenn auch nur an der Südseite, eine Ziegelmauer errichtet.

Ein abschließbares Tor brachte zusätzliche Sicherheit. Außerdem wurde in der Zeit von 15.00 Uhr bis 18.00 Uhr wieder ein Gärtner beschäftigt, der gleichzeitig den Friedhof beaufsichtigen, spielende Kinder und allerlei „Gesindel“ fernhalten sollte. Dieser Gärtner hieß Schmitz und war eine „Leihgabe“ des Nordfriedhofes. Weil er in der Nievenheimer Straße wohnte, ist anzunehmen, daß ihm die Nachmittagsbeschäftigung sehr entgegen kam; verkürzte sie doch seinen Heimweg um mindestens ein 1/4 Stunde. Später teilte er sich Arbeit und Aufsicht mit einem Arbeiter mit Namen Heintz aus der Escher Straße.

Mit Ausbruch des zweiten Weltkrieges stellte die Stadt Beaufsichtigung und Pflege endgültig ein. Die Bomben des Krieges trafen auch den alten Friedhof immer wieder; lag er doch zu nahe an den Gleisen und am Reichsbahn-Ausbesserungswerk, welches den Engländern häufig als Ziel diente. Bei einem dieser Angriffe muß dann das alte Kriegerdenkmal zerstört worden sein. Jedenfalls stand bei Kriegsende nur noch der Sockel.

Der alte Friedhof hatte stark gelitten. Viele Gräber waren zerstört. Das lief wohl auch der Stadt zuwider. In diesem Zustand konnte die Anlage nicht bleiben. Etwa 1946 muß es gewesen sein, als in einer Nacht und Nebelaktion die noch vorhandenen Gräber einschließlich des Denkmals abgeräumt wurden.

Seitdem rankten sich um das alte Friedhofsgelände immer wieder abenteuerliche Geschichten. Den Anwohnern war der „alte Gottesacker“ irgendwie unheimlich. Als dann eines Tages am Morgen ein Selbstmörder an einem der Bäume baumelte, machten die Kinder und Erwachsenen nur noch einen großen Bogen um den Ort des Grauens.

Erst im Sommer 1981, fand das bis dahin vor sich hinschlummernde Grundstück wieder Beachtung. Arbeitslose Jugendliche hatten im Bürgerzentrum Holz bearbeitet und auf dem Gelände in Form von abenteuerlichen Spielgeräten aufgebaut.

Somit wurde der alte Friedhof, der heute Geldernpark heißt, wieder zum Tummelplatz für Kinder. Doch diesmal ganz legal.

Die soziale und politische Situation um die Jahrhundertwende

Bei den Eingemeindungsverhandlungen war sich Nippes seiner Position durchaus bewußt, auch wenn es 1885 nicht erreicht hatte, in den Stand der Städte erhoben zu werden. Nur eine Gebietserweiterung würde es ermöglichen, die nähere Umgebung der Stadt Köln würdig und einer Großstadt angemessen zu gestalten. Dies war auch dringend erforderlich. Denn keine andere Stadt der Umgebung bot solch ein trostloses Bild, wie Köln. Es gab weder öffentliche Anlagen noch freie Plätze. Die Wege und Straßen machten einen vernachlässigten Eindruck. Selbst die notwendigsten Verbindungsstraßen zu den einzelnen Ortschaften fehlten.

Schienen auf den ersten Blick die Vorteile der Eingemeindung bei der Stadt zu überwiegen, so darf nicht übersehen werden, daß jetzt vielen Bedürfnissen der Nippeser abgeholfen werden konnte. Wichtigster Punkt war die Entwässerung.

Die Notwendigkeit der Anlage eines unterirdischen Kanalsystems ergab sich vor allem aus der Tatsache, daß die für den menschlichen Abfall bestimmten Sickergruben nicht dicht hielten und das Grundwasser verdreckten. Eine auffallend große Zahl von Typhuserkrankungen war die Folge.

Mit den Arbeiten sollte sofort begonnen werden. Der Eingemeindungsvertrag sah eine Fertigstellungsfrist von maximal vier Jahren vor. In welcher Reihenfolge die Straßen entwässert werden sollten, war unter § 9 des Vertrages festgehalten. Das „Sechszigviertel“, das besonders durch die Eisenbahn-Zentral-Werkstätte einen enormen Zuzug zu verzeichnen hatte, sollte dabei vorrangig behandelt werden.

Mit Bebauung der Escher Straße erfolgte die erste Ausweitung von Nippes.

Während in Richtung Ehrenfeld das Schlachthofviertel entstand, erstreckte sich um das „Bilderstöckchen“ noch offene Feldflur. Von den militärischen Einschränkungen abgesehen, bestand auch jenseits der Eisenbahn in Richtung Westen kaum Bedarf an Bauland. Das Gebiet des heutigen Stadtteils Bilderstöckchen war geprägt von der Landwirtschaft. Bis an die Grenze von Longerich erstreckten sich die Felder des Nippeser Landwirtes Contzen (mit langem o gesprochen). Doch die „Landgemeinde“ vor den Toren der Stadt, zog mehr und mehr Industriebetriebe an. Die in diesen Betrieben beschäftigten Arbeiter und Beamte wohnten in erster Linie in der Stadt. (s. hierzu auch: Überregionaler Verkehr)

Obwohl es den Menschen um die Jahrhundertwende im Durchschnitt besser ging als je zuvor, lebte die Arbeiterklasse nach wie vor am Rande der Armut. Ein Blick auf die damaligen Verhältnisse verdeutlicht die Situation.

Die Revolution 1848/1849, die eine entscheidende Veränderung der Gesellschaft bringen sollte, war gescheitert. Ihre Führer verstummten. Außenpolitische Erfolge der preußischen Herrscher in den Kriegen 1866, 1870/71 und schließlich die Errichtung des Kaiserreichs, ließ jeden Umsturzversuch von vornherein als aussichtslos erscheinen. Ferner entsprach das seit 1849 geltende Drei-Klassenwahlrecht ganz dem Wunsch des Adels und des liberalen Bürgertums. Politischer Einfluß konnte also nur der nehmen, der ein entsprechendes (materielles) Vermögen besaß. Eine deutliche Abgrenzung vom Proletariat war die Folge. Um so erstaunlicher ist es, daß in Köln, eine der größten Städte Preußens, die Sozialdemokratie nur eine Randerscheinung war. Bis zum ersten Weltkrieg dominierte das Zentrum. Vielleicht liegt eine Erklärung darin, daß Köln eine Industriestadt war, die im wesentlichen aus Kleinbetrieben mit durchschnittlich vier Arbeitskräften bestand. Für eine Massenorganisation fehlten die Ansatzpunkte. Mit wem wollte man sich groß „solidarisieren“?. Der Einfluß des Pfarrers war immer noch größer, als der von Parteien.

Anders war die Situation in Großbetrieben. Hier waren es vor allem die Arbeiter der „Eisenbahnwerkstätte“, die sich politisch betätigten.

Der Koalitionsfreiheit war es zu verdanken, daß Arbeiter ab 1869 legal Gewerkschaften bilden konnten. Im historischen Archiv ist noch ein Mitgliedsbuch vorhanden, welches den Eisenbahner Reiner Lammertz als Mitglied ausweist.

Doch die meisten Unternehmer konnten mit den Gewerkschaften nichts anfangen. Mitgliedschaften galten als Zeichen von Undankbarkeit und wurden nicht gerne gesehen. Um sich vor „Unterwanderungen“ zu schützen, kreisten unter den Unternehmern s.g. „schwarze Listen“ mit den Namen der Gewerkschaftsmitglieder.

Nachdem seit 1871 auch die Wahlstimmen für die SPD ständig zugenommen hatten, sah sich die Regierung zu Unterdrückungsmaßnahmen gezwungen und erließ 1878 das Sozialistengesetz. Für die gerade sich formierende Arbeiterbewegung ein harter Schlag. Von nun an wurden Versammlungen beobachtet und bald ganz verboten. Der Druck war so groß, daß in den Eisenbahnwerkstätten, die Maschinenmeister Nohl (Nohl Straße) und Leonadi sogar zum Denunziantentum angehalten wurden. So blieb den Eisenbahnern oft nur die Wahl zwischen Austritt aus der Partei oder Gewerkschaft oder der Kündigung. Letzteres war kaum möglich, da dies wegen mangelnder sozialer Absicherung zwangsläufig ein Abrutschen in die Armut zur Folge gehabt hätte. Bürgermeister Eich konnte daher schon bald zufrieden feststellen, daß in seinem Verantwortungsbereich die SPD aufgehört hatte zu existieren. Den Gewerkschaften erging es nicht viel anders.

Als das Sozialistengesetz 1890 wieder aufgehoben wurde und die Arbeiterbewegung sich wieder formieren konnte, tat sie dies mit raschen Schritten. Jetzt war es den Arbeitern möglich, mit den bis dahin allmächtigen Unternehmern richtige Verträge zu schließen, die u.a. auch eine gewisse materielle Absicherung bildeten. Die Wochenarbeitszeit umfaßte „nur noch“ 59 Stunden.

Obwohl auch die durchschnittliche Lebenserwartung gestiegen war, galt ein Arbeiter mit 40 Jahren als alt und verbraucht.

Nach einem durch schwere körperliche Arbeit geprägtem Arbeitstag blieb keine Zeit für Entspannung. Wie sollte die bei den damaligen Wohnverhältnissen auch möglich sein? Eine Wohnung in den berüchtigten Arbeiterblocks, mit 18,2 m², war schon sehr komfortabel. Dabei muß man berücksichtigen, daß es sich hierbei um zwei kleine Zimmerchen handelte, die Platz für zwei Betten hatten und mindestens von fünf Personen bewohnt wurden. Eine solche Wohnung kostete 72 Mark Jahresmiete und 120 Mark Heizung, was etwa 1/5 des Einkommens entsprach.

Um 1900 entsprachen ungefähr 7% der Wohnungen nicht den Vorschriften. Sie waren zum Wohnen entweder grundsätzlich ungeeignet und damit Brutstätten von Krankheiten, wie Krätze und Tuberkulose, oder einfach überbelegt. Es war durchaus üblich, daß zu einem Arbeiterhaushalt nicht nur die engeren Familienmitglieder (Eltern und bis zu vier Kinder) zählten, sondern auch „Schlafgänger“. Das waren ledige Männer oder Frauen, die sich das Recht gemietet hatten, in einem Bett der Familie zu schlafen. Damit wurde für die Familie zwar die Miete erschwinglich, jedoch dürften unter derart engen Wohnverhältnissen bürgerliche Harmonievorstellungen nicht praktikabel gewesen sein. Es wurde oft und lautstark gestritten. Damit war der Arbeiter schlechter dran, als ein Bauer, der in dem vom Vater ererbten Haus leben konnte und somit keine Veranlassung zum Umzug hatte. Dagegen zogen die Arbeiter immer wieder um. Einmal in der Hoffnung doch noch eine menschenwürdige Wohnung zu finden, zum anderen zogen sie ihrer Arbeitsstelle hinterher, um nicht stundenlange Fußmärsche auf sich nehmen zu müssen. Dabei reichte ein Handwagen aus, um den gesamten Familienbesitz zu transportieren.

Angestellte und Beamte legten Wert darauf, nicht zur Arbeiterschaft gezählt zu werden. Lieber verzichtete man auf besseres Einkommen als auf seinen Rang. Um die bürgerliche Fassade zu wahren, war man sogar bereit, finanzielle Abstriche zu machen, denn ein Arbeiterlohn lag oft höher als ein Beamten- oder Angestellteengehalt. Auch war nach der neuen Sozialgesetzgebung 1891 die soziale Absicherung für Arbeiter wesentlich besser. Dies störte den „Mittelstand“ wenig. Aufgrund der schlechten finanziellen Lage waren die meisten Beamtenfrauen gezwungen mitzuarbeiten. Am Essen wurde gespart, um sich eine Mehr-Zimmerwohnung mit „guter Stube“ leisten zu können. Doch waren diese in der Enge der Stadt nur schwer zu bekommen. Die platzte bereits aus al-

len Nähten. Für Abhilfe wollten Unternehmer sorgen, die für ihre Arbeiter und Angestellten bessere und modernere Wohnungen außerhalb Kölns bauen ließen.

Der Großunternehmer, oftmals kein gesellschaftlicher Aufsteiger, sondern schon von Hause aus reich, legte in erster Linie Wert auf Bildung, Lebensstandard und gesellschaftliche Rangordnung. Er pflegte einen feudalen Lebensstil und fühlte sich als „Vater“ seiner Arbeiter, d.h. er erkannte eine Fürsorgepflicht an, erwartete dafür aber strikten Gehorsam.

Wenn ein solcher Industriebaron im Wohnungsbau investierte, geschah dies keineswegs uneigennützig. Vom Wohnungsbau auf dem freien Feld versprach er sich einerseits eine gute Rendite durch Mieteinnahmen, andererseits erhoffte er sich von einer besseren Unterbringung seiner Arbeiter und Angestellten gesündere und leistungsfähigere Mitarbeiter. Doch diese Rechnung ging nur dann auf, wenn die Wohnungen dicht bei der Arbeitsstelle lagen. Dabei waren Verkehrsverbindungen ebenso wichtig wie Einkaufsmöglichkeiten und das Vorhandensein von kleineren Handwerksbetrieben. Fehlte dies alles, zogen die Menschen wieder in die Stadt in die engen und feuchten Behausungen.

Dies hatte auch Franz Clouth erfahren müssen, der Gummifabrikant hatte in der Nordstraße für seine Arbeiter und Meister 9 Häuser errichten lassen. Obwohl die Wohnungen für die damaligen Verhältnisse äußerst modern waren (Alle hatten Gasanschluß und eine „Closeteinrichtung mit Wasserspülung“), zogen die Mieter bald wieder aus. In einem Schreiben vom 18. Dezember 1895 machte Clouth beim damaligen Oberbürgermeister seinem Ärger Luft, übersah jedoch dabei die tatsächlichen Beweggründe seiner Arbeiter. So warf er u.a. seinen Leuten vor, daß diese sich lieber in besseren Kleidern zur Schau stellen wollten, als für eine hübsche Wohnung 18,— bis 20,— Mark pro Monat aufzubringen. Er ging sogar noch einen Schritt weiter, wenn er behauptete, daß die Arbeiter im engen Zusammenleben in der Stadt einen besonderen Reiz sähen. Den Frauen unterstellte er Faulheit, als er schrieb, daß diese in kleineren Wohnungen weniger Arbeit hätten und so dem „Müßiggang“ häufiger huldigen könnten. Doch dazu hatten die Frauen um die Jahrhundertwende wahrlich keine Gelegenheit. Neben den 4 bis 5 Kindern, die sie in den engen Wohnungen großzogen, mußten sie meist für die Miete noch mitarbeiten.

Mit der Entwicklung der Vororte konnte die private Bautätigkeit nicht mithalten. Die Unternehmer, die für den großen Wohnungsbau die einzigen waren, die das entsprechende Kapital hatten, investierten in erster Linie in Neuanlagen ihrer Betriebe. Eigentlich nicht ganz verständlich. Denn neben den bereits genannten Vorteilen brachten sie dem Unternehmer noch weitere Vorzüge. Werkswohnungen sicherten den betrieblichen Frieden. Es gab keine Streiks und keine kostspielige Fluktuation. Das lag besonders daran, daß mit dem Bau von Arbeitersiedlungen und Wohnungen meist auch das Verbot jeglicher gewerkschaftlicher und sozialdemokratischer Betätigung

verbunden war. Manchmal sogar das Verbot der freien Berufswahl der Kinder, die ebenfalls im Unternehmen bleiben sollten. So wurde durch die Kopplung von Arbeits- und Mietvertrag die strukturelle Unsicherheit der Lohnabhängigen verschärft und der Arbeiter war als Mieter zu ständigem Wohlverhalten gezwungen. Unternehmenshierarchie und -kontrolle setzten sich bis ins Wohn- und Privatleben hinein fort. Trotzdem umgab den Erbauer von Werkwohnungen und -siedlungen, der Mythos des Wohltäters.

Um der Wohnungsnot in der Stadt zu begegnen, hatte man in Köln 1880 den Bau der Neustadt in Angriff genommen. Vorgesehen war von vornherein eine soziale Differenzierung der Bewohnerschaft durch Anlage und Ausrüstung der Quartiere und Viertel. Da das Kleinbürgertum den Ton angab (lediglich 37% der Kölner Beschäftigten gehörten der Arbeiterschaft an), entstanden in erster Linie „herrschaftliche“ Mietwohnungen und Wohnbereiche für Angehörige der Mittelschicht. Es lag auf der Hand, daß diese Art Bebauungspolitik das Wohnungsproblem nur teilweise lösen konnte. Denn für die Arbeiter in Industrie und Handwerk hatte sich ja kaum etwas geändert.

War die Wohnungsnot in der Stadt schon schlimm genug, muß die Lage in den Vororten als katastrophal bezeichnet werden. Mangelnde Verkehrsverbindungen, das nicht Vorhandensein von preiswerten Kleinwohnungen fesselte den Arbeiter an seinen Brötchengeber. Trotzdem konnte sich der Werkwohnungsbau in Köln, verglichen mit anderen Städten des deutschen Reiches nicht entscheidend durchsetzen. Franz Clouth mußte mangels Nachfrage seine Bauplätze sogar wieder verkaufen. Ob die „Rheinische Eisenbahngesellschaft“, die in Bayenthal Wohnungen für Obermaschinenisten, Werkmeister und sechzehn Arbeiterfamilien baute, ähnliches erlebte, ist nicht bekannt. Denn bei der Eisenbahnwerkstätte in Nippes war die Situation im wesentlichen anders. Im Sechzig-Viertel entstand gutes Nebeneinander von Arbeitsplatz und Wohngebiet. Hinzu kam eine gute Verkehrsverbindung und wegen der nach der Eingemeindung in Angriff genommenen Kanalisation bestand die Möglichkeit, nach den neuesten hygienischen Erkenntnissen zu bauen.

Der Arbeiter allein besaß keine Möglichkeit seine Wohnverhältnisse zu ändern. Dies erkannten damals verantwortungsbewußte Kölner Bürger, die sich von einer genossenschaftlichen Initiative den größten Erfolg versprachen. Die Initiatoren kamen selbst nicht aus der Arbeiterschaft, sondern aus dem kirchlichen Bereich oder aus dem öffentlichen Leben. Es waren Lehrer, Ärzte, Rechtsanwälte aber auch Unternehmer, die Wohnverhältnisse ihrer eigenen Mitarbeiter studiert hatten. Franz Clouth war aufgrund seiner negativen Erfahrungen nicht mehr bereit, sich an einer „Gemeinnützigen Wohnungsbau Gesellschaft“ zu beteiligen.

Die Gründer der Baugenossenschaften sahen die Hauptaufgabe darin, durch die gemeinnützige Bautätigkeit bahnbrechend mitzuwirken bei der Errichtung von Häusern, die den gesundheitlichen und sittlichen Anforderungen der Zeit gerecht wurden. Die Fi-

nanzierung sollte so gestaltet werden, daß die Häuser im Laufe der Zeit von den darin wohnenden Arbeitern erworben werden konnten. Sicherlich eine lobenswerte Absicht, die jedoch von zwei Faktoren belastet wurde. Erstens durch das preußische Genossenschaftsgesetz von 1868. Danach galt noch die uneingeschränkte Haftpflicht. Ein Risiko, das gerade für Bevölkerungsschichten, die sich mühsam ihr Geld zusammen gespart hatten, zu groß war. Wohlhabende Bürger hielten sich aufgrund der Solidarhaftung verständlicher Weise ganz zurück. Erst als 1889 die „beschränkte Haftung“ eingeführt wurde, kam der Durchbruch. Zweitens kritisierte der Haus- und Grundbesitzer-Verein die Förderungen, die den Bauvereinen und Genossenschaften zuteil wurden. Verständlich, denn den meisten privaten Bauherren wurden diese Mittel zwar nicht bewilligt, sie mußten sie aber durch Steuergelder mitfinanzieren.

Hauptgeldgeber der Baugenossenschaften waren die Landesversicherungsanstalten, die aufgrund ihres Kapitals eher als alle anderen Geldinstitute in der Lage waren, den Arbeiterwohnungsbau zu unterstützen. Außerdem hatten sie ein unmittelbares Interesse an der Hebung der Wohnverhältnisse, weil sie sich durch bessere Wohnungen ihrer Versicherten eine Verringerung der Versicherungsfälle versprochen.

Die Tätigkeit der einzelnen Kölner Baugenossenschaften und Bauvereine beschränkt sich in der Regel auf ihr Gründungsgebiet, das meist den Ausdehnungen des jeweiligen Vorortes entsprach. Das war gerade in der Anfangsphase wichtig, da die Genossenschaften ja erst durch den direkten Mangel an Arbeiterwohnungen in diesen Gebieten hervorgerufen wurden.

Die Nievenheimer Straße, ein Projekt der „Köln-Nippeser Bau- und Spargenossenschaft e.g.m.b.h.

Die erste Wohnungsbaugenossenschaft in Köln, die sich mit dem Bau von „Erwerbshäusern“ beschäftigte, war die 1895 gegründete „Köln-Nippeser-Bau- und Spargenossenschaft e.g.m.b.H.“.

Der Wohnungsbedarf der bei den Eisenbahnwerkstätten beschäftigten Beamten und Arbeiter war zum akuten Problem geworden. Der zaghafte Versuch des Wohnungsbaus und die einsetzende Bautätigkeit im Sechzigviertel hatte nicht die versprochene Linderung verschaffen können. Die Köln-Nippeser Bau- und Spargenossenschaft erwartete daher ein reiches Betätigungsfeld.

Bis Ende 1914 entstanden 134 Doppelhäuser mit 268 Wohnungen. In den zwanziger Jahren ging die Genossenschaft dazu über, Mehrfamilienhäuser zu bauen. Bis zur Verschmelzung mit dem „Genossenschaftlichen Wohnungsverein“ im Jahre 1941 entstanden noch insgesamt 19 meist kleine einzeln stehende Mehrfamilienhäuser. Dabei beschränkte sich die Bautätigkeit ausschließlich auf den näheren Anraum Nippes, Mauenheim und Weidenpesch. Für die Stadtteilgeschichte von Bilderstöckchen dürften be-

Antheil-Schein

Antheil-Schein

Köln-Nippeser Bau- und Spargenossenschaft

Eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht

zu Köln-Nippes.

Antheil-Schein

N^o 323

über *zwei* Stück

Antheile zu 100 Mark.

Herr *[Redacted]* *Styckoffen*

ist mit

zwei
Mark an der Köln-Nippeser Bau- und Spargenossenschaft
nach Maassgabe der Satzungen theilhaftig.

KÖLN-NIPPES, den *26 April 1909*

Der Aufsichtsrath:

Frank

Der Vorstand:

Proben.

Eingetragen in die Liste der Genossenschaft Seite *55*

Die Uebertragung oder Verpfändung eines Geschäftsanteils an einen Nichtgenossen ist der Genossenschaft gegenüber ohne rechtliche Wirkung (§ 21 der Satzungen). Die Uebertragung eines Anteils an einen Genossen kann nur nach vorheriger Mittheilung an den Vorstand und Umschreibung in der Genossenschaftsliste durch Auserfertigung eines neuen Antheilscheines geschehen.

Antheil-Schein

Antheil-Schein

sonders die Häuser der Nievenheimer Straße von Interesse sein. Doch zunächst zur Entstehungsgeschichte der Genossenschaft.

Als Initiator ist hier an erster Stelle Kaplan Enshoff zu nennen. Als Präses des Christlichen-Arbeiter-Vereins war er bestens mit den Familienverhältnissen der Arbeiter vertraut.

Mit seiner Rede auf der 1894 in Köln tagenden Katholikenversammlung hatte er die Arbeiterwohnungsfrage in den Mittelpunkt des Interesses gerückt. Doch das genügte ihm nicht. Er suchte Bündnisgenossen für ein Wohnungsbauprojekt. Die fand er bei den Honoratioren der Stadt Köln: den Kölner Landtagsabgeordneten und Apotheker Michael Frank, den Pfarrer Friedrich Krüth, den Bauunternehmer Johann Fischer aus Nippes, den Verlagsbuchhändler Fridolin Bachem aus Köln und den Rechtsanwalt und späteren Notar Carl Esser aus Bensberg. Also alles keine Arbeiter doch Mittelständler, die in der Lage waren, die ökonomische Notwendigkeit und Realisierbarkeit einer Baugenossenschaft einzuschätzen.

Ferner erlaubten es ihre Kenntnisse und Erfahrungen aus den Lebensumständen der Arbeiter, bestimmte kulturelle, soziale und medizinische Vorstellungen in die Arbeit einzubringen. Diese schlugen sich in der Konzeption des Projektes auch deutlich nieder. So sollte die Genossenschaft u.a. den Zweck verfolgen, dem Arbeiter Gelegenheit zur Erwerbung eines eigenen Heims zu geben, welches nach den Erfordernissen der Gesundheitslehre und der Sittlichkeit gebaut war. Damit sollte auch den Thesen der katholischen Soziallehre in der Enzyklika „rerum novarum“ von 1891 entsprochen werden, den Arbeiter durch bürgerlichen Besitz, durch Hausbesitz in den Staat zu integrieren und seßhaft zu machen. Die gesundheitliche Gefährdung durch die Lebensumstände der Arbeiterschaft, wie die Auflösung der klaren Familiengrenzen durch Kost- und Schlafgänger sollte nicht weiter der Kritik ausgesetzt sein. Somit ist anzunehmen, daß der Gedanke zur Gründung einer Baugenossenschaft nicht aus reiner Selbsthilfe entstanden ist.

Ungeachtet dessen war das Bau- und Sparprojekt eine fortschrittliche Konzeption, wegweisend für Köln. Eine mutige Tat noch dazu, zumal sich die Initiatoren aus den Kreisen der Boden- und Wohnreformer heftiger Kritik ausgesetzt sahen. Vor allem wurde befürchtet, daß der Arbeiter durch den Erwerb von Eigentum zum tyrannischen Hauswirt würde und zwangsläufig in das Lager jener gedrängt würde, die auf Boden- und Mietpreissteigerungen setzten. Einmal Hausbesitzer würde der Arbeiter sehr schnell der genossenschaftlichen Gemeinschaft den Rücken kehren und die Erweckung des Solidaritätsgefühls, die „wirtschaftliche und sittliche Hebung“, kämen nicht zur Geltung. Außerdem waren die Bodenreformer der Meinung, daß es den „kleinen Leuten“ überaus schwerfallen würde, das „freie“ Eigentum des Hauses wirklich zu halten. Zeiten der Arbeitslosigkeit, der Krankheit und auch die Erbteilung führten leicht zur Überschuldung. Ein langes, mühseliges Kämpfen, dem schließlich bald der Zusammenbruch fol-

ge, würde das Haus letztlich doch in die Hände kapitalkräftigere Elemente bringen. Diese Problem hatte man jedoch erkannt, und in den Satzungen der Genossenschaft entsprechende Vorkehrungen getroffen. So kam es am 29.11.1895 zur Gründung der ersten Kölner Baugenossenschaft, der „Köln-Nippeser-Bau- und Spargenossenschaft e.g.m.b.H.“.

Im Aufsichtsrat und Vorstand waren, wie bereits erwähnt, keine Arbeiter. Die Zusammensetzung der beiden Gremien war wie folgt:

Aufsichtsrat: Friedolin Bachem, Verlagsbuchhändler
Friedrich Adolf Krüth, Pfarrer von St. Marien
Johann Betz, Rektor
Wilhelm Dünner, Kaufmann
Johann Fischer, Bauunternehmer
Joseph Koenen, Rentner
Christian Cremer, Dr. med.
Wilhelm Kretzer, Fabrikant
Reiner Meyburg, Kaufmann
Heinrich Krings, Regierungsbaumeister

Vorstand: Michael Frank, Apotheker
Paul Bolder, Rentner
Herrmann Pitz, Kaufmann
Heinrich Enshoff, Präses
Ernst Schullin, Werksführer

Nicht nur die Gründung an sich weist auf den philanthropisch-fürsorglichen Charakter der Genossenschaft hin. 2/3 des Startkapitals zeichneten die „Gönner“, wie sich die 35 prominenten Kölner Begründer selbst nannten; die Zwischenfinanzierung wurde durch „persönliche Credite“ der Vorstands- und Aufsichtsratsmitglieder erbracht.

Auf dem Hintergrund der Erfahrungen, die sie im Umgang mit Arbeitern mitbrachten, formulieren die Gründer die Grundsätze ihrer Wohnungsbautätigkeit.

Die Genossenschaft sollte eine Eigenhausgenossenschaft sein, deren Grundsatz es war, den Arbeiterfamilien den Hausbau zu ermöglichen. Dies sollte über den Weg von sogenannten „Kaufanwärtinnen“ erreicht werden. D.H. die Genossenschaft stellte Haus und Grundstück zur Verfügung, welches der „Kaufanwärtin“ zunächst zur Miete bewohnte. Die Mietkosten durften dabei lediglich bei 50% des vereinbarten Kaufpreises liegen. Waren 1/3 des Kaufpreises getilgt, konnte der Kaufvertrag geschlossen werden. Da man die Häuser mit jeweils zwei Wohnungen bauen wollte, sollte durch Untervermietung die Tilgung erträglicher und schneller sein. Damit die Untervermietung nicht zu einer spektakulären Geldeinnahmequelle wurde, war die Miete für die Untervermietung be-

reits im Vertrag nach oben begrenzt. Um eine sittliche Gefährdung auszuschließen, durfte keine Vermietung an Kost- oder Schlafgänger erfolgen.

Dies alles sollte dazu beitragen, evtl. Ärger zwischen Mieter und Vermieter zu vermeiden. Auch ging man in der Genossenschaft davon aus, daß die Kaufanwärter durch die obigen Maßnahmen, auch als Mieter großes Interesse an der Erhaltung und Verbesserung des Anwesens hätten. Alles in allem ein für damalige Verhältnisse sehr fortschrittliches Konzept. Bewies es doch, daß die Ansiedlung von Arbeiterfamilien im eigenen Haus am Rande der Großstadt auch im Rahmen ihrer Einkommensverhältnisse möglich war, wenn eine eigene Vorfinanzierung geboten wurde. Stiegen, wie in diesem Fall, die Belastungen nicht über das übliche Mietniveau hinaus, konnten sich selbst die Bedürftigsten – die kinderreichen Familien – ein eigenes Haus leisten. Gerade diesen minderbemittelten Kaufanwärttern wollte die Genossenschaft in erster Linie helfen. Deshalb wurde niemand zugelassen, der über ein Eigenkapital von mehr als 2000 Mark verfügte, da er auch ohne genossenschaftliche Hilfe ein Eigenheim erstellen konnte. Als die Genossenschaft Ende Juli 1896 die Bautätigkeit aufnahm, bewarben sich sechs Tagelöhner als Kaufanwärter für die ersten Häuser an der Niehler Straße. Es war ein verunglückter Start, denn das Baugelände lag weit ab vom Arbeitgeber „Eisenbahnwerkstätte“. Erst durch die Eröffnung der „Cöln-Niehler-Straßenbahn“ im Jahre 1907 wurde die Häusergruppe in den allgemeinen Verkehr einbezogen.

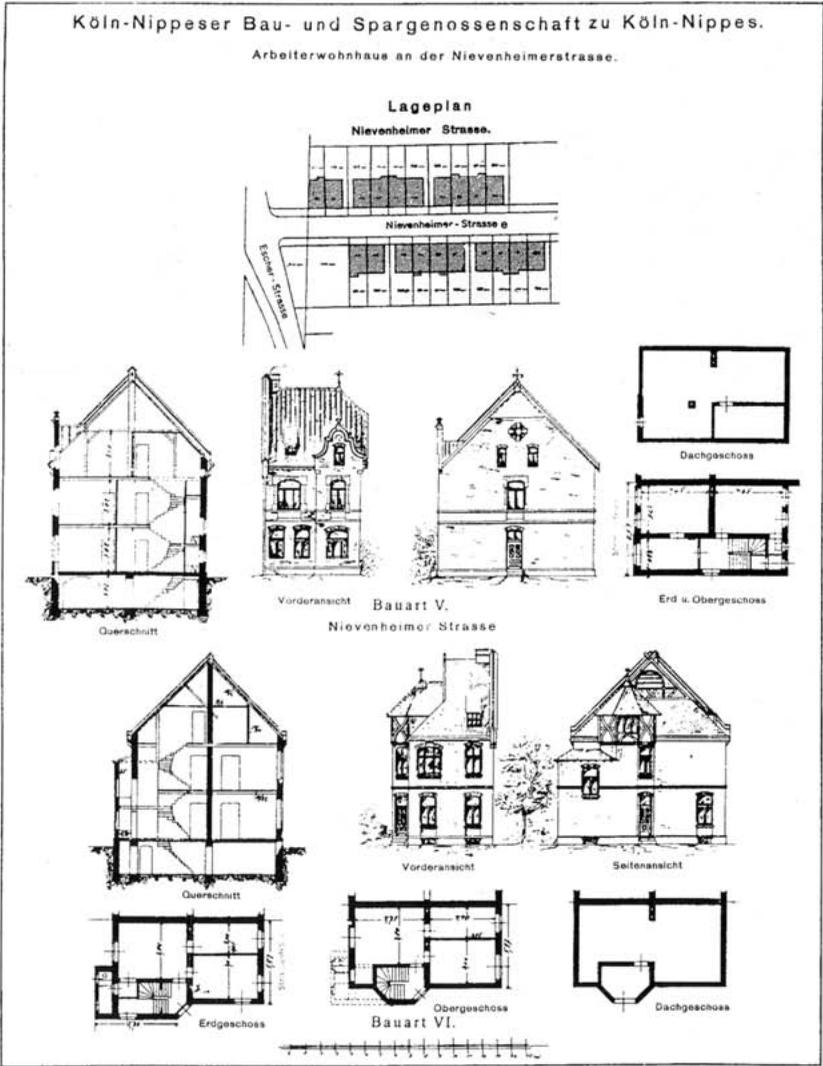
Bei den nächsten Bauvorhaben sollten Planfehler dieser Art von Anfang an vermieden werden. Daher wurde ein geeignetes Gelände in der Nähe der Bahn gesucht. Hier war inzwischen schon recht viel gebaut worden und das hatte sich natürlich auf die Grundstückspreise niedergeschlagen. Dennoch erwarb die Genossenschaft im Jahre 1898 zwischen der Geldernstraße und Escher Straße ein Grundstück von 4 1/2 Morgen, durch das die Nievenheimer Straße gelegt wurde.

In den Jahren 1898/99 entstanden hier 49 Zweifamilienhäuser. Alle nach den Erfordernissen der „Gesundheitslehre“ und der „Sittsamkeit“ gebaut.

Die kleinbürgerlichen Vorstellungen der Initiatoren, bereits in der Niehler Straße verwirklicht, wurden auch an der Betonung der individuellen Gestaltung der Häuser in der Nievenheimer Straße deutlich. Innerhalb der Straße wurde auf verschiedene Baupläne, Grundrisse und eine abwechslungsreiche Gestaltung der „Facaden und Hausgruppen“ Wert gelegt. Typisierungen wurden bewußt vermieden. Um Vorgärten als Ziergärten zu ermöglichen, lagen die Häuser 5 m von der Straße.

Der Kaufpreis eines Sechszimmerhauses betrug 6649,— Mark, der des Grundstücks 936,— Mark. Also insgesamt 7585,— Mark. Die Finanzierung der Häuser erfolgte bis zu zwei Drittel des Taxwertes von der Invaliditäts- und Altersversicherungsanstalt Rheinprovinz durch Hypotheken. Der Rest mußte von der Baugenossenschaft aufge-

bracht werden. Die jährliche Belastung betrug für den Kaufanwärter bis 1900 5,33% der Kaufsumme, später 5,10%. Diese konnte dadurch reduziert werden, wenn von der Möglichkeit der Untervermietung Gebrauch gemacht wurde. Die Genossenschaft gestattet dies ausdrücklich auf Antrag. Wenn auch mit gewissen Einschränkungen. So mußte der Untermieter entweder Arbeiter sein oder aber aus dessen sozialen Umfeld stammen. Eine Einzelzimmervermietung war ebenfalls verboten. So durfte z.B. eine Mansarde nur in Verbindung mit mindestens drei Zimmern untervermietet werden.





Die jährliche Belastung wurde wie folgt verrechnet:

1. Fremdkapital:

Die Darlehen der Landesversicherungsanstalt wurden bis Dezember 1899 mit einem Zins von 3,0% vergeben. Von Januar 1900 an zu 3,5%. Ab 1902 ging man wieder auf 3,0% zurück. Entsprechend erfolgte die Verrechnung.

2. Genossenschaftskapital:

Für den Anteil an den Genossenschaftskosten, Verzinsung des Genossenschaftskapitals, Rücklagen, sonstige Kosten u.s.w. wurden zunächst $\frac{5}{6}$, später $\frac{6}{10}$ des Kaufpreises angerechnet. Außerdem waren an Gebühren und Steuern monatlich etwa 4,— Mark zu entrichten. Daraus ergab sich eine Tilgungsrate von 1,5%, später (ab 1902) sogar von 2%.

Weitere Abzahlungen auf den Kaufpreis, mindestens jedoch 50,— Mark waren jederzeit möglich. Die Genossenschaft verzinst zum Jahresende alle Einzahlungen auf den Kaufpreis mit 4%. Diese wurden dann ebenfalls auf den Kaufpreis gutgeschrieben.

Waren $\frac{1}{3}$ des Kaufpreises = 2528,33 Mark eingezahlt, wurde der Kaufvertrag abgeschlossen. Doch bis zur Erlangung des völligen Eigentums war es noch ein weiter Weg, der von der Genossenschaft mit erheblichen Auflagen verbunden war. So durfte in dem

Haus weder eine „Schankwirtschaft“ betrieben werden, noch war der Verkauf von Waren gestattet. Beauftragte der Genossenschaft waren berechtigt, das „Anwesen“ jederzeit zu betreten, um zu kontrollieren ob der Kaufanwärter ein guter „Hausvater“ sei und „*Decken und Wände stets in guter Farbe hielt*“ und den „*Abort, das Stallgebäude sowie Garten und Einfriedung in gutem Zustand hielt*“.

Der Kaufanwärter hatte auf seine Kosten „*das Gemüll zu entfernen, die Straße zu reinigen und mit seinem Nachbarn die gemeinschaftliche Senkgrube zu reinigen*“. Außerdem hatte er eine Feuerversicherung abzuschließen.

Um eine Vorstellung zu bekommen, welche Belastungen auf einen Kaufanwärter zukamen, sei an dieser Stelle nochmals auf die soziale Situation der Arbeiter hingewiesen.

Von den 73 Kaufanwärtern, die sich 1899/1900 um Zweifamilienhäuser bewarben, besaßen 38 Bewerber vier bis acht Kinder. Von Beruf Tagelöhner, Fabrikhandwerker, Schriftsetzer, Flickschuster und Maurer lag ihr Tagesverdienst kaum über vier Mark. Beamte waren oft noch schlechter dran. Hinzu kam noch, daß Beamte als Kaufanwärter eigentlich nicht berücksichtigt werden durften. Denn gemäß den 1896 vom Gesamtvorstand der Lebensversicherungsanstalt Rheinprovinz verabschiedeten Grundsätzen, mußte der „Darlehensnehmer“ in der Regel Versicherter der Invaliditäts- und Altersversicherung Rheinprovinz sein. Ausnahmen waren wohl möglich gewesen. Denn 1899 waren unter anderem auch sechs Beamtenfamilien in die Nievenheimer Straße gezogen. Eine Tatsache, die von den Nippeser Geschäftsleuten mit sehr gemischten Gefühlen zur Kenntnis genommen wurde, und sie behielten mit ihren Ahnungen recht. Am Anfang des Monats wurde reichlich gekauft, dann setzte die Flaute ein. Arbeiter und Handwerker waren lieber gesehen. Wie in diesen Berufsgruppen die Lebensumstände waren, sei am Beispiel eines bei der Bahn beschäftigten Schlossers, aufgezeigt.

Um die Jahrhundertwende war er mit 200,— Mark der Genossenschaft beigetreten. Eine Summe, die für ihn sicher nicht leicht aufzubringen war; verdiente er doch lediglich 4,35 Mark am Tag, was einem Jahreseinkommen von 1306,12 Mark entsprach. Vorausgesetzt er war das ganze Jahr über (300 Tage) arbeitsfähig.

Das Haus in der Nievenheimer Straße, welches er mit seiner Frau und drei Kindern bezog kostete 6649,— Mark, das Grundstück 936,— Mark, also insgesamt 7585,— Mark. Auf dieser Grundlage ergaben sich für ihn folgende Beträge:

5 1/10 der Kaufsumme	386,88 Mark pro Jahr
oder monatlich	32,24 Mark
Abzügl. Mieteinnahme aus Untervermietung	<u>16,40 Mark</u>
Insgesamt	<u>15,84 Mark</u>

Die Mieteinnahmen aus der Untervermietung durften 51% der Eigenbelastung nicht überschreiten. Damit entsprachen die Wohnkosten 14,55% seines monatlichen Einkommens. Dies war zu damaliger Zeit besonders günstig. Denn bei einer Erhebung im Jahre 1910 lag der durchschnittliche Mietaufwand bei Arbeiterhaushalten noch weit über 20%.

Bezüglich der Tilgung sah die Rechnung wie folgt aus:

Preis des Hauses	: 7385,— Mark
Anzahlung	: 200,— Mark
Verblieben	: <u>7385,— Mark</u>

Hierauf wurde ein Mietzins von 3% gerechnet oder	: 221,55 Mark
Verzinsung des Genossenschaftskapitals 6/10	: 44,31 Mark

Jährliche Einzahlung	: 386,88 Mark
Ergab an Abtragung	: 121,02 Mark
Zuzüglich Zinsen (4% v. 386,88 Mark)	: 15,47 Mark
Somit betrug die jährliche Tilgung	: 136,49 Mark
oder	
<u>11,37 Mark im Monat</u>	

Von der verblieben Eigenbelastung von 15,84 Mark durften somit 4,47 Mark als reine Miete angesehen werden.



Obwohl zu dieser Miete in ganz Nippes keine Dreizimmerwohnung zu finden war, belastete selbst dieser geringe Betrag die Haushaltskasse erheblich. Zumal, wie bereits erwähnt, noch einige Nebenkosten zu bestreiten waren. Es mußte an allen Ecken gespart werden. Zum Beispiel bei den Lebensmitteln, deren Kosten man dadurch versuchte gering zu halten, daß man in dem 222 m² großen Garten eine kleine Landwirtschaft betrieb. Neben Gemüse, Obst und Kartoffeln sorgten vier Ziegen, zwei Schafe, acht Kaninchen und einige Hühner für einen „abwechslungsreichen Speiseplan“.

Doch im allgemeinen war die Lebensweise zwangsläufig recht einfach. Fleisch gab es nur ein- bis zweimal pro Woche. Am Freitag meist Stockfisch. Das Rübentkrautbrot zählte zu den Hauptnahrungsmitteln.

Schlimm war es für die Familie, wenn es zu Erwerbsbeschränkungen kam. Zum Beispiel durch einen Arbeitsunfall des Ernährers. Seit dem 30. Juni 1900 gab es zwar das Gewerbe-Unfall-Versicherungsgesetz, wodurch besondere Härtefälle zwar abgedeckt wurden, trotzdem mußte die Familie im Schadensfall mit erheblichen Einbußen rechnen. So erging es auch der Familie des bereits genannten Schlossers, der sich 1903 bei Arbeiten bei der Bahn eine Verletzung des linken Unterarms zugezogen hatte. Das Vinzenz-Krankenhaus hatte ihm darauf hin eine Arbeitsunfähigkeit von 50% bescheinigt. Daraus errechneten sich für ihn folgende Ansprüche:

Jahreseinkommen	: 1306,21 Mark	
66 2/3	: 870,75 Mark,	abgerundet: 871,20 Mark
<hr/>		
davon 50%	: 435,38 Mark,	abgerundet: 435,60 Mark
Für die Ehefrau und drei Kinder		<u>: 784,80 Mark</u>
Ergab zusammen		<u>: 1220,40 Mark</u>
oder		
<u>monatlich : 101,90 Mark</u>		

Geriet eine Familie gar durch den unverhofften Tod des Ernährers in Tilgungsschwierigkeiten, hielt sie doch an ihrem Haus fest, da ja auch andernorts kein billigerer Wohnraum zu finden war. So war es auch nicht weiter verwunderlich, daß in den ersten zehn Jahren des Bestehens der Genossenschaft, nur 14 Kaufanwärter ihr Haus aufgaben, davon jedoch sechs aus Umzugsgründen.

Die Lebensqualität der Bewohner des „südlichen Bilderstöckchens“ hatte sich 1908 kaum verbessert. In Köln war die Arbeitslosenzahl auf 2031 gestiegen. In Nippes wurden im Rahmen eines Notprogramms die Arbeitslosen mit dem Zerkleinern von Basaltsteinen „beschäftigt“.

Im Winter, wenn nur wenige Männer Arbeit hatten, wuchs die Not. In vielen Familien diente die Heimarbeit der Frauen zur Sicherung des Lebensunterhalts. Fast unlösbar wurde das Problem, wenn eine Witwe mehrere Kinder zu ernähren hatte. Diese Frauen arbeiteten fast Tag und Nacht. Durch die Kinder ans Haus gefesselt, konnten sie keine Tätigkeit in Handel oder Industrie ausüben. Dabei stieg der Bedarf an „billigen“ weiblichen Arbeitskräften ständig. Besonders Hauspersonal war gefragt. Im Jahre 1908 standen 100 offenen Stellen nur 74,46 Stellensuchende gegenüber.

Brachte die Beschäftigung als Dienende im Haus einer Herrschaft schon kaum mehr als ein „Zubrot“, war der Verdienst einer Heimarbeiterin eher noch schlechter. Selbst bei Vollbeschäftigung verdiente sie nicht so viel, daß Rücklagen möglich waren. „Anschreiben“ beim Krämer war üblich. War dessen Geduld zu Ende wurde die Verwandtschaft „angepumpt“. Aber die hatte meist auch nichts mehr. Letztlich blieb nur der Gang zur „städtischen Armenverwaltung“, die in jedem Stadtteil einen Vertreter hatte. Dieser war ein angesehener Bürger, der seine Tätigkeit ehrenhalber verrichtete und im Volksmund „Armenvater“ genannt wurde. Mit Geld hat er jedoch nie ausgeholfen, weil nach Meinung der Armenverwaltung die Armen vom Geld nur Schnaps und Bier kaufen würden. So gab es Bons für Lebensmittel und Schuhwerk. Diese konnten jedoch nur in stadteigenen Stellen eingetauscht werden. Da der Weg zum Armenvater zum Verlust des Wahlrechts und zu einer Minderung der sozialen Stellung selbst unter der ärmsten Bevölkerung führte, ging man lieber zum Pastor oder zu den Beginen. Bei den Beginen handelte es sich um den halbklösterlichen, religiösen Zusammenschluß von Gruppen frommer Frauen, die bei wohlhabenden Bürgern für die Armen betteln gingen. Die Beginen und auch die Nonnen übten damals wahre Nächstenliebe. Niemand, der an ihre Tür klopfte, wurde abgewiesen.

Zu diesen sozialen Problemen gesellte sich bald auch noch eine drohende Kriegsgefahr.

So sehr die Bewohner der Nievenheimer Straße die Annehmlichkeiten des eigenen Hauses schätzten, waren auch Nachteile nicht von der Hand zu weisen. Denn die Konzentration von Wohnen und Arbeiten führte zu einer einseitigen Struktur, die aber im Gegensatz zur Innenstadt und den vornehmen Wohnvierteln Marienburg und Lindenthal durch die Anhäufung negativer Komponenten die Lebensumstände der Bewohner besonders herabdrückte. Weil die Häuser der Nievenheimer Straße, wie fast alle Genossenschaftsbauten, weit entfernt von der Altstadt lagen und es selbst bis Nippes oder Ehrenfeld ein gutes Stück Fußweg war (Es gab noch keine Bahn- oder Busverbindung), gerieten die Frauen und Kinder in die soziale Isolation. Ein stark ausgeprägtes Zusammengehörigkeitsgefühl war die Folge. Besonders bei den Kindern und Jugendlichen, die sich häufig zu „Banden“ zusammenschlossen. Mit den Ehrenfeldern befanden sie sich im ständigen Kampf. Die „Schlachtfelder“ waren die Liebigstraße und die Gegend, wo sich heute die Nippeser Schweiz befindet. Wenn der „Feind“ mit Steinen genügend bombadiert worden war, ging man mit Stöcken und Knüppeln zum Nahkampf über. Zerrissene Kleider, Löcher im Kopf, Beulen, blaue Augen waren die Folge. Wenn dann nach Stunden das Schlachtfeld geräumt wurde, war meist der Termin für eine neue Schlägerei schon fällig. Die Verwundeten erhielten abends von ihren Vätern meist eine verbesserte Auflage.

Daß es im allgemeinen in der Nievenheimer Straße recht friedlich zugeht, lag nicht zuletzt an Schutzmann Müller, der damals für Recht und Ordnung sorgte. Groß von Gestalt, und natürlich mit Schnurrbart, war er gefürchtet bei jung und alt. Mit seiner Frau

wohnte er in einem kleinen Häuschen in der Ossendorfer Straße, gegenüber der Schule. Er verstand keinen Spaß und besonders die Kinder machten einen Bogen um ihn. Folgende Anekdote erzählt man sich noch heute:

„Da es um die Jahrhundertwende noch keine städtischen Mülltonnen gab, hatte jeder Bewohner seinen eigenen Mülleimer (meist ein alter Putzeimer). Diese wurden in der Frühe geleert, mußten aber jedoch bis spätestens 9.00 Uhr wieder von der Straße sein. Daß auch Jedermann diese Vorschrift befolgte, darauf achtete Schutzmann Müller. Heute kaum vorstellbar, aber verständlich, denn damals wurden immer wieder Mülleimer gestohlen. Dies war keineswegs ein geringes Vergehen, denn Mülleimerdiebstahl „verletzte nicht nur Privatinteressen sondern auch die öffentliche Ordnung“.

Um nun seine preußische Objektivität und Gerechtigkeit unter Beweis zu stellen, schrieb Schutzmann Müller sogar seiner Frau ein Protokoll, weil sie vergessen hatte, den Mülleimer bis 9.00 Uhr von der Straße zu holen. Die Strafe betrug 3,— Mark.“

Den „Nievenheimern“ blieb für Zerstreuungen wenig Zeit. Zu sehr war man mit der Sicherung des Lebensunterhalts beschäftigt. Welche Freude müssen die Bewohner empfunden haben, wenn dienstags und donnerstags der „bucklige Bastian“ mit seiner Drehorgel für bescheidene Abwechslung sorgte.

Aufgrund ihrer Verwurzelung im katholischen Milieu, waren die Kaufanwärter der Genossenschaft in der Regel von katholischer Konfession. So auch in der Nievenheimer Straße, die dadurch im Volksmund schnell „Et Allerhillige Jäsje“ genannt wurde. Dieser Name ist auch heute noch lebendig und mit Recht, denn in kaum einer anderen Straße des Stadtteils Blderstöckchen findet man am



Tage der Pfarrprozession soviel Blumen- und Fahنشmuck. Die von den Anwohnern gestalteten Altäre sind kleine Kunstwerke, die in dieser Aufmachung kaum in einem anderen Kölner Stadtteil zu sehen sind. Geht man an einem solchen Tag durch die kleine Straße, glaubt man, die Zeit wäre stehen geblieben. Denn trotz baulicher Veränderungen, Kriegseinwirkungen und der vielen Autos hat das „Allerhilligen Jäsje“ nichts von seinem Charme eingebüßt.



Die Genossenschaftshäuser bestimmen noch heute das Bild der Straße. Lediglich die 1903 von der Nippeser Familie Töller errichteten Mehrfamilienhäuser (Nr. 1 und Nr. 3, heute Wiederaufbau) haben andere Fronten.

So anerkennungswert die Leistungen der Genossenschaft auch waren, dem Mangel an guten und preiswerten Wohnungen konnte sie kaum nennenswert abhelfen. Das Nippeser Wohnungsproblem war nur im Großen zu lösen. Bis Ende 1914 errichtete die Stadt für die in ihrem Dienst stehenden Arbeiter, Angestellten und Beamten 45 Arbeiter- und 9 Beamtenhäuser. Unter anderem 3 Gebäude mit 12 Wohnungen am Schlachthof und 3 Gebäude mit drei Wohnungen bei der Tierkörper Verwertungsanstalt. Die königliche Eisenbahndirektion folgte diesem Beispiel und ließ im Sechzigviertel eine Arbeiterkolonie errichten.

Bis 1936 hat die Nippeser Bau- und Spargenossenschaft relativ kontinuierlich arbeiten können. Sie wurde getragen von einem vorbildlichen Idealismus und der Aufopferung für die Allgemeinheit, besonders der sozial Minderbemittelten.

Warum die Genossenschaft 1941 in den „Genossenschaftlichen Wohnungsverein zu Köln e.g.m.b.H.“ aufging, ist heute nicht mehr festzustellen. Vermutlich war sie, wie andere Kölner Baugenossenschaften, dem politischen Druck seitens der nationalsozialistischen Verwaltung, nicht gewachsen. Am 30. Juni 1941 fand das einmal so erfolgreiche Gemeinschaftswerk vor dem Kölner Amtsgericht sein Ende.

Das Artilleriedepot an der Longericher Straße

Das gegen Ende des 19. Jahrhunderts einsetzende allgemeine Wettrüsten machte es erforderlich, daß die „Festung Köln“ ausgebaut werden mußte. Die alte Stadtumwallung hatte als Festungsverteidigungsanlage längst ihre Bedeutung verloren. Weittragende Geschütze und eine moderne Wehrtechnik machten eine größere Festung notwendig, die auch die durch die Eingemeindung hinzu gekommenen Ortschaften schützte. So wurde aus der einstigen Stadtfestung eine große Fortfestung mit zwölf Forts, 23 Zwischenwerken und 24 Infanteriestützpunkten. Neben dieser Fortlinie hatte der Militärfiskus Gelände angekauft, welches im Kriegsfall als Artillerieaufmarschgelände dienen sollte.

Obwohl die Artillerie unter den preußischen Truppenteilen, die in Köln stationiert waren, eine besondere Bedeutung hatte, waren ihre Soldaten dem Gespött der Bevölkerung ausgesetzt. Wegen der Kugel auf dem Helm an Stelle einer Spitze und wegen ihrer Tätigkeit wurden sie „Bumsköpp“ genannt. Eine Bezeichnung die Artilleristen allerdings auch anderswo gegeben wurde, und keineswegs unüblich war. Mit zunehmender Bedeutung und Größe der Festung Köln wuchs auch die Stärke der für den Ernstfall vorgesehenen Besatzung. Waren es 1883 noch 40.000 Soldaten, standen bei Ausbruch des Krieges 52.000 Mann unter Waffen.

Diese Entwicklung bedurfte zwangsläufig einer Aufstockung der Geräte-, Pulver-, Munitions- und Pferdebestände. Hierfür mußten neue, größere Lagermöglichkeiten geschaffen werden. Besonders bei der Artillerie bestand wegen ihrer schweren Gerätschaften Handlungsbedarf.

Im Jahre 1906 entschloß sich der Militärfiskus nach einer Festungsgeneralstabsreise auf dem weiten, unübersehbaren Kappesgelände zwischen Nippes und Longerich, ein Artilleriedepot zu bauen. Wegen der Nähe zur Eisenbahn, bot sich ein 32 Morgen großes Gelände an der Longericher Straße an. Doch die bereits vorhandenen Tierkörper-Verwertungsanstalt, der Schiefersburger Weg und mehrere Kiesgruben zwangen zu einer unregelmäßigen Bauweise. Die Anlage muß für die damalige Zeit geradezu gewaltig gewesen sein. Umgeben von 4 m hohen, mächtigen Mauern entstanden 10 Hallen von



Longericher Straße 115
Ehemaliges Offiziershaus des Artilleriedepots

150 m Länge und 15 m Breite. Ferner verfügte die Anlage über ein Offiziershaus (heute: Longericher Straße 115) und ein Dienstwohngebäude für den Schirrmeister Kißner (Longericher Straße 117). Latrinen für die Mannschaften, mehrere Stallgebäude und natürlich ein Exerzierplatz. Durch Bäckerei, Wäscherei und Müllgrube war die Unabhängigkeit von der Stadt gegeben. Besonders massiv konstruierte Laderampen waren nötig, um die schweren Geschütze, die per Bahn über einen eigens angelegten Schienenstrang vom Verschiebebahnhof Nippes kamen, abzuladen. Während der Einrichtungszeit rollten Tag und Nacht die Züge an, vollbeladen mit Lafetten, Geschützen und Munition. Ein Geschütz wurde jedoch über die Straße transportiert, die „DICKE BERTA“. Der von Krupp konstruierte 42 cm Mörser konnte Geschosse bis zu einem Gewicht von 900 kg verschießen. Ältere Anwohner der Geldernstraße erinnern sich noch, wie sie als Kinder hinter den mit sechs Kaltblutpferden bespannten Zugwagen hergelaufen sind, die das große Geschütz zum Depot brachten.

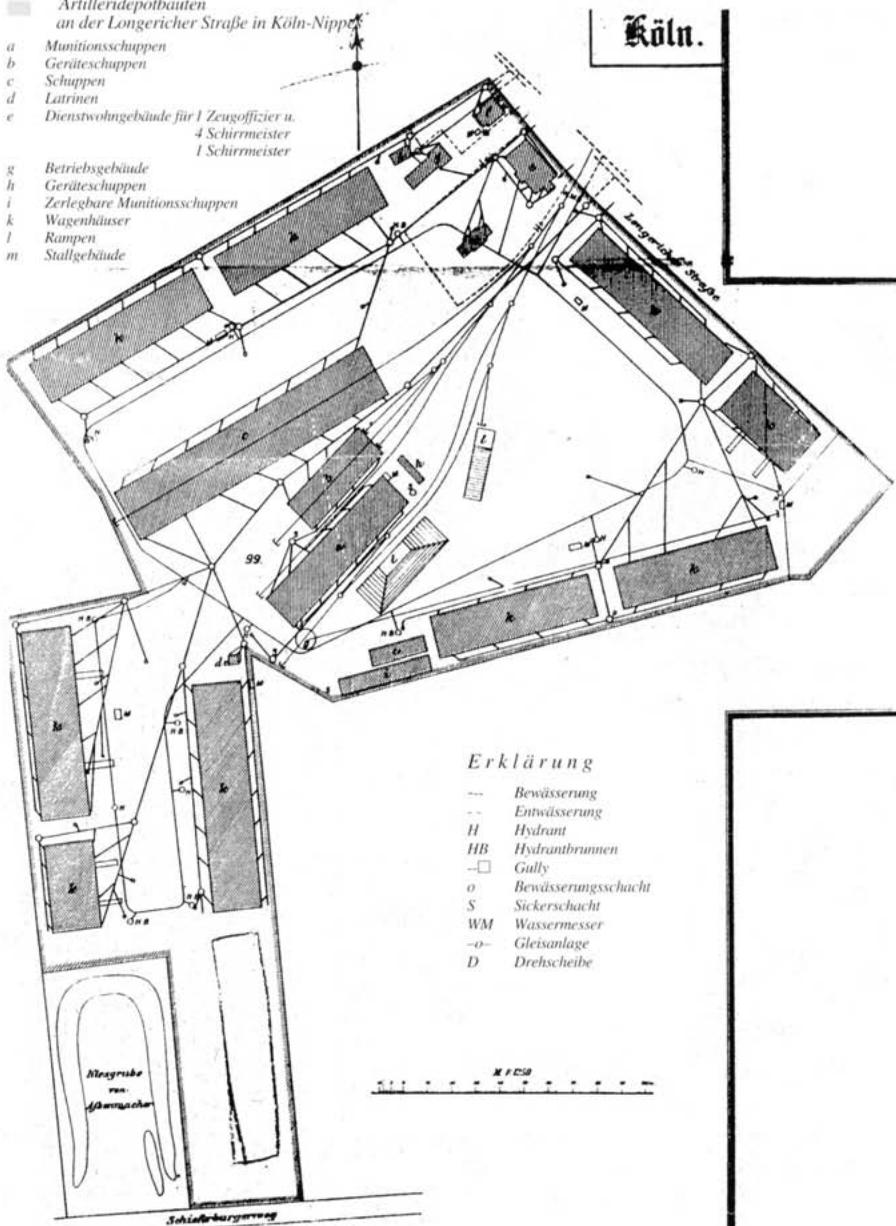
Als die Einlagerung abgeschlossen war, lagerten in den Depothallen eingefettet und geölt so viele Geschütze, daß mehrere Neuformationen damit ausgerüstet werden konnten. Außerdem waren hier Sattelzeug und Geschirr für unzählige Bespannungen aufbewahrt. Zwei Tore, die sich jeweils an der Longericher Straße (Höhe Trifelsstraße) und am Schiefersburger Weg (Höhe Eberburgweg) befanden, gewährten Zugang zu der Depotanlage. Davor standen Tag und Nacht Wachposten.

Da sich die große Anlage schon bald als zu klein erwies, mußten außerhalb der Mauern einige Nebenbetriebe errichtet werden. Zum Beispiel am Schiefersburger Weg, auf dem Gelände der heutigen Schule Reutlinger Straße. Hier wurden in einem Munitionsschuppen vorgefertigte Granaten mit Pulver gefüllt. Auf der Feldflur bis zum Heckhof entstanden in „Leichtbauweise“ s.g. Wagenhäuser.

1914, als der Krieg nicht mehr aufzuhalten war, stellte sich die Stadt Köln auf Verteidigung ein. An der Escher Straße, etwa an der heutigen Haltestelle der Hochbahn, wurde eine Flak aufgebaut. Im Artilleriedepot herrschte ein reges Treiben. Die Geschütze wurden hervorgeholt, gereinigt und gebrauchsfertig gemacht. Immerhin waren 31 Batterien mit Kanonen und Munition zu versorgen. Diese weit vor der Stadt liegenden Einheiten (in den Forts und Zwischenwerken wurden Kampfgeschütze grundsätzlich nicht eingesetzt) hatten die Aufgabe, der Infanterie bei einem überraschenden Angriff einen Rückhalt zu geben und den „Feind“ bereits weit vor der Stadt abzuwehren. Mit Beginn des Krieges waren es nur einige wenige verstreut liegende Batterien, die vor der Stadt Stellung bezogen hatten. Massiert sollte die Artillerie erst zum Einsatz kommen, wenn die Angriffsrichtung des Feindes bekannt war. Für die erste Geschützaufstellung wurden daher zunächst nur 168 Kanonen aufgebaut. Diese bescheidene Anzahl läßt sich nur damit erklären, daß die Anfangerfolge des deutschen Heeres in Belgien und Nordfrankreich eine Gefährdung Kölns unwahrscheinlich machten. Dennoch wurden 10.600 Schützengräben und 25.000 m Verbindungsgräben gezogen. Im Rhein wurden Strom-

Artilleriedepotbauten
an der Longericher Straße in Köln-Nippes

- a Munitionsschuppen
- b Geräteschuppen
- c Schuppen
- d Latrinen
- e Dienstwohngebäude für 1 Zeugoffizier u.
4 Schirmmeister
1 Schirmmeister
- g Betriebsgebäude
- h Geräteschuppen
- i Zerlegbare Munitionsschuppen
- k Wagenhäuser
- l Rampen
- m Stallgebäude



Erklärung

- Bewässerung
- Entwässerung
- H Hydrant
- HB Hydrantbrunnen
- Gully
- o Bewässerungsschacht
- S Sickerschacht
- WM Wassermesser
- o Gleisanlage
- D Drehscheibe

Es gelang jedoch nicht, all die vielen Wagen, Geschütze und sonstige Waffen aus der 30-Kilometerzone zu entfernen, um sie den Zugriffen der Engländer zu entziehen. Obwohl die Kölner Militärbehörden für jedes Geschütz, welches auf die rechte Rheinseite gebracht wurde, eine Belohnung von 100 Mark zahlten, für schwere Geschütze sogar 200 Mark. Die Jugendlichen waren besonders emsig. Sie brachten Protzen, Wagen und Lafetten nach Deutz. Im Zuge dieser Maßnahmen, wird auch das Depot an der Longericher Straße geräumt worden sein?

Am 6. Dezember befand sich kein deutscher Soldat mehr in der Stadt. Die ersten Engländer zogen durch menschenleere Straßen in Köln ein. Ein Tag später nahm eine englische Brigade Infanterie in Braunsfeld und Ehrenfeld Quartier. Das war nur der Anfang. Am 9. Dezember war die Besatzung Kölns bereits auf 30.000 Mann angestiegen. Ein Jahr später betrug die Durchschnittszahl 55.000. Von diesen Soldaten wurden Schulen, Kasernen und unzählige Privatquartiere beschlagnahmt. Im Zuge dieser Maßnahme wurde auch das Artilleriedepot mit englischen Truppen belegt. Von der „Schleifung“ blieb die Anlage verschont. Die „Gäste“ blieben bis zum Januar 1921. Im Vertrag von Locarno war die Räumung der Kölner Zone beschlossen worden.

Die Depotbauten an der Longericher Straße standen nun leer und es sollte noch bis zum 16. Januar 1933 dauern, bis sich hier wieder neues Leben regte.



Ehemalige Wagenhalle des Artilleriedepots.

Der Blücherpark

Daß die Bewohner von Bilderstöckchen den Blücherpark nicht so recht als ihren Park ansehen, ist nicht weiter verwunderlich. Denn bis zum Bau der Autobahn war dieser nicht nur von Neu-Ehrenfeld beansprucht, sondern auch Karten und Stadtpläne trugen dieser Meinung bis in die sechziger Jahre hinein Rechnung. Beschäftigt man sich mit der Geschichte des Parks, ist dies keineswegs logisch. Denn danach hätte Nippes ebenfalls Anspruch auf den Park gehabt. Ein echter Grenzfall also, der erst bei der Gebietsneuordnung 1975 geklärt wurde. Seitdem gehört der Park eindeutig zu Bilderstöckchen. Er ist somit nicht nur optisch, sondern auch durch die Bezirksgrenze von Ehrenfeld abgeschnitten.

Der auf den heutigen Besucher nicht mehr ganz zeitgemäß wirkende Park hat seine eigenen Geschichte.

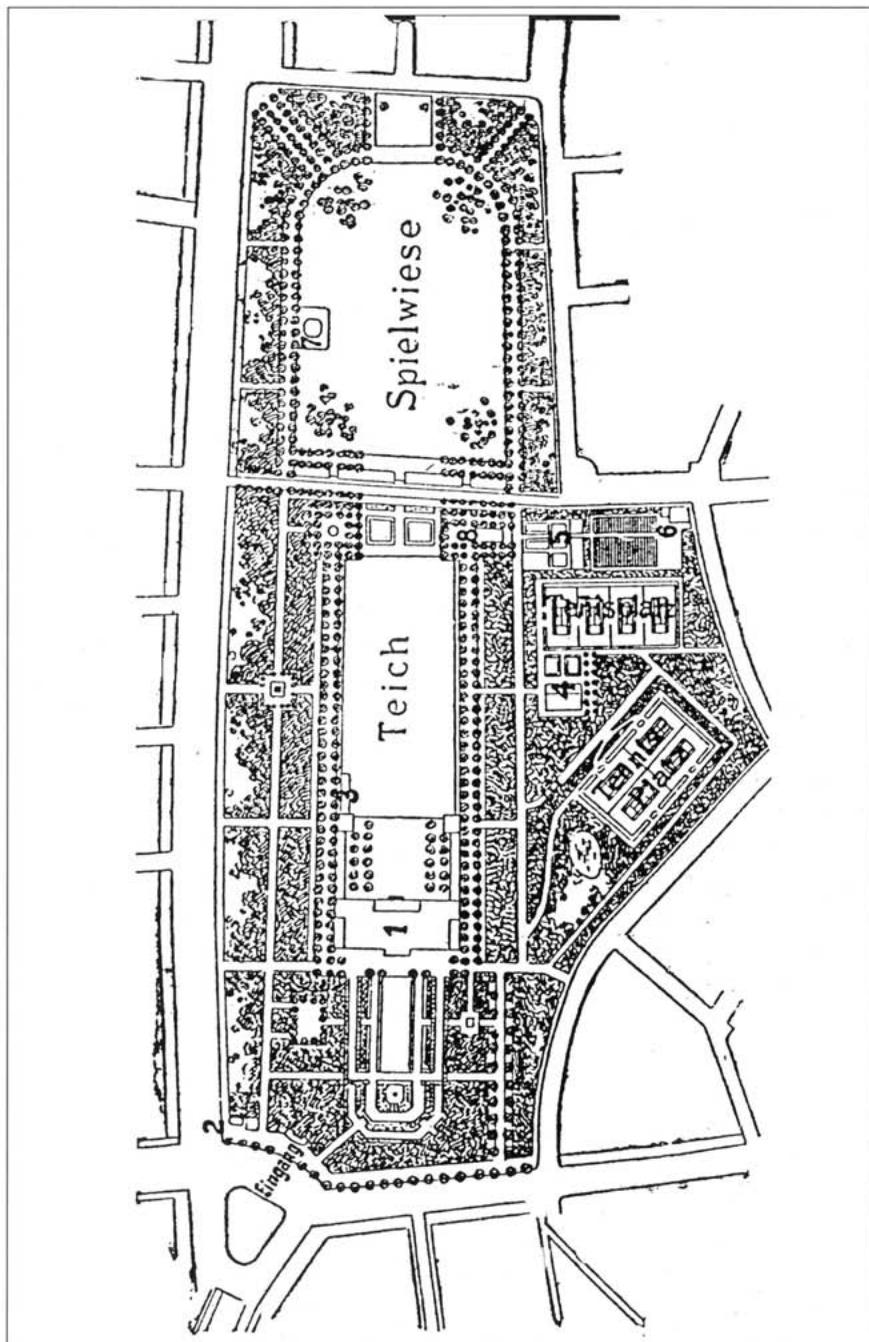
In den Vororten Nippes und Ehrenfeld hatte Anfang des 20. Jahrhunderts eine starke Verstädterung eingesetzt. Industriebetriebe und Wohngebäude bestimmten das Bild. Für Grün- und Freizeitanlagen war kein Platz.

Doch die Bewohner dieser dicht besiedelten Vororte suchten zumindest am Sonntag etwas Erholung. Aber wo?

Innerhalb der Stadt gab zwar sogenannte Landschaftsparks, doch waren diese zum Teil starren Schmuckplätze mit ihren Blumenbeeten, kaum geeignet, der Bevölkerung den Hausgarten zu ersetzen. Anlagen sollten den Besucher sittlich bilden und geistig erbauen. Es versteht sich von selbst, daß der gepflegte Rasen nicht betreten werden durfte. Doch die Menschen wollten die Grünanlagen nicht nur bestaunen sondern auch benutzen. Denn einen Ausflug in die umliegenden Wälder, wie zum Beispiel den Königsforst, konnten sich die Arbeiter und Beamten kaum leisten. Reisen war teuer und den meisten fehlte hierzu das Geld. Was blieb war ein Spaziergang durch die Felder. Eine von den Landwirten natürlich nicht gerne gesehene Alternative. Dies alle erkannte sehr früh Fritz Encke, seit 1903 Gartendirektor der Stadt Köln. Die Idee zum Volkspark war geboren.

Als erster „neuzeitlicher Volkspark“ wurde 1911 der Vorgebirgspark eröffnet. Hier gab es keine hochgezüchteten Zierpflanzen mehr sondern nur noch herkömmliche Stauden und heimische Baumarten. Geradezu sensationell war das von jedermann zu jeder Zeit zu betretende Planschbecken. Bewegten sich bisher auf staubigen Wegen dichte Menschenmassen, konnte man es sich jetzt unter schattigen Bäumen auf dem Rasen bequem machen. Bereits vor Fertigstellung des Vorgebirgsparks war klar, daß Encke mit seiner Vorstellung genau den Wünschen, besonders denen der unteren Bevölkerungsschichten, entsprochen hatte.

Fast zur gleichen Zeit wurde an der Ossendorfer Straße in der Nähe des sogenannten „Butterberges“ eine weitere Parkanlage in Angriff genommen. Auf dem zwischen Ehrenfeld und Nippes gelegenen Gelände sollte nach den Vorstellungen Enckes ein 17 ha



1. Restaurant, 2. Bedirfnisanstalt, 3. Boothaus, 4. Tennishaus, 5. Beamtenwohlfnung, 6. Geräteschuppen, 7. Musikpavillon, 8. Spichwasserbecken

großer Park nach barockem Vorbild entstehen. Während des Winters 1910/1911 konnten die Arbeiten so gefördert werden, daß die Ausschachtung des Teichs und die Herrichtung der Tennisplatzes beendet werden konnten. Auch die den Teich umgebenden Lindenalleen wurden bereits angepflanzt. Am 1. Juli 1913 wurde der Park eröffnet. Die Ossendorfer Straße führte durch den Park. Die Herkulesstraße sollte bis zu demselben weitergeführt werden. Diese war auch der Grund, warum der Park zuerst den Namen „Herkulespark“ erhalten sollte. Doch dann erinnerte sich das Stadtverordnetenkollegium an die Heldentaten eines Marschalls Blücher, der vor 100 Jahren mitgeholfen hatte, das Rheinland von den Franzosen zu befreien. Seitdem trägt der Park den Namen des Kriegshelden.

Bei der Eröffnung wurde in die Schulchronik der Ossendorfer Straße notiert:

„Der Park ist wohl eine der eigenartigsten Anlagen der Stadt Köln. Stilgemäß sind die Wege, Blumenbeete und der Teich von geraden Linien begrenzt. Grüne Rasen und mannigfaltige Blumen bieten dem Auge eine wohlthätige Abwechslung. Frische junge Bäume und Sträucher sind eine Zierde an den Wegen und werden im Laufe der Zeit den nötigen Schutz vor heißen Sonnenstrahlen geben. Ein provisorisches Restaurationsgebäude spendet groß und klein die verschiedensten Erfrischungen. Eine Spielwiese ist der Tummelplatz der Jugend.“

Ein Provisorium ist das Weiherrestaurant mit Kahnverleih immer noch. Obwohl die Parkanlage heute durch Verkehrslärmelästigung, ihre Erholungsfunktion stark eingebüßt hat, ist der ursprüngliche Charme durchaus noch vorhanden. Da ist zum Beispiel die streng geometrisch gegliederte und auf eine Mittelachse bezogene Form, die Räume von unterschiedlicher Zweckbestimmung klar umreißt. Charakteristisch ist auch die Auswahl der bodenständigen Baumarten wie Linde und Ahorn. Den Blickfang am Parkende bildet ein von Pyramidenpappeln eingefasstes Wasserbecken. Die Geländeunterschiede wurden geschickt ausgenutzt, um verschiedene Spielplätze und einen Sportplatz zu integrieren. Die Blumen sind in besonderen Blütengärten untergebracht, zum Teil terrassiert an den Teich angelehnt, zum Teil mit hohen wuchtigen Heckenwänden umrahmt. Breite schattige Alleen, von hohen Baumhecken umschlossene Gänge, das steinumfaßte, tiefliegende Wasserbecken und Wiesen zum Spielen laden heute noch zu einem Besuch des Parks ein.

Volksparks sollten nicht nur Erholungsmöglichkeiten bieten, sondern der damaligen Bevölkerung auch die Freude am Kunstschönen vermitteln. Daher auch die in Volksparks häufig anzutreffenden Statuen. Im Blücherpark zieren jeweils zwei Löwen die Treppenaufgänge.

Durch Anlage der Autobahn A 57 wurde der inzwischen angewachsene Park ein Teil seiner Fläche beraubt. Zum Ausgleich ist eine Erweiterung nach Norden bis zur Militärringstraße vorgesehen. Doch die Verwirklichung des Projektes bereitet erhebliche Schwierigkeiten. Das durch Auskiesung und Wiederauffüllung gezeichnete Gelände



Kahnpartie im Sonntagsstaat.

weiste einen hohen Anteil Altlasten auf (s. auch dort). Allein auf den Teil zwischen Robert-Perthel-Straße und Escher Straße sind 1969 120.000m³ Unrat verfüllt worden. Eine Altlastenuntersuchung hat jedoch nie stattgefunden.

Die mit der Ausführung der Arbeiten beauftragten Gärtner, fanden bei Grabungen auch Krankenhausabfälle und Medikamente. Da auf der ehemaligen Müllkippe kaum Mutterboden vorhanden war, hatten die teuren Bäume von Anfang an wenig Überlebenschance.

Drei Jahre nach Fertigstellung des ersten Teilabschnittes sahen bereits viele Rasenflächen verbrannt aus. Rund 40 Bäume waren abgestorben oder in einem miserablen Zustand. Dies veranlaßte im Oktober 1990 ein WDR-Fernsehteam nach Gründen zu suchen. In einem anliegenden Gewässer einer Kiesgrube wurden sie dann auch fündig. Hohe Dosen von krebserregendem chlorierten Kohlenwasserstoffen (CKW), die vermutlich aus dem Untergrund der Parkanlage stammten. Ferner stellte das WDR-Team fest, daß an den gebleichten Rasenstellen Methangas entwich. Dies sorgte in der Nippeser Bezirksvertretung für einigen Wirbel. Eine Untersuchung wurde angeordnet. Rund 130 Bohrungen bis zu einer Tiefe von drei Metern, bestätigten zwar das Vorhandensein von Methangas, Kohlendioxyd und chlorierten Kohlenwasserstoffen, führten jedoch nicht zur Schließung der Anlage, da die gemessenen Werte den normalen Konzentrationen einer Hausmülldeponie entsprachen. Eine Gefährdung für Menschen schien somit nicht gegeben. Das ungewöhnliche Baumsterben war und ist damit weiterhin unklar. Vielleicht war die Ursache ganz einfach in dem heißen und trockenen Sommer von 1990 zu suchen.

Unabhängig davon, ob noch weitere Untersuchungen stattfinden, mit der Fertigstellung des Projektes wird nicht vor der Jahrtausendwende zu rechnen sein. Zwei Teilabschnitte sind heute bereits verwirklicht, mehr als eine halbe Million Kubikmeter verbaut. Eine Brücke für Fußgänger überwindet die Äußere Kanalstraße. Gegen den Lärm der nahen Autobahn schützen teilweise hohe bepflanzte Wälle.

Mit Optimismus in den Untergang

In den Jahren bis zum ersten Weltkrieg war das Leben in Deutschland durch einen flammenden Nationalismus gekennzeichnet. Die Massengesellschaft war geprägt von einem verhängnisvollen Überlegenheitsgefühl und Nationalprestige.

Trotz der sich abzeichnenden Kriegsgefahr blickten die meisten Kölner voller Optimismus in die Zukunft. Vielleicht, weil man 1910 schon einen Weltuntergang überstanden hatte. Denn in der Nacht zum 19. Mai, so hatten die Wissenschaftler berechnet, würde der „Halley'sche Komet“ mit unvorstellbarer Geschwindigkeit auf die Erde zu-rasen und dem Erdendasein ein Ende bereiten. Die Angst vor dem Weltuntergang machte viele Menschen krank. Sektenprediger bestärkten die Leute noch in ihrer Angst, indem sie von Hölle und Teufel faselten. In der letzten Nacht auf der Erde waren in Köln die Wirtschaften überfüllt. Kaum einer hielt es zu Hause aus. Viele sind in dieser Nacht arm geworden, weil sie ihr Hab und Gut versoffen haben mit der Begründung, man könne doch nichts mitnehmen. Dabei waren die Lebensverhältnisse, besonders die der Arbeiter schon schlecht genug. Als am Morgen die Ernüchterung kam, waren viele noch ärmer und die Wirte hatten das Geschäft ihres Lebens gemacht. 1 Liter Bier kostete 30 Pfennige. Für einen Arbeiter mit einem Wochenlohn von 22 Mark nicht gerade wenig. 30 Pfennige erhielt ein Soldat als täglichen Sold.

Das Jahr 1911 brachte einen heißen Sommer. Viele Kinder aus der Nievenheimer Straße, die barfuß gingen, haben sich damals die Fußsohlen verbrannt. In der Innenstadt wurde durch die Hitze der Asphalt so weich, daß er an den Schuhsohlen kleben blieb. Zu der großen Hitze kam auch noch eine Fliegenplage hinzu. Dem heißen Sommer sind auch viele Säuglinge zum Opfer gefallen. Daß die Kindersterblichkeit bei Arbeitern viermal höher lag als bei Akademikern, muß für die damalige Zeit als normal angesehen werden.

Am 16. Juni 1913 wurde das 25 jährige Regierungsjubiläum des Kaisers gefeiert. Auf dem Neumarkt fand ein Parade statt und in der Schule Ossendorfer Straße erhielten die Kinder eine „Jubiläumsausgabe von Jung Köln“. An „würdige Schüler“ wurden Bücher mit „patriotischem Inhalt“ verteilt.

Der erste Weltkrieg und seine Folgen

Am 22. Juni 1914 ermordeten serbische Attentäter den österreichischen Thronfolger Erzherzog Ferdinand und seine Frau in Sarajewo. Die allgemeine Kriegsbereitschaft und Kriegsbegeisterung in Europa verhinderte eine diplomatische Lösung des Konfliktes. Auch in Köln wurde der Krieg herbeigewünscht. Die Kneipen und Kaffeehäuser waren überfüllt in jenen Tagen. In den meisten wurden patriotische Ansprachen gehalten, Lieder gesungen und immer wieder Hochrufe auf den Kaiser, das Heer und die Marine ausgebracht, in welche die Gäste meist stürmisch einstimmten. Die wenigen

Kundgebungen gegen den Krieg vermochten das Rad der Geschichte nicht aufzuhalten. Die Verkündung der Mobilmachung wirkte in Köln, wie in allen anderen Städten Deutschlands, geradezu erlösend. Die Bevölkerung war wie überall von einer ungeheueren Begeisterung ergriffen. Was die Obrigkeit den Menschen jahrelang eingehämmert hatte, trug jetzt Früchte.

Die Kinder aus der Nievenheimer Straße und Umgebung schämten sich für ihre Väter, die als Beschäftigte der Bahn, meist als unabkömmlich deklamiert, nicht eingezogen wurden. Doch auch hier hatte die Regierung „vorgesorgt“. Aufgrund eines Aufrufs zum „Vaterländischen Hilfs- und Vorbereitungsdienst“ konnten noch nicht wehrfähige Jugendliche eine vormilitärische Ausbildung o h n e Gewehr erhalten. So trafen sich Schüler, Lehrlinge und Jungarbeiter einmal wöchentlich an den Wochenenden und während der Ferien im „Jugendregiment I, Köln. Voller Stolz trugen die Jungen die schwarzen Armbinden, Koppel und Feldmützen als Uniformersatz. Später war mit Genehmigung der Eltern eine Ausbildung mit Gewehr möglich. Die Kinder und Jugendlichen wurden bei der Entladung von Heeresgut und im Wachdienst eingesetzt. zum Lohn durften sie dann später, nachdem sie das wehrfähige Alter hatten, sich einen Truppteil aussuchen, bei dem sie kämpfen wollten. „In der Heimat gibt’s ein Wiedersehen“ sangen sie, als sie zum Bahnhof zogen. Nach vier Jahren Krieg gab es für Millionen kein Wiedersehen.

Nach knapp einem Jahr war der „Hurra Patriotismus“ schon vorbei. Kein Sieg in Sicht. Die Deutschen Soldaten lagen in den Schützengräben im Stellungskrieg. An den Landkarten, die in vielen Kölner Wohnzimmern hingen, brauchten die roten Siegerfähnchen nicht mehr versetzt zu werden.

Trotzdem wurde Kaisers Geburtstag gefeiert. Die Kinder in der Schule Ossendorfer Straße sangen das „Kaiserlied“:

*Der Kaiser ist ein lieber Mann,
Er wohnt in Berlin.
Und wär es nicht so weit von hier,
so zög ich heut noch hin.*

Die Kriegsnöte machten sich in den Familien bald deutlich bemerkbar. Lebensmittel wurden knapp. Um dem einigermaßen entgegen zu wirken, hatten die deutschen Truppen auf ihrem Weg durch Belgien und Frankreich fast alles Milchvieh beschlagnahmt. Die Tiere wurden u.a. auch nach Köln gebracht. An der Geldernstraße (heute Ecke Parkgürtel) waren Stallungen errichtet worden. Hier wurden von holländischen Fremdarbeitern die Kühe gemolken und für eine spätere Schlachtung gefüttert. Doch mit den abnehmenden militärischen Erfolgen blieb der Nachschub aus. Die Tiere wurden zum Schlachthof gebracht, die Anlage verfiel.

Trotz der schlechten Versorgungslage legten die Kölner eine fast beispiellose Opferbereitschaft an den Tag, an der die „Katholische Volksschule Ossendorfer Straße“ auch lebhaften Anteil nahm. Die Schulchronik berichtet aus diesen Tagen:

Die Mädchen fertigten Strümpfe, Stauchen, Leibbinden, Ohrenwärmer und andere Kleidungsstücke für unsere Mannschaften im Felde an. Die Knaben brachten Nahrungs- und Genußmittel mit, die in einer dafür aufgestellten Kiste gesammelt wurden. In einzelnen Klassen wurden für das ROTE KREUZ Büchsen aufgestellt, in die die Kinder ihren Erlös von Lumpen und Knochen oder ihre Ersparnisse von Botengängen warfen. Andere öffneten ihre Spardosen oder gaben ihren Verdienst her, den sie für Besorgungen bekommen hatten. Mütter stellten freudig die Schulsparkassenguthaben ihrer Kinder zur Verfügung. Der Lehrerschaft gebührt das Lob, die Sammlertätigkeit angeregt zu haben. Noch gegen Schluß des Schuljahres 1914/15 wurde von den Lehrpersonen eine Metallsammlung angeregt und eine Kiste voll Metallgegenstände aus Kupfer, Messing, Bronze, Zinn, Zink, Blei oder Nickel zur Sammelstelle befördert. Durch die Dankschreiben, die aus dem Felde von unseren tapferen Soldaten einliefen, fühlten sich die Schulkinder nicht nur belohnt, sondern auch immer wieder zu neuem Eifer angeregt. Auch die „Fuchsjagd“ (Anm. d. Verf.) wurde mit großem Eifer betrieben. Die Kinder brachten in kurzer Zeit 600 Mark in Goldstücken zusammen. (obgleich im Schulbezirk doch nur kleinere Beamte und Arbeiter wohnten. Anm. d. Verf.) Zu einer Sammlung für unsere invaliden Soldaten und deren Familien im Januar 1915 hatten unsere Schulkinder durch Kauf von Gedenkmünzen und Schleifen die schöne Summe von über 60 Mark beigesteuert. Als Zeichen des Dankes und er Erinnerung an die große Zeit wurde allen Schülern und Schülerinnen für ihre vortrefflichen Leistungen auf den mannigfachen Gebieten der Kriegshilfe und er Kriegswohlfahrt am Schluß des Schuljahres 1914/15 ein Bild des Kaisers als Geschenk des Oberbürgermeisters übermittelt.

Die Lebensmittelversorgung verschlechterte sich zunehmend. Damit sich die Stadt einen Überblick über die Lage machen konnte, wurde 1915 eine Schweinezählung und eine Erhebung zur Feststellung der Kartoffel- und Mehlvorräte durchgeführt.

Immer wieder wurde der Patriotismus aufgeheizt. Die Appelle an den Opfermut der Heimat rissen nicht ab. Die Bevölkerung sollte Kriegsanzuleihen zeichnen und Papier sammeln. Ferner gab es die Aktion „Gold gebe ich für Eisen“, in der Eheringe, Uhrenketten und Medaillen gegen solche aus Eisen eingetauscht wurden.

Am Gürzenich stand unter einem Triumphbogen eine gewaltige Holzfigur. Professor Wallner von den Kölner Werkschulen hatte den „Kölschen Boor“ wieder auferstehen lassen. Gegen eine Spende durfte jeder einen Eisennagel in seinen Corpus schlagen. Der heute im Stadtmuseum aufbewahrte Bauer ist vollständig mit einem Nagelpanzer bedeckt und zeugt von der Spendenfreudigkeit der damaligen Kölner Bevölkerung, die damit die Witwen und Waisen gefallener Kölner Krieger unterstützt hatte. In den Schulen

lief eine ähnliche Nagelklopfaktion auf runden Schildern mit kriegerischen Emblemen. Beispiel: „Das höchste Heil, das letzte liegt im Schwert“.

Silber-, Nickel- und Kupfermünzen wurden gehortet. Die Stadt druckte Notgeld. Dann kam der Winter 1916/1917. Die Kölner in der Heimat hungerten. Die Versorgung war so schlecht geworden, daß die Nahrung der Bevölkerung fast nur noch aus Steckrüben bestand. Steckrüben wurden zu Gemüse gekocht, gebacken oder auch als Brei gegessen. Ein hartnäckiger Gesichtsausschlag war die Folge der einseitigen Ernährung. Hin und wieder gab es Zusatznahrung, wenn die Frauen in der Eifel, im Westerwald oder im Bergischen Land hamstern waren. Mit hungrigen Augen hatten sie bei den Bauern so lange um eine Schnitte Brot oder eine Kartoffel angehalten, bis diese weich geworden waren. Aber alle Bauern wurden nicht weich, im Gegenteil, manche machten den Hund los, wenn die Jammergestalten auf ihren Hof kamen. Hatten die Frauen endlich etwas erhamstert, konnte es ihnen passieren, daß sie in eine Polizeikontrolle gerieten und ihnen alles wieder abgenommen wurde. Die Stadtverwaltung versuchte die Not zu lindern, indem sie fahrbare Stadtküchen s.g. Gulaschkanönen aufstellte. Kunsthonig hatten findige Chemiker erfunden. Ältere Anwohner berichten, daß sie diese Zeug nur mit Widerwillen aßen.

Dann gab es auf einmal Fliegeralarm. War der Krieg bisher weit weg, kam jetzt zum Hunger auch noch die Angst vor den Bomben.

Heimaturlauber, die zurück an die Front kamen, machten mit ihren Erzählungen über die Zustände zu Hause der kämpfenden Truppe das Herz schwer. Dabei war die Heimat so stolz auf ihre Kämpfer. Eine richtige „Wichtigmacherei“ wurde betrieben. Man wurde beneidet, wenn man einen Mann oder Sohn im Felde hatte. Für die Kinder aus der Nievenheimer Straße war das ein echtes Problem, denn ihre Väter und Brüder waren fast alle bei der Eisenbahn und dadurch, wie bereits erwähnt, in der Regel nicht im Feld. Manch einer hätte sich einen „Helden“ in der Familie gewünscht. Mit einem verwundeten Vater hätte man auch ein bißchen Glanz vom Heldentum abbekommen. Als Arbeiter bei der Bahn trug man kein „schönes Feldgrau“ sondern meist eine Bekleidung, die längst reif für den Lumpensammler war. Daß dabei die Fremdarbeiter noch schlechter dran waren und vor Hunger bei der Arbeit umfielen, war ein schlechter Trost.

1917 wurde Konrad Adenauer Oberbürgermeister in Köln.

Am 11. November 1918 wurden alle Kampfhandlungen eingestellt.

Während des Rückzuges des „Westheeres“ strömten zahlreiche Marschkolonnen bei der Überquerung des Rheins auf den Kölner Brücken zusammen. Demoralisiert und ohne Ordnung boten sie ein trauriges Bild. Der Ausspruch des Kaisers: „Ich führe euch herrlichen Zeiten entgegen“ hatte sich nicht realisiert. Dafür begrüßte die Bevölkerung die durchziehenden Truppen mit aller Herzlichkeit. Wieder teilten Frauen, Männer und Kinder aus, was sie von ihrer eigenen knappen Verpflegung erübrigen konnten.

Im Dezember 1918, in das Artilleriedepot an der Longericher Straße waren englische Besatzer einzogen, wurde die Schule Ossendorfer Straße mit Schotten belegt. Damit



hatte Nippes/Bilderstöckchen wieder eine Sensation. Besonders die Kinder waren begeistert über die Dudelsackpfeifer und hatten ihren Spaß an den Soldaten in den kurzen karierten Röcken. Die Kinder freundeten sich auch schnell mit den „Tommys“ an und lernten Englisch im Schnellverfahren z.B. den Satz: „Have you chocolate?“ „Der Zweck heiligte die Mittel. So kam es, daß durch die Kinder manche Familie auf einmal gezuckerte Kondensmilch und Johannisbrot auf dem Tisch hatten. Hin und wieder auch kleine steinharte Biskuits aus der „eisernen Ration“. Doch im allgemeinen kam die Bevölkerung mit den Besatzern weniger gut aus. Harte Auflagen schränkten das Leben der an Freiheit gewohnten Kölner drastisch ein. Bereits am 11. Dezember 1918 war die englische Zeit eingeführt worden. Neben der abendlichen Ausgangssperre, war es vor allem das Siegergebaren der Engländer, welches die Bevölkerung empfindlich traf. Aus Erzählungen wurde überliefert, daß ein „Civilist“ vor einem entgegenkommenden englischen Offizier vom Bürgersteig auf die Fahrbahn wechseln mußte.

Nach und nach wurde das Leben mit den ehemaligen Feinden erträglicher. Vermutlich war es auch eine Sache der Gewöhnung. Die Besatzer suchten auch mehr Kontakt zur Kölner Bevölkerung, besonders zu den Mädchen. Trotzdem blieben die ersten Jahre nach dem Krieg Hungerjahre. Alle waren unterernährt. Die Haustiere wie Hühner, Kaninchen und auch das so liebevoll gemäßtete Schwein waren längst im Kochtopf gelandet. Für die Kinder gab es in den Schulen die „Quäkerspeise“.

Die „ZWANZIGER JAHRE“

Die „zwanziger Jahre“ waren so golden gar nicht, wie uns die Geschichte heute glauben machen möchte. Zumindest nicht für die Durchschnittsbevölkerung. Es herrschte Arbeitslosigkeit und Wohnungsnot. In Köln wurde die Situation besonders durch das unaufhaltsame Wachstum der Bevölkerung verschärft. Während in vielen Städten nach dem Krieg die Einwohnerzahlen zurückgingen, hatte die Bevölkerung Kölns in den Jahren 1919 und 1920 um rund 50.000 Einwohner zugenommen.

Wie groß die Zahl der englischen Besatzungssoldaten um diese Zeit war, ist nicht mehr genau festzustellen. Nach einer städtischen Mitteilung von 1920 soll die Zahl der Besatzer 18.142 betragen haben, davon 2285 mit Familien. Da diese nicht in Kasernen wohnen wollten, ließ man durch die Stadt Wohnungen für die Soldaten und für die Offiziere vornehme, oft villenartige Häuser errichten (z.B. in der Mauenerstraße). Für die notleidende Bevölkerung war kein Geld da. Die konnte sich mit den in Kriegszeiten erworbenen, wertlos gewordenen „Kriegsanleihen“ den Ofen anzünden. In den schweren Zeiten waren Arbeiter und Beamte der Eisenbahn noch einigermaßen gut dran. Zumindest konnten ihre unterernährten Kinder einmal im Jahr an die Ostsee, nach Lubmin ins Eisenbahnkinderheim fahren.

Hohe Reparationskosten in Gold, außenpolitische- und innenpolitische Spannungen, die Besetzung des Ruhrgebietes durch Belgier und Franzosen sowie spartakistische Unruhen brachten dem damaligen Reich Vertrauensverluste und die Inflation. Viele Menschen verloren ihr in fleißiger Lebensarbeit erworbenes Vermögen und ihr zum Teil mühsam Erspartes. Aber wie immer in schwierigen Zeiten, gab es auch damals Leute, die in Kenntnis „dunkler Kanäle“ sich zu helfen wußten und Profit machten. Man nannte sie „Schieber“.

Mit Ablösung der Reichsmark durch die „Rentenmark“ im Jahr 1924 war die Inflation endlich beendet. Doch die Geldumstellung allein, so bedeutsam auch die Erleichterungen waren, die sie in finanzieller Hinsicht brachte, konnte natürlich nur einen Teil der ungeheueren Schwierigkeiten dieser erregenden Zeit beheben. Auch während der folgenden Jahre hatte die Wirtschaft noch schwer zu kämpfen, denn die Besetzung durch die Engländer währte noch bis 1926.

Begünstigt durch amerikanische Leihgelder steigerte sich die Wirtschaft in ganz Deutschland. Auch im industriellen Teil von Bilderstöckchen (südl. Teil) regte sich wieder neues Leben (s. Industrie, Handel u. Gewerbe). Jeder wollte etwas von dem Kuchen abhaben, der sich nach den wirtschaftlichen Wirren in den Anfangsjahren der Weimarer Republik jetzt darbot, verständlich nach den Jahren der Entbehrungen. Die Zukunftsaussichten wurden allgemein als günstig beurteilt, zu günstig wie sich bald herausstellen sollte. Aber Schwarzseher hatten keine Chance. Unterhaltung war angesagt. Die Menschen wollten leben. Die glänzende Unterhaltungswelt hatte einen großen Auf-

schwung. Die Kölner, die es sich leisten konnten, gingen ins „Cafe Bauer“ oder ins „Cafe Germania“. Das Reichshallentheater brachte die neuesten Operetten heraus. Beliebte war auch das „Groß Köln“ in der Friesenstraße. Es war die Zeit des „Bubikopfs“. Er galt als letzter Schrei. Die Säume der Röcke rutschten bis übers Knie. Erotisch betonte Tänze kamen auf. Die Zeit war gekennzeichnet von Hektik und Schnellebigkeit. Moden, Schlager und Stars verschwanden genau so schnell von der Bühne, wie sie dort aufgestiegen waren.

An der ungeheueren Lebensfreude konnten nur wenige teilhaben. Den meisten Kölnern waren die Inflationsjahre noch zu sehr in Erinnerung. Außerdem kündigte sich mit den wieder langsam aber stetig steigenden Arbeitslosenzahlen neue Unruhe an.

Waren 1928 in Köln noch 31.072 Personen arbeitslos, waren es ein Jahr später mit Beginn der Weltwirtschaftskrise bereits 42.000 Personen. Die erst 1923 gegründete Arbeitslosenversicherung war schon bald nicht mehr in der Lage, die Unterstützungsgelder aufzubringen. Die Folge war: der arbeitslose Arbeiter geriet an den Rand des Existenzminimums.

Ein gesunder Boden für den aufkommenden Faschismus.

Die soziale Situation am Ende der Weimarer Republik

Am 27. März 1930 trat die von Reichskanzler Müller geführte Koalitionsregierung zurück. Anlaß war die Auseinandersetzung über die Finanzierung der Leistungen für Arbeitslose.

Die Nachfolgeregierung unter Reichskanzler Brüning, versuchte nun durch eine Reihe von Notverordnungen die wachsende Wirtschaftskrise und die damit verbundene Auswirkungen auf die Bevölkerung, in den Griff zu bekommen. Dabei stellt die Industrie Forderungen, die schnell erkennen ließen, daß die immer mehr in Panik ausartende Wirtschaftskrise zum großen Teil auf die Arbeiterschaft abgewälzt werden sollte. Erhöhungen der individuellen Arbeitsleistungen verbunden mit dem gleichzeitigen Lohnabbau sollten die Wettbewerbssituation Deutschland im Ausland verbessern. Gleichzeitig sollten Steuererhöhungen bei den Arbeitnehmern und Senkungen der Gewinn- und Besitzsteuern die Kapitalbildung fördern. Nach der Devise „Gesundung des Staatshaushaltes“ wurden durch das Präsidialkabinett Brüning dann Notverordnungen durchgeführt, die die Schrittweise Aufhebung der Tariffreiheit, Anfänge staatlicher Lohnregulierungen, starke Lohnsenkungen und Kürzung der Unterstützungsfristen für Arbeitslose zur Folge hatten, und damit den Vorstellungen der Industrie entsprechend, die Krisenlasten auf die Arbeiterschaft abwälzte. Das bedeutete auch für Köln, daß sich sowohl die Lage der Lohnempfänger als auch der Arbeitslosen und der Wohlfahrtsempfänger ständig verschlechterte. Die Zahl der Fürsorgeempfänger stieg ab 1930 ständig. Die hierfür nötigen Aufwendungen erhöhten sich dagegen nur unwesentlich. Als weitere Maßnahmen zur Verbesserung der staatlichen Finanzlage wurden die Sozialeinrichtungen und die Löhne der städtischen Arbeiter gekürzt. Ferner wurde die Bürgersteuer erhöht. Neue Steuern wurden eingeführt. Es gab eine Steuer für Zucker, Mineralwasser- und Bierverbrauch. Außerdem wurden Warenhäuser und Junggesellen besonders besteuert. Auf dem Hintergrund dieser verschlechterten wirtschaftlichen Lage, wuchs eine Welle der Empörung und der Unzufriedenheit.

Um ein „Herabrücken des geistigen und kulturellen Niveaus der Bevölkerung“ zu verhindern, verteidigte Bürgermeister Adenauer die Ausgaben für Museen, Theater, Musikhochschule und der Universität. Aber die Kölner hatten damit wenig im Sinn. Ihnen waren die Museumsbesuche offensichtlich auch zu teuer. Denn auf einen entsprechenden Aufruf des Kölner Stadt Anzeigers reagierten die Leser mit der Forderung nach freiem Eintritt. Überhaupt wurde in der Freizeit möglichst alles vermieden, was Geld kostete. Sonntags wimmelte es nur so von Spaziergängern. Der Blücherpark war dabei ein Ziel, welches gerne angesteuert wurde. Hin und wieder wurden paar Groschen geopfert und man leistete sich den Luxus einer Kahnfahrt. Beliebt war auch die „Joldene Eck“ die Fortsetzung der Riehler Straße bis zum Zoo. Sie begann gleich hinter dem Neußter Wall mit dem „amerikanischen Vergnügungspark“, später Lunapark.

Im allgemeinen bestand an Vergütungen jeglicher Art bei den meisten Kölnern kaum noch Interesse. Zu sehr war man mit sich und seinen Verhältnissen beschäftigt.

Von der zunehmenden Wirtschaftskrise und ihren Folgen war auch der Wohnungsbau betroffen. Denn durch Arbeitslosigkeit, Kurzarbeit und Pleiten waren immer mehr Menschen auf billigen Wohnraum angewiesen. Anfang 1930 wurde in Köln der Fehlbedarf an Kleinstwohnungen auf 11.800 geschätzt. Dabei ist anzunehmen, das 2/3 auf Familien fielen, die nicht in der Lage waren, einen evtl. Genossenschaftsanteil von 300 RM aufzubringen. Es war daher sehr wichtig, daß kostengünstige Mietwohnungen geschaffen wurden. Aber wie?

Durch das Notprogramm der Regierung Brüning waren auch die Mittel für den öffentlichen Wohnungsbau immer knapper geworden. Da erinnerte man sich an ein Konzept, das bereits Mitte der 20er Jahre entwickelt worden war, das „Wohnen zum Existenzminimum“. Zumal damit zu rechnen war, daß man selbst bei stark verbesserten wirtschaftlichen Lage mit einem „Sockel“ von zwei- bis zweieinhalb Millionen Arbeitslosen in Deutschland rechnen mußte.

Als Konsequenz aus dieser Tatsache veranlaßte die Stadt im Jahr 1930 den Bau von 2800 „Einfachwohnungen“. Daneben schlossen sich einige Baugenossenschaften zu Siedlungsgesellschaften zusammen, deren einziger Zweck der Bau von Wohnungen für Unterbemittelte war.

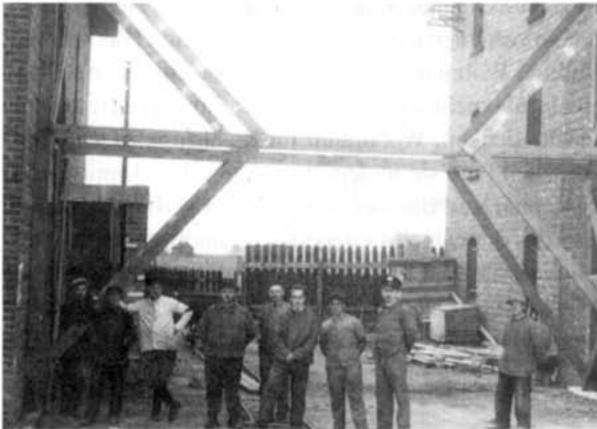
Am 1. Februar 1932 erreichte die Arbeitslosigkeit in Deutschland ihren Höchststand. In Köln waren allein 87.443 ohne Arbeit. Die meisten von ihnen waren Langzeitarbeitslose für deren Unterhalt die Arbeitslosenversicherung nicht mehr aufkam. Sie waren auf die Fürsorge angewiesen. Die Unterstützungszahlung, von der „Notregierung Brüning“, seit 1929 ständig reduziert, betrug 1932 für einen Vierpersonenhaushalt nur noch RM 16,50 in der Woche. Nach Berechnungen des Statistischen Reichsamtes reichte dieser Betrag gerade, um bei äußerst sparsamer Lebensweise den Bedarf an Grundnahrungsmitteln zu decken. Die Folge war, daß vor allem kinderreiche Arbeiterfamilien in Not und Elend gerieten. Ein Leben am Rand des Existenzminimums machte die Menschen zunehmend mutlos. Dazu kam das bedrückende Nichtstun. Vor dem Arbeitsamt in der Badstraße standen immer große Trauben von diskutierenden Menschen. Aber von Diskussionen wurde keiner satt. Die Gewerkschaften, die anfangs noch zu der Arbeitslosenunterstützung etwas hinzu gezahlt hatten, konnten dies nicht mehr, da die Arbeiter die Beiträge nicht mehr aufbringen konnten. Die Menschen wurden aggressiv. Auf dem Nippeser Markt oder an Straßenbahnhaltestellen kam es oft zu Prügeleien, wenn unterschiedliche politische Meinungen aufeinander trafen. Der Wunsch nach Ruhe und Ordnung wurde immer stärker. Dabei wollte man sich auf keinen Fall dem nationalsozialistischen Pöbel beugen. Das sich etwas ändern mußte, war klar, aber wie?

Unterdessen wurde die Not immer größer. Wohlfahrtsunterstützung wurde nur noch gezahlt, wenn die Familie sonst keine Einkommensquelle hatte. Selbst die Unterstützungen der Kriegerwitwen wurden angerechnet. Viele Frauen versuchten hier und da Putzarbeit zu bekommen, um so die Haushaltskasse etwas aufzubessern.

Katholische Verbände und Vereinigungen unternahmen vieles, um zur Verbesserung der Lage in den Arbeiterfamilien beizutragen. So entstand zum Beispiel der „freiwillige Arbeitsdienst“. Junge Männer die bereit waren, freiwillig und nur gegen Verpflegung und ein bescheidenes Taschengeld ihre Arbeitskraft für andere einzusetzen. Daneben wurden Näh- und Bastelstuben eröffnet und die Möglichkeit zur Weiterbildung z.B. durch Erlernen von Fremdsprachen geboten.

Die sicherlich gutgemeinten Einrichtungen beschäftigten zwar die Menschen, einen Verdienst brachten sie nicht.

Mitglieder der Organisation „Technische Nothilfe“ bei einer Übung auf dem Gelände des ehemaligen Artilleriedepots. (Etwa 1930 ?) Damals dachte noch niemand daran, daß aus diesen Gemäuern einmal Reihenhäuser am Altleiningenweg entstehen würden.



Die „Technische Nothilfe“ blieb auch nach der „Machtübernahme“ weiter bestehen. Da für die Mitglieder kein Zwang bestand den NS-Organisationen beizutreten, entwickelte sich die Technische Nothilfe bald zum Sammelbecken derer, die politisch Mitte bis links standen.

Die Gemeinnützige Siedlungsgesellschaft „Am Bilderstöckchen“ GMBH

Arbeitslosigkeit und Wohnungsnot bildeten Anfang der dreißiger Jahre die Basis für das soziale Elend in Deutschland.

Neue Kräfte entfachte der Siedlungsgedanke. Wohnungssuchende warteten nicht mehr auf die Hilfe des Staates, sondern gingen selbst an die Arbeit. Man besann sich wieder auf die genossenschaftliche Idee der Selbsthilfe.

Ein Gedanke, den die damalige Kölner Stadtverordnete Gertrud Robertz nicht mehr los ließ. Als Geschäftsführern des Wohlfahrtsausschusses der christlichen Arbeiterschaft erlebte sie täglich erschütternde Szenen, die allein durch die Wohnungsnot ausgelöst wurden (Familien mit mehreren Kindern wohnten in Wohnungen mit nur zwei-, manchmal nur mit einem Zimmer): Als Frau Robertz, in einer Sitzung des Hochbauausschusses erfuhr, daß der Militärfiskus das Artilleriedepot an der Longericher Straße verkaufen wollte, sah sie eine Möglichkeit, diesen Gedanken in die Tat umzusetzen. Das inzwischen verwilderte Gelände mit seinen leerstehenden Hallen war zu nichts zu gebrauchen. 12.000 Mark brachte die Stadt im Jahr für die Bewachung der Anlage auf. Trotzdem wurden immer wieder Einbrüche und Diebstähle festgestellt.



Gertrud Robertz * 19.9.1882 + 7.4.1977.

Architekt Willach wurde beauftragt eine Ortsbesichtigung vorzunehmen. Hieran nahm auch Frau Robertz teil. Was die Pläne vermuten ließen, fand sich bestätigt. Hier war gutes Baumaterial vorhanden, um billige Wohnungen und Eigenheime entstehen zu lassen. Da die Stadt das Gelände nicht übernehmen und verwerten konnte, sorgte Frau Robertz dafür, daß die wertvolle Möglichkeit, Wohnraum für Bedürftige zu schaffen, nicht ungenutzt blieb. Für ihr Vorhaben fand sie in dem damaligen Bezirkspräses der katholischen männlichen Jugend, Kaplan Karl Büchler, schnell einen Verbündeten. Ferner gewann sie auch das Interesse des damaligen Leiters der „Katholischen Aktion“, Oberpfarrer Hugo Taepper. Letztlich wurde der Entschluß gefaßt, die Gebäude zum Bau von Eigenheimen für Arbeiterfamilien zu verwenden. Dafür brauchte man eine verantwortliche Stelle, also ein gemeinnütziges Wohnungsunternehmen.

Damit hatte die Geburtsstunde der „Gemeinnützigen Siedlungsgesellschaft am Bilderstöckchen“ geschlagen.

Die Arbeitsgemeinschaft der Kölner Katholiken griff den Plan auf und gewann in der Vorstandssitzung am 13. Mai 1932 auch den Reichskommissar für vorstädtische Siedlungen, für die Idee. Über die für das Unternehmen erforderlichen Gelder wurde man sich schnell einig. 22.000 Reichsmark brachten die der katholischen Arbeiterbewegung (KAB) nahestehenden Vereinigung auf. Es waren dies:

Westdeutsche Arbeiterzeitung, Mönchengladbach,
vertreten durch Prälat und Verbandspräses Dr. Otto Müller.

Wohnungsgenossenschaft im Gesellenhospitium eGmbH, Köln,
vertreten durch Direktor Karl Katzer und
Geschäftsführer Peter Spelthahn.

Katholisches Gesellenhospitium Köln,
vertreten durch Präses Heinrich Richter.

Katholische Arbeitervereine zu Köln,
linksrheinisch, vertreten durch Bezirkspräses Josef Rembold.

Katholischer Jungmännerverein Bezirk Köln,
vertreten durch Bezirkspräses Karl Büchler.

Am 20. Juli 1932 konnte die Gründungsurkunde unterzeichnet werden. In der im Anschluß an die Gründungsversammlung abgehaltenen Gesellschaftsversammlung wurden in den Aufsichtsrat gewählt:

Johannes Albérs, Direktor, Stadtverordneter
Theodor Babylon, Geschäftsführer
Nikolaus Groß, Schriftleiter
Leonard Houben, Rektor, Stadtverordneter
August Israel, Arbeitersekretär
Hans Juli, Bezirksleiter
Gertrud Robertz, Stadtverordnete
Josef Ritz, Direktor
Hugo Taepper, Oberpfarrer

Zu Geschäftsführern wurden bestellt:

Daniel Busley, Architekt
Karl Katzer, Direktor des katholischen Gesellenhospitium
Josef Angermeier, Gewerkschaftssekretär.

Gegenstand des Unternehmens war der „Bau und die Betreuung von Kleinwohnungen“ für die minderbemittelte katholische Bevölkerung (Gründungsurkunde, Ur.-Nr. 1242/1932 des Notars Dr. Josef Kraus, § 2). Das religiöse Bekenntnis war jedoch nie ausschlaggebend, wenn es darum ging, leistungsschwachen Gruppen der Gesellschaft ei-

ne preiswerte und sichere Wohnversorgung zu bieten. Entscheidend war und ist auch heute noch immer der hilfesusuchende Mensch.

Im September kaufte die Gesellschaft das 80.000 m² große Gelände einschließlich der auf dem Grundstück stehenden Hallen für 150.000 RM. Die Mittel wurden durch die Anzahlung von 15.000 RM und einer Resthypothek von 135.000 RM aufgebracht. Nach den Entwürfen der Architekten Willach und Roven sollten aus den „alten Arsenalen“ 120 Einfamilienhäuser, 54 Doppelhäuser und 28 Kleinstwohnungen entstehen; die Siedlung Bilderstöckchen.



Die Architekten Willach (links) und Busley (mitte) geben der Presse Auskunft. (1933)



Die großen Wagenhäuser wurde halbiert



und zu Reihenhäuser umgebaut.

Rechtsgrundlage für den Bau von Stadtrandsiedlungen war die III. Notverordnung vom 6. Oktober 1931, auf deren Grundlage der „Reichskommissar für städtisches Kleinsiedlerwesen“ die Richtlinien zur vorstädtischen Kleinsiedlung und Bereitstellung von Kleingärten für Erwerbslose am 11. Oktober 1931 erlassen hatte.

Aufgrund dieser Verordnung erhielten die Siedler nach einer Probezeit von 3 Jahren, in der sie die Fähigkeit zur „ordnungsgemäßen Verwaltung des ihnen anvertrauten Gutes“ unter Beweis stellen mußten, die Siedlerstelle als unverkäufliches Eigentum nach den Bestimmungen des Reichsheimstättengesetzes. Bei der Vergabe von Kleinsiedlerstellen sollten „besonders langfristige Erwerbslose oder kinderreiche Familien (bevorzugt) werden“. Da die neu zu errichtenden Siedlerstellen ihren Bewohnern die Möglichkeit der Voll- und Zusatzversorgung durch Kleintierhaltung und Gemüseanbau bieten sollten, war es wünschenswert, wenn die Siedler vom „Lande stammten und daher ländliche Arbeit gewohnt waren“. Nach diesen Vorgaben wurden die Siedler der „Siedlung am Bilderstöckchen“ ausgesucht. Es stammten viele aus der Eifel und dem Westerwald.

Nachdem der Siedlungsgesellschaft am 15. November durch den Regierungspräsidenten in Köln die Gemeinnützigkeit bescheinigt worden war, konnte es endlich los gehen. Am 16. Januar 1933 erfolgte der erste Spatenstich für die neue Siedlung.

54 erwerbslose Männer, deren Kapital die eigenen Hände, ein fester Wille, Gemeinschaftsgeist und die wöchentliche Wohlfahrtsunterstützung war, nahmen Mitte Januar die Arbeit auf. Unter ihnen Schneider, Kaufleute, Schlosser, Arbeiter, Schuhmacher, ehemalige Beamte oder Buchdrucker, die entweder in ihrem erlernten Beruf oder als Hilfsarbeiter an der Schubkarre arbeiteten. Jeder von ihnen hatte sich verpflichtet, wenigstens „200 Arbeitstagewerke“ der Selbst- und Nachbarschaftshilfe zu leisten, um die Anwartschaft auf Übertragung einer Siedlerstelle zu erhalten. Daß dabei wahrer Gemeinschaftsgeist herrschte, ist daraus zu erkennen, daß keiner der „Bauherren“ wußte, welches Haus ihm einmal gehören würde. Alle arbeiteten mit großem Eifer für die Siedlergemeinschaft.

Tatkräftige Unterstützung erhielten die Männer von ihren Frauen und von 150 Arbeitsfreiwilligen aus katholischen Jugendverbänden. Mit diesen Männern wuchs eine echte Gemeinschaft heran. In einem Schuppen an der Longericher Straße hatten sie eine kleine Kapelle eingerichtet, in der man sich einmal die Woche zum Gottesdienst zusammenfand. Hier faßte man wieder Mut, wenn die Arbeit einem über den Kopf zu wachsen drohte.

Der freiwillige Arbeitsdienst hatte am Bau der Siedlung einen wesentlichen Anteil. Unter anderem halfen die Männer beim Abriß der Hallen, die später die Basis für Baumaterial wie Steine, Holz usw. bildeten.

*Alte Depothallen lieferten
auch das Baumaterial für
54 Doppelhäuser.*



*Bereits wenige Monate nach
Baubeginn zeichneten sich
die Strukturen der neuen
Randsiedlung ab.*

*54 erwerbslose Männer bauten
mit Hilfe von Arbeitsfrei-
willigen aus katholischen
Jugendverbänden die Siedlung
Bilderstöckchen.*



Mittagspause! Die einfache Mahlzeit kam vom Gesellenhaus.



Hier wächst das neue Haus schon aus dem alten heraus.

Blick in eine der „neuen“ Siedlungsstraßen.



Ende Februar/Anfang März 34 konnten die ersten Häuser bezogen werden.

Mühevoll mit Hacke und Spaten wurden die Baugruben ausgehoben. Dann konnte unter Aufsicht von „Baumeister“ (Polier) Steffens mit dem Bau begonnen werden. Das aus den abgerissenen Hallen gewonnene Material wurde dazu brauchbar gemacht. Ziegelsteine wurden abgekratzt, aus Fußböden und Balken gezogene Nägel wurden gerade geschlagen, um sie wieder zu verwenden. Beton mußte mit der Schaufel gemischt werden, da eine Maschine nicht zur Verfügung stand. Es wurde gesprengt und riesige Mengen Schutt und Erdreich bewegt. Leider kam es häufig zu Unfällen, hervorgerufen durch Übereifer und ungewohnte Tätigkeiten. Um die schwere Arbeit durchstehen zu können, wurden die Siedler und Helfer vom Gesellenhaus (Breitestraße) mit einem kräftigem Eintopf versorgt. Für die Dauer der Arbeit erhielten die künftigen Siedler von der Trägergesellschaft kostenlos Wochenkarten für die Straßenbahn.

Im Herbst 1933 konnten die Siedler mit ihren Familien Richtfest feiern. Zu diesem Anlaß hatten sie sich in einer Halle am heutigen Altleinigenweg (heute Jugendheim) zusammengefunden. Manches ehemalige „Siedlerkind“ (heute etwa 70 Jahre) erinnert sich noch gerne an den Streuselkuchen, den es damals zur Feier des Tages gab, in diesen Notzeiten sicher etwas ganz Besonderes.

Nach einem guten Jahr Bauzeit waren die Doppelhäuser fertiggestellt. Nachdem das Los entschieden hatte, welche zwei Siedlerfamilien in welches Haus einzogen, begann Ende Februar Anfang März der Einzug. Zuvor hatten die beiden Siedler unter sich ausgemacht, wer die rechte und wer die linke Seite des Hause erhielt.

Nach den Richtlinien für Kleinsiedlungen sollten die Kosten für den Aufbau und die Errichtung einer Siedlerstelle – ausschließlich Grunderwerb – RM 3000 nicht überschreiten. Die Kosten der für Köln errichteten Siedlerstellen betragen in der Regel RM 3.600,— bis RM 3.700,—, dafür wurden aber auch massive Häuser gebaut und keine primitiven Fachwerkbauten wie in anderen deutschen Städten.

In der „Siedlung Bilderstöckchen“ waren für das Haus RM 3.600,—, für das Grundstück RM 1690,— und für das „lebende und tote Inventar“ RM 110,— aufzubringen. Dafür erhielt der Siedler ein großzügig gebautes Haus, das voll unterkellert war und keine schrägen Wände hatte. Das Dachgeschoß war ausgebaut, die Wohnküche hatte eine Größe von fast 18 m², das benachbarte Zimmer 14 m² und das Elternschlafzimmer im Obergeschoß 19 m². Selbstverständlich waren auch die entsprechenden Nebenräume vorhanden wie Waschküche und Bad. Dem halbländwirtschaftlichen Charakter der Siedlung entsprechend gehörten zu jeder Siedlerstelle 600 m² Land. Obwohl vertraglich kein Anspruch bestand, erhielten alle Häuser Stromanschluß. Auf einen Anschluß an die Kanalisation wurde aus Kostengründen verzichtet.

Die monatliche Belastung betrug für Zins und Tilgung RM 26,74. Dieser niedrige Satz wäre ohne den hohen Anteil der Selbsthilfe nicht möglich gewesen. Doch trotz dieses außergewöhnlich niedrigen Preises, wußte mancher Siedler oft nicht, wie er das Geld

aufbringen sollte. Wie bereits erwähnt, waren die mutigen Familienväter alle arbeitslos. Die Unterstützung betrug für eine Familie mit zwei Kindern RM 66,— und für eine Familie mit vier Kindern RM 88,— im Monat. Davon mußten neben der monatlichen Abtragung sämtliche Ausgaben bestritten werden.

Parallel zu den Randsiedlerhäusern baute die Trägersgesellschaft aus den alten Wagenhäusern und Schuppen, den früheren „Kanonenetuis“ Einfamilienhäuser. Die breiten Hallen hatten keine Zwischenwände, lediglich im Inneren eine Eisenkonstruktion die das Dach trug. Mit einem Mauerwerk von 50 cm wiesen sie eine für damalige Verhältnisse ungewöhnliche Stabilität auf. Diese Hallen wurden in der Mitte durchgespalten und ungefähr zweifünftel ihrer Breite abgebrochen. Belassen wurde das Dach und die stabile Front. Nachdem die so veränderten Hallen mit Querwänden versehen worden waren, wurden die alten Toreinfahrten so umgebaut, daß eine Eingangstür mit einem Fenster und an einigen Häusern ein Erker entstand. Das aus Ziegelsteinen bestehende Untergeschoß, wurde verputzt. An der Rückfront, ergaben sich durch den Teilabbruch fast von selbst überdachte Loggien. Die geräumigen Häuser erhielten im Erdgeschoß zwei Zimmer und einen Wirtschaftsraum, der als Spülküche und Bad zu verwenden war. Im Obergeschoß waren drei Zimmer vorgesehen, deren Einteilung der „Hausbesitzer“ nach belieben vornehmen konnte. Als geradezu fortschrittlich muß die Einrichtung der Küche bezeichnet werden. So gab es Häuser, in denen der Kochraum durch eine Glastür vom Wohnraum getrennt war. Dies sollte der Mutter erlauben, während der Arbeit die Kinder zu beaufsichtigen, ohne daß diese sich im Dunst der Küche aufhalten mußten. Überhaupt wurde bei der Ausstattung auf „Bequemlichkeit der Hausfrau“ viel Wert gelegt. Ein großer Arbeitstisch unter dem Küchenfenster, ein Doppelpülbecken und mehrere Schränke waren hierfür bereits eingebaut. Ein weiterer Vorteil war, daß die Bewohner der Reihenhäuser, genau wie die der Doppelhäuser einen direkten Zugang zum Garten hatten, der mit 400 m² ausreichend Platz für eine kleine „Landwirtschaft“ bot. Im Juli 1933 waren die ersten 14 Eigenheime fertiggestellt. (Altbaumburgweg 2–28).



Hausfrauenstolz 1934, großer Arbeitstisch mit Unterschränken und Doppelpülbecken.

Während für die Randsiedlerhäuser im wesentlichen die eigenen Hände das Kapital bildeten, war für die Kaufhäuser, deren Preis RM 8.500,— betrug, ein Eigenkapital von RM 2.000,— mitzubringen. Der Rest wurde ebenfalls über Hypotheken abgetragen.

Mit dem Einzug in die Reihen- und Doppelhäuser war der Ausbau der Siedlung keineswegs abgeschlossen. Jetzt galt es, die beim Aushub der Baugruben entstandenen (bis etwa zwei Meter hohen) Erdwälle abzutragen, um Platz für Gärten und Straßen zu schaffen. Die einzelnen Grundstücke, durch die zum Teil noch die alten Straßen liefen, müssen zu dieser Zeit noch recht wüst ausgesehen haben. Um die hier ausgegrabenen Pflastersteine und die Riesenberge von Schutt, entstanden durch die gesprengten Gleiskörper der Reichsbahn und Reste der ehemaligen Hallen, wegzuschaffen, wurden von der Siedlergesellschaft und den beteiligten Baufirmen Feldbahngleise und Loren zur Verfügung gestellt. Bei diesen Arbeiten kam es innerhalb der Gemeinschaft erstmals zu Problemen. Da jede Familie möglichst schnell mit der Arbeit fertig werden wollte, um endlich den Garten bebauen zu können, waren Plänkeleien um die Loren, Drehscheiben und Anschlußgleise fast an der Tagesordnung. Mit dem Abraum wurde eine für den Bau der Siedlungshäuser angelegte Kiesgrube zwischen Eberburgweg und Altleinigeweg verfüllt.

Dies alles spielte sich weitgehend innerhalb der hohen Dépotmauern ab, die das Gelände noch umgaben. Die Siedlung hatte dadurch von außen immer noch den Charakter einer Kaserne. Zugang gewährten zwei Tore. Das Tor am Eberburgweg konnten nur die Siedler benutzen, die einen passenden Schlüssel hatten, sonst war es immer geschlossen. Das Tor an der Trifelsstraße/Ecke Longericher Straße wurde durch einen von der Trägergesellschaft beauftragten Wächter um 20.00 Uhr abgeschlossen; die kleine Nebentür um 22.00 Uhr. Wer in die Siedlung hinein wollte, mußte sich durch Läuten der Zugglocke bemerkbar machen. Nach 22.00 Uhr mußte bei Peter Steffens geschellt werden, und mit etwas Glück schloß der nochmal auf. Doch meistens war eine Kletterpartie erforderlich. Besonders abenteuerlich war es, wenn ein Fahrrad mit über die Mauer mußte. Aber „Not macht erfinderisch“ und das Rad wurde mit einer langen Kordel verbunden. Diese wurde über das Törchen geworfen. War man erst hinterher geklettert, konnte das Rad nachgezogen werden. So blieb man damals in Bewegung.

Nachdem die Jugend die Mauer langsam aber sich abgetragen hatte, wurden die Tore im Mai 1934 abgerissen und die Wache abgeschafft. Doch im Sprachgebrauch der Siedler blieb der Begriff „Tor“ noch lange erhalten.

Während Männer und Frauen schufteten und Mutterboden für den Garten karrten, muß die Zeit für die Kinder geradezu paradiesisch gewesen sein. Da waren die Schutt- und Abrauhügel, die in der Phantasie zu Schluchten und Bergen wurden. Welch ein Glücksgefühl muß es gewesen sein, wenn hin und wieder eine Lorenfahrt mitgemacht werden durfte. Und nicht zu vergessen der „Bullemannshof“ (heute: Eberburgweg), etwas windschief und Sommer und Winter von Morast umgeben, indem sich wohligh die Schweine wälzten. Ein weiterer Anziehungspunkt muß die sogenannte „Insel“ gewesen sein, eine Ödlandfläche in der Nähe des „schwarzen Hauses“, eines alten aus sehr dunkelgefärbten Ziegelsteinen erbauten Wohnhauses. Heute befindet sich hier die Lud-

wigshafer- und die Frankenthaler- bzw. die Zweibrücker Straße. Ferner gab es noch zwei ausgebagerte Kiesgruben, eine noch in Betrieb befindliche: die „Naatse Kuhl“ mit einem großen Tümpel Grundwasser, der im Winter zufror und dann eine ideale Schlittschuhbahn war. Später nach Beendigung der Kiesgewinnung, wurden die Abfahrten für die seilgezogenen Loren und für die Sandlastwagen zu herrlichen Rodelbahnen. Heute erheben sich hier die Hochbauten der Hunsrückstraße.

Obwohl die Gärten noch nicht fertig waren, wurde zur Überraschung der Siedler das im Vertrag vereinbarte „lebende Inventar“, bestehend aus zwei Hühnern, bereits im Frühjahr zur Verfügung gestellt. Im Herbst des gleichen Jahres, als die Gärten teilweise bearbeitet waren, wurden Bäume und Sträucher angeschafft und gepflanzt. Dabei kam es zu einer richtigen Wettbewerbssituation. Jeder wollte den schönsten Garten haben. Obwohl es die Verwandten der Siedler nicht für möglich gehalten hatten, im Frühjahr

1935 war es geschafft. In den Vorgärten grünte und blühte es. Kölner aus der Innenstadt kamen sonntags und bestaunten das Werk „Am Bilderstöckchen“. Wie müssen die Siedler stolz gewesen sein, als das erste Gemüse aus dem Garten geholt oder die ersten Kartoffeln geerntet werden konnten. Wie groß muß die Freude



gewesen sein, als das erste Obst an den Bäumen hing. Dafür hatten sie jede freie Minute gearbeitet. Daß dabei der Humor nicht verloren ging, beweist folgende Anekdote: „Im Frühjahr 1935, als die Bäume noch nicht richtig blühten und die Blättchen sich erst entwickelten, hatte der Siedler H. schon Äpfel am Baum. Nachdem ein paar Siedler das mit Neid festgestellt hatten, wurde jedoch bald klar, daß hier kein Wunder geschehen war, sondern ein Witzbold gekaufte Äpfel an die Äste gebunden hatte.“ Als Haus und Garten einigermaßen in Ordnung waren, wurden die Tiere angeschafft. Je nach Interessenlage; Schafe, Schweine, Enten und noch mehr Hühner. Einer hatte sogar eine Milchziege im Stall und wurde deswegen „de Hippekünning“ genannt. Kaninchen waren bei jedem zu finden. Um sich einen kleinen Nebenerwerb zu schaffen, pachteten sich einige Siedler von der Trägergesellschaft noch Land hinzu. Gartenpro-

dukte und Futtermittel brauchten nicht mehr gekauft zu werden und das karge Mittagssmahl konnte ebenfalls etwas aufgebessert werden.

Aber mit dem Nebenerwerb war das damals so eine Sache. Laut Siedlergesetz durften die Siedler mit der „Machtübernahme der Nazis“ nur noch für den eigenen Bedarf wirtschaften und nicht, wie in der Weimarer Republik geplant, ihre Agrar- und Handwerksprodukte verkaufen. Darum mußte auch der „erste Milchmann“ der Siedlung sein Geschäft bald wieder aufgeben. „Ureinwohner“ erinnern sich noch an Johann Dresen, der zunächst allein später mit Hilfe von Trudi Bünngel mit seiner Karre durch die Siedlung fuhr und die Milch brachte. Sein Geschäft wurde später von Rademacher, Longe-richter Straße, Eingang Hoheneckenweg, übernommen. Nach und nach wurde das Geschäftsleben reger. Herr Cremanns eröffnete sein Lebensmittelgeschäft, indem es selbstverständlich auch Petroleum zu kaufen gab. Der Bäcker Klaus, der Schuster Nübold und der Metzger Felten ließen sich in der Siedlung nieder. Bis dahin gab es nur behelfsmäßige Verkaufsstellen an der Longe-richter Straße; im Haus Nr. 113 bzw. Nr. 85 und den fliegenden Bäcker – Willi Ball – aus der Sechzigstraße, mit seinem bescheidenen Verkaufsauto, ein Freund aller Kinder, aber nicht nur der Kinder; der Siedler allgemein. Seine soziale Einstellung hat ihn in Bilderstöckchen unvergessen gemacht. Für Textileinkäufe und andere Anschaffungen hieß es einen Fußweg von 20 bis 30 Minuten nach Nippes zu unternehmen.

Inzwischen hatten die Väter fast alle wieder eine Arbeitsstelle gefunden. Trotzdem mußte noch immer jeder Groschen umgedreht werden, bevor man ihn ausgab. Nach und nach begannen die Siedler das Innere ihres Eigenheims zu verschönern. Zuerst wurden die Zimmer tapeziert. Der Ölsockel in der Küche wurde durch Platten ersetzt. Um Geld zu sparen, führten die Siedler auch diese Arbeiten in Eigenleistung aus. Aber die Arbeit ging nicht immer schnell voran. Hin und wieder kam es vor, daß die Männer nach der Arbeit zuerst ein paar Bierchen tranken, bevor sie mit der Heimverschönerung begannen. So gestärkt, wurde dann bis spät in die Nacht gearbeitet. Die Ehefrau, die dem Hausherrn das Feld überlassen hatte und zu Bett gegangen war, wunderte sich am anderen Morgen nicht schlecht über die merkwürdige Anordnung der Wandfliesen. Alle Arbeit war umsonst gewesen. Besonders ärgerlich war es, wenn in einem solchen Fall noch der Spott der Nachbarn zu ertragen war.

Obwohl in den Plänen ursprünglich vorgesehen, hatte die Siedlung auch nach Jahren weder eine richtige Kirche noch eine Schule. Die Kirche war ein Provisorium und zur Schule mußten die Kinder einen langen Fußweg zur Ossendorfer Straße unternehmen. Dies änderte sich erst in den Jahre 1936/37 als beide Einrichtungen in einer ebenfalls umgebauten Depothalle ein neues Zuhause fanden. (s. Kirchen, Schulen)

Durch die Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 kamen auf die Siedlungsgesellschaft vielerlei Schwierigkeiten zu. In der damaligen Zeit fanden nur solche Gesellschaften staatliche Förderung, die mit dem Nationalsozialismus ideell verbunden

waren. Entscheidende Änderungen brachte das Jahr 1936 u.a. mit den „Bestimmungen über die Förderung von Kleinsiedlungen“ des Reichsministers vom 21. April. In diesen Bestimmungen war u.a. festgelegt worden, daß alle Siedler anzuhalten waren, sich der vom Reichs- und preußischen Arbeitsminister anerkannten Siedlerorganisation, dem Deutschen Siedlerbund, als Mitglied anzuschließen. Diesen Schritt hatte man „Am Bilderstöckchen“ schon 1934 „freiwillig“ vollzogen. Offensichtlich wurde er nie bereut, denn in einer Festschrift zum „40-jährigen“ wird das gute Verhältnis zum DSB besonders hervorgehoben.

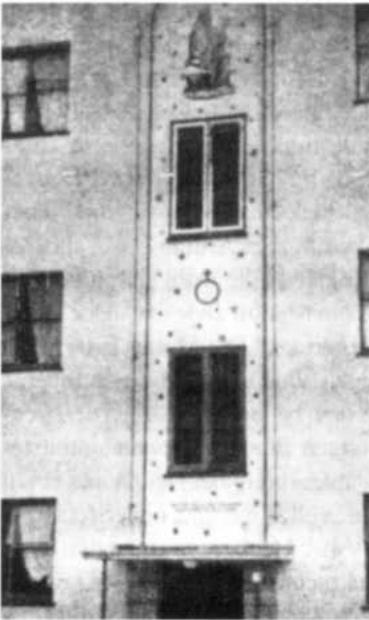
Ab 1936 wurde ein Großteil der Produktion und der Rohstoffe von der Rüstung beansprucht. Der Baumarkt mußte zwangsläufig zurückgehen. Vielleicht ist hier der Grund zu suchen, warum der Um- und Ausbau der großen Halle am Ebernburgweg erst 1937 abgeschlossen war.

Der dreigeschossige Block enthält insgesamt 69 Zwei- und Dreiraumwohnungen. Dem axial symmetrisch gestalteten Bau sind zwei Kopfbauten vorgebaut, die einen geräumigen Vorgarten umschließen. Die Fassade zur Straßenseite wird durch Fenster gegliedert. Bei Fertigstellung des Wohnblocks war der mittlere Bauteil weiß gestrichen und durch neun, oben halbrunde Wandfelder unterteilt, in denen buntverglaste Treppenhausfenster lagen. Die freien Flächen wurden von dem Kölner Maler Peter Hecker mit Wandmalereien versehen. Es handelte sich um figürliche Darstellungen von Planeten mit Sternzeichen und der hl. Barbara, der Schutzpatronin der Artillerie. Sie alle trugen über den Hauseingängen Sprüche im Sinn alter Kalender, die wohl ein humorvoller Kölner erfunden hatte. Da war zum Beispiel unter dem Merkur zu lesen: „Der Spitzbub wie der Handelsmann sah den Merkur als Schutzgott an.“ Die Mutter Erde stelle sich mit dem Motto vor: „Aus der Erde quillt der Segen allen Guten, die sich regen“. Ursprünglich sollten die Wände mit Darstellungen aus dem bäuerlichen Leben der Siedlung geschmückt werden, was sicherlich dem damaligen Reichspropagandaminister mehr zugesagt hätte. Denn der hatte noch 1936 dazu aufgerufen, bei Neubauten einen bestimmten Satz der Bausumme bei Neubauten für die „volkstümliche, malerische und plastische Gestaltung von Fassaden zu verwenden“. Aber Hecker war in erster Linie Kirchenmaler, der den Kunstvorstellungen der Nazis nicht viel abgewinnen konnte. Außerdem hatte er sich bereits vor dem Umbau mit den Architekten Willach und Busley über die Gestaltung der Fassade geeinigt. Begründet hat man die Darstellungen damit, daß es sich bei dem zunächst seltsam anmutenden Thema um „bestes volkstümliches Erbgut des deutschen Menschen und der bäuerlichen Überlieferung handle, welches bereits in mittelalterlichen Buchillustrationen anzutreffen sei“. Eine Aussage die offensichtlich überzeugte. Kurz nach Fertigstellung war in der Tagespresse zu lesen: *„In diesem Fall haben zwei Architekten von sich aus mit einer beispielhaften Großzügigkeit einer zeitgemäßen Forderung entsprochen“. „Das Wandbild, der malerische Schmuck und die volkstümliche Gestaltung des modernen Wohnungsbaus – sie dürf-*



1937 wurde Bilderstöckchen „farbig“. Die Freiflächen des Wohnblocks am Ebernburgweg wurden von dem Kölner Maler Peter Hecker mit figürlichen Darstellungen von Planeten versehen.

Die Triste Fassade heute (unten rechts).



ten gerade im Bereich des Siedlungsbaues – am ehesten eine entsprechende und zeitgemäße Verwirklichung finden“.

Nach Fertigstellung des Wohnblocks begann in der Siedlung die Zeit der Entspannung. In voller Harmonie mit dem Geschafften freute man sich mit seiner Familie und den Nachbarn auf eine bessere Zukunft. Da sich die meisten Siedler aufgrund ihrer festen Anstellung wieder „etwas leisten“ konnten, wurde der Nachholbedarf an Wäsche, Möbeln usw. gedeckt. Diese relativ sorgenfrei Zeit spiegelt sich auch in den Geschichten

und Geschichtchen, die sich damals zugetragen haben, wieder. Einige sind hier aufgeschrieben. Daß es sich hierbei in erster Linie um Kinder- und Jugenderinnerungen handelt, macht sie sicher besonders interessant. Sie sind zum Teil aus den Festschriften der Siedlung entnommen, stammen aber im wesentlichen aus Erzählungen von „Siedlerkindern“ (heute etwa 70 Jahre alt).

In der warmen Jahreszeit bekamen der Lebensmittelhändler und der Wirt'se Tünn (Kneipe) regelmäßig Blockeis angeliefert. Der Fahrer des Lieferwagens holte mit einem Eisenhaken das Eis aus dem Inneren des Wagens und lud es auf seine, mit einem Sack bedeckte Schulter. Die Kinder warteten nun, bis bei dieser Aktion Stücke Eis absprangen. Obwohl von der Mutter verboten, holten sich die Kinder die Eisstücke und leckten nach Herzenslust daran.

Dinge des täglichen Bedarfs konnten in der Siedlung gekauft werden. Der Lebensmittelhändler hatte auf der Theke gläserne Bonbonbehälter stehen. Für 5 Pfennig oder 10 Pfennig gab es Lakritze, Salmiakpastillen, Cremhütchen, Seidenkissen, Pfefferminzbonbons oder Brausepulver. Letzteres schmeckte am Besten, wenn es so richtig mit Spucke angerührt war.

Aufgrund der damaligen bescheidenen Verhältnisse war der Speiseplan recht einfach. Es gab oft Milchgerichte, deren Herstellung nur unter ständiger Beobachtung der Hausfrau möglich war, damit sie nicht anbrannten und sich keine Haut bildete. Kartoffeln, Obst und Gemüse der Jahreszeit entsprechend kam entweder aus dem eigenen Garten oder vom Pachtland.

Alle paar Wochen kam „Onkel Pitter“, der Lumpenmann mit seiner Handkarre. Einen Hund hatte er auch immer dabei. Von den Kindern immer sehnsüchtig erwartet. Wenn sein Ruf:“ Lumpen, Eisen, Papier, ertönte, rannten die Kinder schnell nach Hause und durchwühlten den Lumpensack. Fand sich da nichts passendes wurde auch schon mal die Jacke des Vaters, die dieser eigentlich noch bei der Gartenarbeit tragen wollte, gegen silberne Ringelchen, Flötchen, Kettchen oder Knallbättchen eingetauscht.



*Spielvergnügen
im Sprengtrichter*

Wo Kinder sind, da werden auch Streiche gespielt. Sicherlich nicht immer zur Freude der Opfer. Aber die Zeit heilt ja bekanntlich alle Wunden und mit einem Abstand von 50 bis 60 Jahren betrachtet, kann man heute darüber schmunzeln.

Beliebt waren offensichtlich Aktionen, die mit Türen zu tun hatten.

So hatten einige Kinder eine besondere Form des „Mäuschenfangens“ erprobt. Dazu wurde gerne der Krobsburgweg heimgesucht. Nachdem man die beiden gegenüberliegenden Türen mit einer langen, starken Kordel an den Griffen miteinander verbunden hatte, wurde an beiden Türen gleichzeitig geklingelt.

Ein anderes Mal wurden die Türgriffe mit Rübenkraut beschmiert und anschließend geschellt.

Spaß gab es auch, wenn an der Longericher Straße, die gleich aussehenden Gartentörchen ausgehängt und auf einen Haufen gelegt wurden. Da dauerte es schon einige Zeit, bis jeder sein eigenes passendes gefunden hatte.

Den tollten Streich hatten sich die „lieben Kleinen“ für die Silvesternacht aufgehoben. Einige Jungen wollten auf das Kirchendach klettern und die Glocken aushängen. Die Vorfreude war riesig, weil man sich das Gesicht des Küsters vorstellte, wenn der das neue Jahr einläuten wollte. Der Gedanke wurde in die Tat umgesetzt. Um 1/2 12 Uhr kletterten die Jungen auf das Dach, doch was war das? Die Glocken waren nicht da. Völlig aufgelöst rannten die verhinderten Übeltäter zum Pastor, um die Hiobsbotschaft zu überbringen. Der lächelte verschmitzt, denn er hatte von der Sache Wind bekommen und die Glocken rechtzeitig in Sicherheit bringen lassen.

Die Verbundenheit der Siedler untereinander übertrug sich auf die Kinder, die bald ihren eigenen Schlachtruf hatten. Damit wurde auch nach außen demonstriert, wie festgefügt die Gruppe war.

Er lautete:

*„Mir sin alles Bilderstöckcher Junge,
wer jet will, der soll nur kumme,
mer han Courage
un wen mer keine Knüppel han,
dann tredde mer se in der
... alle Vögel sind schon da“.*

Diese glücklichen und friedvollen Jahre waren leider nicht von Dauer. Mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten waren auch über Bilderstöckchen dunkle Wolken aufgezogen. Bereits am Anfang kam es, wenn zunächst auch fast unbemerkt zu entscheidenden Veränderungen des täglichen Lebens.

Bilderstöckchen und der Nationalsozialismus

Nach der Regierungsübernahme Hitlers am 30. Januar 1933 demonstrierte die NSDAP auch in Köln ihre Macht auf brutalste Weise. Offener Terror gegenüber Mitgliedern anderer Parteien, vor allem Kommunisten und Sozialdemokraten, war an der Tagesordnung.

Nach den Kommunalwahlen am 12. März 1933, die der NSDAP 39,6% der Stimmen in Köln einbrachte, übernahmen die Nazis im Rathaus mit Gewalt die Macht. Trotzdem stand die Mehrheit der Kölner Bevölkerung dem Nationalsozialismus eher ablehnend gegenüber. Daran änderte auch die Tatsache nichts, daß es seit 1930 zu einem ungeheueren Stimmenanstieg für die NSDAP gekommen war. Bis zur Machtergreifung wurde sie immer übertrumpft vom Zentrum und je nach Wahlbezirk von den Kommunisten und den Sozialdemokraten. Wie in Bilderstöckchen gewählt wurde, ist aus den Grafiken am Ende dieses Kapitels zu ersehen.

Die totale Herrschaft der Nationalsozialisten stütze sich auf ein Heer „uniformierter Amtswalter“, die Prediger und Soldat zugleich sein mußten.

An der Spitze des Regierungsbezirkes Köln/Aachen stand der Gauleiter Josef Grohe. Ihm unterstanden die Kreisleiter, denen die Ortsgruppen unterstellt waren. Innerhalb dieser Ortsgruppen, deren Zahl durch Neugründungen, Zusammenlegungen und Auflösungen häufig wechselten, boten sich Aufstiegsmöglichkeiten in zahlreichen Funktionen an. Vom Ortsgruppen-, Propaganda-, Organisations- und Kassenleiter sowie dem jeweiligen Stellvertreter bis hin zum Hilfskassenobmann. Zellen-, Block- und Marchblockleiter. Hinzu kamen noch Gliederungen und Nebenorganisationen wie z.B. SA, SS, HJ, NS-Frauenschaft, Deutsche Arbeitsfront und NS-Wohlfahrt.

Das Gebiet des heutigen Stadtteils Bilderstöckchen fiel 1933 in den Zuständigkeitsbereich von zwei Ortsgruppen. Es waren dies für den nördlichen Teil die „OG-NORD“ mit Sitz in der Neußer Straße 550 und für den südlichen Teil die in der Cranachstraße 4, ansässige „OG-SECHZIG“. Im Zuge der Neuordnung des Kreises „Köln-Linksrheinisch-Nord“ wurde die „OG-NORD“ in die Mollwitzstraße Nr. 2, nach Merheim-Linksrheinisch (Weidenpesch) verlegt. Von dort zog die Geschäftsstelle 1941 in das Haus Neußer Straße Nr. 610.

Für den südlichen Teil des heutigen Stadtteils Bilderstöckchen, war bis 1937, die inzwischen in die Sechzigstraße Nr. 66 gezogene „OG-SECHZIG“ zuständig. Ab 1938 befand sich in der Geldernstraße Nr. 1, die nun zuständige „OG-GELDERNSTRASSE“. Deren Bestand war jedoch von kurzer Dauer. Als sie 1939 wieder aufgelöst wurde, war die „OG-SECHZIG“ wieder zuständig. In dieser Ordnung blieben die Ortsgruppen bis Ende 1943 bestehen. Im Januar 1944 wurden die Ortsgruppen der „Hansestadt Köln“ auf Veranlassung des Gauleiters im Einvernehmen mit dem Hauptorganisationsamt der NSDAP stark gerafft. Waren es 1942 noch 125 an der Zahl, meldete

das Gauorganisationsamt nun nur noch 71 Ortsgruppen. Auch für Bilderstöckchen hatte dies Folgen. Während die „OG-SECHZIG“ bestehen blieb, wurde die „OG-NORD“ aufgelöst. Zuständig für den Norden war nun die „OG-MAUENHEIM“.

Geführt wurden die Ortsgruppen vom Ortsgruppenleiter, der aufgrund seiner Befugnisse praktisch der „Führer vor Ort“ war. Damit seine Dienststellung auch sichtbar wurde, trug er als äußerst Erkennungszeichen eine Hakenkreuzarmbinde.

Im übrigen hielt die Organisation für jede noch so unbedeutende Position die entsprechenden Abzeichen bereit. Bei den Armbinden war der jeweilige Rang am Goldanteil zu erkennen. Je mehr Gold, je höher die Position. Hinzu kam noch der „Dienstanzug“ und fertig war der „Goldfasan“.

Versammlungen und Besprechungen wurden in den seltensten Fällen in den Räumen der Geschäftsstellen abgehalten. Meist traf man sich in Gaststätten. Erstens kam hier die Geselligkeit nicht zu kurz und zweitens war Politik unter Einfluß von Alkohol noch einmal so schön. Außerdem konnten, so gestärkt, auf dem Heimweg noch ein paar Uneinsichtige verprügelt werden. Die „Ortsgruppe-Nord“ traf sich anfangs bei „Lückerrath“, Neußer Straße 592, einem Lokal in der Nähe ihrer Geschäftsstelle. Später versammelte man sich in Longerich, im Restaurant Pfeil am Kriegerplatz. Die „Sektion Sechzig“ kam in der Gaststätte Kruckenberg, Rembrandt Straße 2 zusammen.

In diesen Lokalen fanden sich auch gerne Vertreter aus den unteren Ebenen des brauen Netzes ein, wie zum Beispiel der Blockleiter. Dieser Parteifunktionär „betreute“ etwa 50 Haushalte. Er kannte jeden Menschen in „seinem Block“ persönlich. Seine wichtigste Aufgabe bestand darin, dafür zu sorgen, daß die , die noch abseits standen, den Weg in die NS-Organisationen fanden, um Führer und Vaterland zu dienen.

Dem NSDAP-Apparat gehörten bald zehntausende Kölner an. Unter denen, die sich damals auf den linken Rockaufschlag das Parteiabzeichen (Kamelle) ansteckten, waren nicht nur Kölner die eine politische Karriere suchten, sondern auch Ahnungslose, die nicht erfaßten auf welches Abenteuer sie sich einließen. Aber gerade ihre Mitgliedschaft begründete den Machtanspruch der NSDAP. Es waren auffallend viele Einundzwanzig- bis Dreißigjährige, die nach der Machtübernahme ihr Parteibuch erhielten. In Bilderstöckchen war die Situation ähnlich. Obwohl hier in erster Linie Arbeiterfamilien wohnten, die aufgrund ihres katholischen Glaubens der „KAB“ und dem Zentrum nahestanden. Beschäftigte bei der Reichsbahn fühlten sie sich traditionsgemäß den Sozialdemokraten verbunden. Bei der Jugend erreichte die Propaganda der Nazis offensichtlich ihr Ziel, und alte Sozialdemokraten mußten mit Bitternis zusehen, wie ihre Söhne und Töchter hinter dem Hakenkreuz marschierten. Keiner von ihnen sah voraus, daß ihr Idealismus einem militanten, ideologischen Agitator diene, der nicht Deutschland rettet sondern verdarb. Nun wäre es völlig falsch anzunehmen, daß der Nationalsozialismus bis auf die Jugend, in Bilderstöckchen keine Chance gehabt hätte. Es

gab durchaus Personen und Familien wie z.B. in den Häusern Longericher Straße/Am Bilderstöckchen, die dem NS-Regime zugetan waren. Nicht zu vergessen die vielen Nichtorganisierten, aber Verführten die bei den „gelenkten Abstimmungen“ ihr „Ja“ lieferten. (s. Wahlergebnisse)

Nach einem Aufruf von Propagandaminister Josef Göbbels wurde von der nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV) und den freien Wohlfahrtsverbänden am 13. September 1933 des „Winterhilfswerk das Deutschen Volkes“ eingerichtet. Unter dem Motto „Keiner soll hungern, keiner soll frieren“, wurde das gesamte Volk zu Spenden aufgerufen. Gesammelt wurden Geld, Lebensmittel, Brennstoffe und Kleidung. Schon bald kamen Zweifel über die ordnungsgemäße Verteilung der Spenden auf. Zeitzeuge F.K.: *„Ich glaube, daß sich bei den Sammelstellen zuerst die Parteigenossen mit den besten Stücken bedienen“*. Auch wird berichtet, daß so mancher „sozial Schwacher“ sich eine andere Einstellung zugelegt hatte. Wurden früher Kleidungsstücke immer wieder geflickt, bis sie nur noch als Lumpen zu gebrauchen waren, machte man sich diese Arbeit jetzt nicht mehr. Abgetragene Sachen kamen jetzt direkt in die Lumpenkiste, das Winterhilfswerk lieferte ja Ersatz. Am 1. Oktober 1933 begannen die s.g. „Eintopfsonntage“. Zwischen Oktober und März sollten sich die Familien alle vier Wochen am Sonntag auf ein Eintopfgericht beschränken und das dadurch ersparte Geld dem Winterhilfswerk zuführen. Die Kölner waren davon wenig begeistert. Immer häufiger kam es vor, daß viele Familien nicht zu Hause waren wenn Eintopfsonntag war. Dies hatte später zur Folge, daß festgelegte Lohn- und Gehaltsabzüge vom Arbeitgeber direkt an das Winterhilfswerk abgeführt wurden (s. Ausstellung S. 96)

Die seit 1933 in Deutschland betriebene Aufrüstung, die Einführung der Wehrpflicht, sowie des Arbeitsdienstes verringerte zwar die Arbeitslosigkeit, verbesserte aber den Lebensstandard vieler Arbeiter und Angestellten nur unwesentlich. Die Löhne der Arbeiter lagen manchmal noch unter denen von 1929. Selbst ein Facharbeiterlohn reichte kaum aus, um die täglichen Ausgaben zu bestreiten. Reich war niemand in Bilderstöckchen, – höchstens kinderreich. Frauen mit mehr als vier Kindern erhielten damals das „Mutterkreuz“. Davon wurden die Kinder aber nicht satt.

Ein Berichterstatter der Kölner Staatspolizei beschrieb im Februar 1935 die Situation wie folgt: *„Der Deutsche Arbeiterstand ist zwar opferfreudiger als jeder andere, aber auf Dauer kann nicht der Grundsatz außer acht gelassen werden, daß der Patriotismus mit hungrigem Magen eine sehr schwache Stütze hat“*.

Durch die ständigen Preiserhöhungen waren zu Beginn des Winters 1935/36 die meisten Arbeiter nicht in der Lage, sich mit Briketts einzudecken. Die Verteuerung der Kartoffeln war auch noch von schlechter Qualität begleitet. Bei Preisen von RM 3,20 bis RM 3,50 je Zentner konnte sich der Durchschnittsarbeiter keine einkellern. Da waren die Siedler in Bilderstöckchen etwas besser dran. Als Selbstversorger konnten sie vor

der Haustüre ernten. Dagegen war an die Anschaffung wärmerer Bekleidung nicht zu denken. Hierbei war man ganz auf das Winterhilfswerk angewiesen.

Um einen Eindruck von der sozialen Lage der Arbeiter zu erhalten, ist auf der folgenden Seite der Monatslohn eines 36-jährigen Arbeiters, verheiratet mit einem Kind als Beispiel aufgeführt.

Die Angaben sind entnommen dem wirtschaftlichen Lagebericht für Juli und September 1938. (HSTAD, Reg. Aachen Präs. 1070):

Brutto Monatseinkommen : 140,96 RM

Gesetzliche Abgaben

Steuer : 6,50 RM
Sozialversicherung : 16,78 RM

Summe gesetzlicher Abgaben : 23,28 RM

Verbandsabgaben

NSDAP : 1,80 RM
NSV : 1,00 RM
BDM o. HJ : 0,35 RM
DAF : 2,20 RM
RLB : 0,10 RM
WHW : 1,40 RM
Zeitung (WB) : 3,20 RM

Summe Verbandsabgaben : 10,05 RM

Netto Monatseinkommen : 107,63 RM

Der Arbeitsplatz war auch während der NS-Herrschaft keineswegs sicher. Angesichts dieser Tatsache gab sich mancher Arbeiter lieber mit einem niedrigeren Lohn zufrieden, als seine Beschäftigung zu verlieren. Um nicht ständig sozialen Ängsten und Verunsicherungen ausgesetzt zu sein, suchten vor allem Facharbeiter einen Arbeitsplatz in der Rüstungsindustrie. Dabei nahmen die Vertreter des Regimes mit Freuden zur Kenntnis, daß selbst Leute, die früher dem System ablehnend gegenüber standen, dieses jetzt sogar verteidigten, indem sie sagten: „*Mir egal, wie und was, ich habe Arbeit bekommen; das haben die anderen nicht fertig gebracht*“. Sofern der Arbeiter nicht organisiert war oder ein Amt in der Partei bekleidete, interessierten ihn politische Geschehnisse wenig oder gar nicht. Er war zufrieden, wenn er für sich und seine Familie den täglichen Lebensunterhalt verdienen konnte. Dies wurde jedoch immer schwieriger.

Die festgesetzten Höchstpreise für Fleisch waren im Verhältnis zum Einkommen der Arbeiter viel zu hoch. Dies galt auch für Sorten minderer Qualität. Seit 1933 war der Preis für 1 kg Schweinefleisch (Kotelett) von RM 1,60 auf RM 2,20 im Jahre 1936 gestiegen. Wer dennoch auf seinen Sonntagsbraten nicht verzichten wollte, blieb oft nur der Weg zum „Freibank-Metzger“. Für die Bewohner des Südlichen Bilderstöckchens war es nicht unvorteilhaft den Schlachthof in der Nähe zu wissen. Hier war schon mal ein Stück Fleisch zu „organisieren“. Kinderreiche Familien und solche mit unterdurchschnittlichem Einkommen mußten oft ganz auf Fleisch und Eier verzichten und durch erhöhten Konsum von Kartoffeln und Brot (die ihrerseits erheblichen Preissteigerungen unterworfen waren) ersetzen. Oft blieb nur die Möglichkeit den Verbrauch an Nahrungsmitteln spürbar einzuschränken – in manchen Fällen bis an die Grenzen des Hungers. Die allgemeine Lebensmittelknappheit wurde noch dadurch verschärft, daß immer mehr „Hamsterkäufe“ getätigt wurden.

Seit Beginn der Nazi-Diktatur waren die Juden der Verfolgung ausgesetzt. In diesem Zusammenhang wurde es unter anderem zunehmend schwieriger das Kaufhaus Tietz (Kaufhof) in Nippes aufzusuchen. Wer sich als Kunde den davorstehenden Parteileuten widersetzte, die einem klarmachen wollten, daß man als Deutscher nicht bei Juden kaufe, hatte in der Regel ein Verhör im Gaubüro an der Merheimer Straße zu erwarten. Aber die wenigsten Leute aus Nippes (Bilderstöckchen) ließen sich durch diese Schikanen am Einkauf hindern. Sicherlich weniger aus Protest, sondern weil hier die Lebensmittel billiger waren.

Im August 1939 gab es in Bilderstöckchen nur noch wenige, die angesichts eines entschlossenen Aggressors wie Hitler, sich die Illusion vom Frieden bewahrten. Die Zeichen standen auf Sturm. Am 25. August 1939 wurden alle Besitzer von Kraftfahrzeugen aufgefordert, diese den Behörden vorzustellen. An den Sammelpunkten kam es zu regelrechten Verkehrsstaus. Die PKW-Besitzer aus Bilderstöckchen und Ehrenfeld hatten sich mit ihren Fahrzeugen im Blücherpark (heutige Pilzwiese) einzufinden. Viele der Fahrzeuge wurden für kriegstauglich erklärt oder sogar direkt beschlagnahmt. Am 26. August erhielten alle nicht in kriegs- oder lebenswichtigen Betrieben beschäftigten wehrfähigen Männer der Jahrgänge 1898 bis 1900 durch die Polizei die Einberufung zugestellt. Die Angehörigen der jüngeren Jahrgänge befanden sich – angeblich zu Übungszwecken – meist schon seit April/Mai beim Militär. Sie waren nicht entlassen worden, obwohl die Übungen nur für die Dauer von 4 bis 6 Wochen angesetzt waren. Ältere Männer waren zur Polizeireserve eingezogen worden oder zum Sicherheits- und Hilfsdienst (SHD), einer Organisation für den Katastrophenschutz. Verschiedene Jahrgänge hatten schon eine feldmarschmäßige Uniform erhalten. Im Laufe des Jahres hatte es immer wieder Vorträge über Luftschutz gegeben. Von den bis dahin vorwiegend in die Haushalte verbannten Frauen waren viele vom Arbeitsamt zur Reichsbahn, zur Reichspost, zur Straßenbahn oder zu sonstigen öffentlichen Betrieben dienstverpflichtet worden.

Die Einrichtung des Ernährungs- und Wirtschaftsamtes mit 35, über das gesamte Stadtgebiet verteilten Bezirksstellen führte zu verstärkten Hamsterkäufen. In den Geschäften herrschte großer Andrang. Gekauft wurde alles. Speisesalz war ebenso gefragt wie Brot und Kartoffeln, die bald knapp wurden. In diesem Zusammenhang kamen Gerüchte über die Beschlagnahmung aller Lebensmittel auf.

Während der „Völkische Beobachter“ in seinem Leitartikel feststellte: „Adolf Hitler will keinen Krieg“, forderte der „Westdeutsche Beobachter“ wenige Tage später, die bewaffnete Befreiung aller Deutschen in Polen. Aus den Volksempfängern dröhnte von morgens bis abends Marschmusik, die nur hin und wieder von dürftigen Nachrichten unterbrochen wurde, die zu Gerüchten führten. Jeder wollte etwas wissen. Auf den Straßen wurde überall diskutiert. Der Sender London meldete: „Ein Krieg ist unvermeidlich“. In der Stadt sah man mehr und mehr Parteimitglieder in Uniform. Der Deutschlandsender berichtete am 28. August 39 von polnischen Ausschreitungen. Am Abend war auf allen Deutschen Sendern von Überfällen einer polnischen Militärabteilung auf den Sender Gleiwitz die Rede.

Am 1. September verkündet der „Führer“ Adolf Hitler im Reichstag, daß ab 5.45 Uhr an der polnischen Grenze zurückgeschossen würde.



*Truppenverladung
am Güterbahnhof
Nippes*

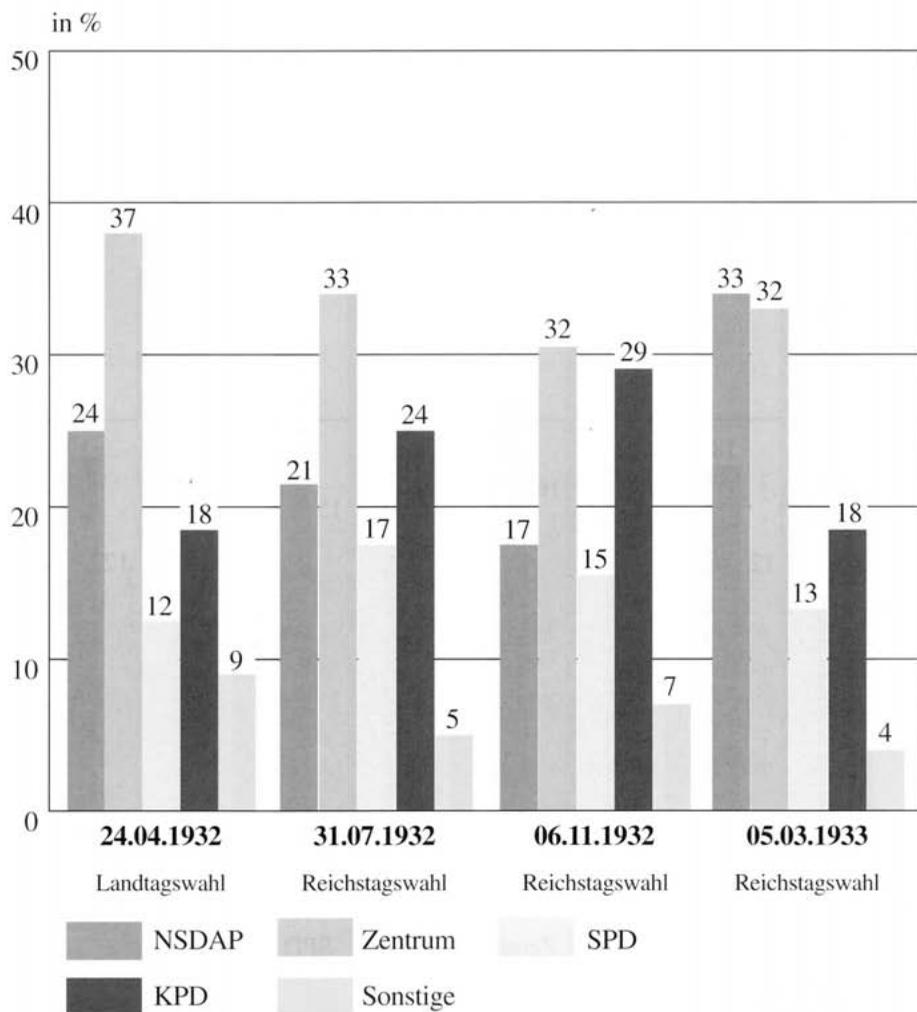
Hinweis zu den Wahlergebnissen ab Seite 95

Die gültigen Frauen und Männerstimmen wurden zusammengezählt und alle Daten zur besseren Übersicht in Prozentwerte umgerechnet.

Wahlergebnisse

Stimmbezirke 187 / 188

Nievenheimer Str. / Ossendorfer Str.

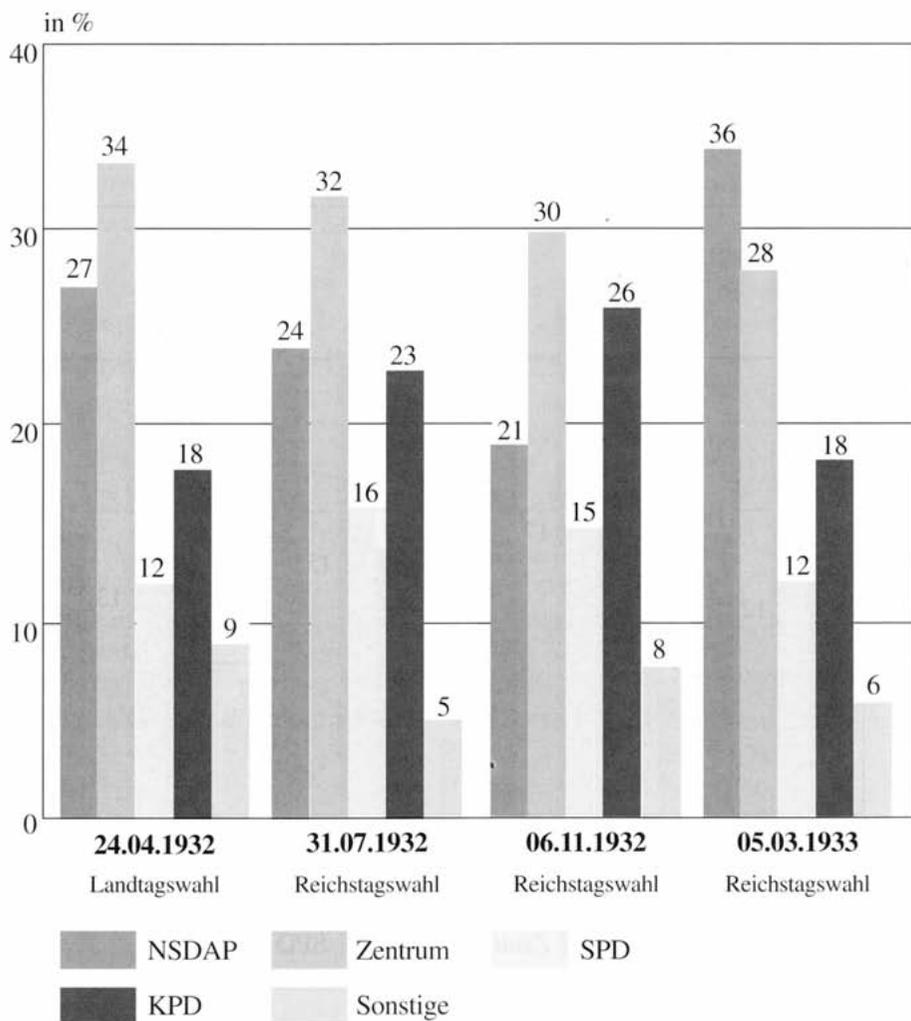


Quelle: Statistisches Wahlamt Köln

Wahlergebnisse

Stimmbezirke 186 / 189

Escher Straße / Geldernstraße

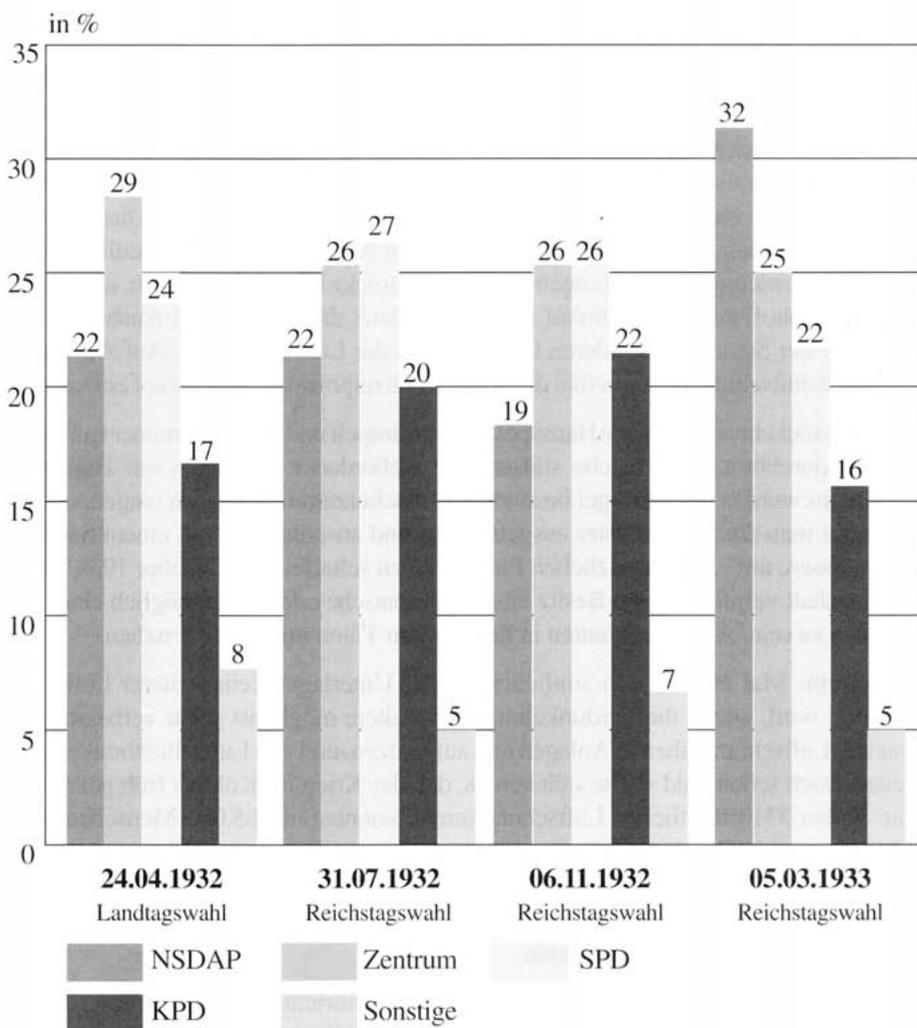


Quelle: Statistisches Wahlamt Köln

Wahlergebnisse

Stimmbezirke 207

Am Bilderstöckchen/Longericher Str.



Quelle: Statistisches Wahlamt Köln

Im zweiten Weltkrieg

Der Kriegsausbruch am 1. September 1939 löste, im Gegensatz zu 1914, bei der Kölner Bevölkerung Betroffenheit und Angst aus. Die Stimmung war allgemein gedrückt.

Am 4. September gab es den ersten Fliegeralarm, der sich jedoch als Irrtum herausstellt. Der zweite Alarm, am folgenden Tag, war dagegen der Beginn der Feindtätigkeit, wenn auch vorerst statt Bomben Flugblätter abgeworfen wurden. Die Botschaft der Engländer war eine trockene Statistik:

„Wie lange reichen eure Lebensmittel? Fragt die älteren unter euch, wie es um 1917 bei euch gewesen ist. Diesmal wird der Hunger schneller kommen! Überzeugt euch“. Dann folgten Zahlen.

Wenngleich danach alles ruhig blieb, war man sich in Köln durchaus bewußt, daß die Stadt als Industriestandort und Verkehrsknotenpunkt besonders gefährdet sein würde. Bezüglich letzterem hatte man in Bilderstöckchen einiges zu befürchten. Dies betraf sowohl die Siedlung, als auch den damals noch zu Nippes gehörenden südlichen Teil. Durch kriegswichtige Einrichtungen an der Bahnstrecke Nippes-Longerich, wie der Verschiebebahnhof, der Güterbahnhof und nicht zuletzt das Reichsbahn-Ausbesserungswerk war der Stadtteil besonderen Gefahren aus der Luft ausgesetzt. Auf Anweisung des Reichsluftschutzbundes befahl der Kölner Polizeipräsident sich darauf einzustellen.

In Bilderstöckchen wurden die Hausspeicher entrümpelt und die Brandmauer zum Nachbarhaus durchbrochen. Manche stützten die Kellerdecke zusätzlich mit Balken ab. Außerdem wurden in der Regel besondere Luftschutztüren aus Eisen eingebaut. Teilweise hat man die Kellerfenster ausgebrochen und anschließend mit einem Sandsack verschlossen, um einen zusätzlichen Fluchtweg zu schaffen. Ab Oktober 1939 war jeder Haushalt verpflichtet, im Besitz einer Feuerpatsche oder wenn möglich einer Feuerspritze zu sein. Außerdem hatten in den Kellern Tüten mit Sand zu stehen.

Obwohl bis Mai 1940 in den amtlichen Kölner Unterlagen kein weiterer Luftangriff vermerkt wird, wurde die Verdunkelung beibehalten, möglichst sogar verbessert. Der Bau von Luftschutzgräben in Anlagen und auf Plätzen, und von Luftschutzbunkern ging weiter. Doch schon bald stellte sich heraus, daß der Krieg für Köln zu früh gekommen war. In den 331 öffentlichen Luftschutzräumen konnten nur 65.000 Menschen untergebracht werden. Das entsprach etwa 8% der Gesamtbevölkerung. Selbst wenn die Untersuchungen stimmten, daß mindestens 10% der Bevölkerung immer unterwegs waren, bedeutete dies, daß mindestens 15.000 Menschen auf der Straße den Gefahren aus der Luft schutzlos ausgeliefert waren.

Auch in Bilderstöckchen fehlten öffentliche Schutzeinrichtungen völlig. Die nächsten Bunker befanden sich in Mauenheim zwischen dem Grünen-Hof und der Neußer Straße mit ca. 1000 Schutzplätzen und in Nippes an der Werkstattstraße mit ca. 1600 Plätzen.

Im Verlauf des Krieges erfolgten in Mauenheim für einen weiteren Bunker an der Ecke Berg- und Etzelstraße Erdarbeiten, die jedoch bald wieder eingestellt wurden, weil man das Arbeitspersonal für den Bau des Atlantikwalles in Nordfrankreich benötigte. Für die Siedler wurde unter der Bahnunterführung an der Longericher Straße eiligst eine Art Unterstand gebaut, indem man bis zur Decke ein paar versetzte Mauern hochzog.

Je stärker der Krieg fortschritt, desto stärker hatte die Kölner Zivilbevölkerung darunter zu leiden, was zunächst mehr die Versorgungslage betraf. Die unmittelbarsten und am deutlichsten fühlbaren Auswirkungen hatte die gleich am 2. September 1939 eingeführte Rationierung von Lebensmitteln, Bekleidungsstücken, Schuhwaren und anderen Gebrauchsgegenständen täglichen Lebens. In den Bezirksstellen des Ernährungs- und Wirtschaftsamtes wurden die ersten Lebensmittelkarten ausgegeben. Für Bilderstöckchen war die Bezirksstelle 16 B in der Liebigstraße 118 in der Nähe des Schlachthofes zuständig.

Die Installierung des Versorgungssystems bereitete von Anfang an erhebliche Schwierigkeiten. Schon bald ließen sich die Mängel in der Organisation nicht mehr vertuschen. Unter anderem hatte man nicht bedacht, daß die Stadt Köln aufgrund ihrer besonderen Lage im militärischen Operationsgebiet außer der Bevölkerung auch noch ständig Truppen zu versorgen hatte, die von und nach allen Richtungen geschleust wurden. Bilderstöckchen war hierbei besonders belastet. Auf dem Verschiebebahnhof trafen fast täglich Soldaten aller Gattungen ein, um von dort an die Fronten transportiert zu werden. Deren hoher Bedarf stellte an den Groß- und Kleinhandel und Gaststätten erhöhte Anforderungen. Die daraus resultierenden Verkürzungen der Zuteilungsmengen für die Bevölkerung verschlechterten die allgemeine Stimmung. Von rheinischer Fröhlichkeit war nur noch in den nationalsozialistischen Propagandaschriften und Rundfunksendungen die Rede. Um sich einen Eindruck von den Nöten der Arbeiter zu machen, genügte ein Blick in deren abgehärmte Gesichter.

Für besonders notleidende Menschen wurde am 24. September in Bilderstöckchen die erste „Pfundesammlung“ durchgeführt. Jeder Haushalt sollte möglichst ein Pfund Lebensmittel opfern. Diese Spenden wurden von Mitgliedern der NS-Frauenschaft abgeholt und an Bedürftige verteilt. Ferner wurden abgetragene Kleidungsstücke eingesammelt, repariert und dann ebenfalls an Bedürftige verteilt.

Mit seinen Industrieanlagen, Eisenbahnverbindungen und Brücken gehörte Köln zur „Luftgefahrzone I“ und wurde durch das Luftverteidigungskommando 7 (seit September 1941 7. Flakdivision) vor Luftangriffen geschützt.

Die schweren Flakbatterien hatten ihre Stellungen auf freiem Feld in einem Abstand vom Schutzobjekt, die eine Feuerwirkung weit vor der Bombenabwurfzone ermöglichten. Einige Stellungen lagen allerdings auch zwischen bebautem Gebiet, z.B. am Aachener Weiher oder im Blücherpark. Letztere befand sich etwa in der Höhe der Äuße-

ren Kanalstraße. Insgesamt 100 Soldaten dürften hier tätig gewesen sein, um die zwei mal 6 Geschütze Kaliber 8,8 cm zu bedienen. Die Doppelbatterie Nr. 1.381 und Nr. 2.477 (ab März 1944 Nr. 1.514) erfuhr durch leichte Flak ihre Sicherung. Der Befehlsstellung standen zwei Radargeräte zur Verfügung. An jedem Geschütz operierten vier Kanoniere und jeweils vier Munitionsschlepper (meist Russen) und Luftwaffenhelfer der HJ. Es muß geradezu von „blaugrauen Uniformen mit roten Spiegeln“ gewimmelt haben. Wie fast alle Flakstellungen war auch die Batterie im Blücherpark abends ein beliebtes Ausflugsziel der weiblichen Jugend.

In der Nacht vom 12. auf den 13. Mai fielen die ersten Bomben auf das Stadtgebiet. Personen kamen nicht zu Schaden.

In Abständen von wenigen Tagen erfolgten weitere leichte Angriffe. Die Angriffstätigkeit verstärkte sich jedoch in den folgenden Wochen und Monaten erheblich. Bilderstöckchen war zunächst nicht betroffen. Trotzdem wagte man auch hier kaum noch zu schlafen. Die meisten Menschen saßen abends zu Hause und warteten auf das Heulen der Sirenen. Übernächtigt gingen sie am nächsten Morgen zur Arbeit. Sie waren gereizt und mürrisch.

Die Fliegerangriffe nahmen zu. Immer neue Ortsteile reihten sich in die Aufstellungen über die Schadensstellen ein. Ab Frühjahr 1941 wurde auch Bilderstöckchen von feindlichen Luftangriffen nicht mehr verschont.

Die erste Sprengbombe fiel in der Nacht vom 3. zum 4. März 1941 auf den Grünstreifen zwischen Ebernburgweg und Altleinigenweg. Außer einer Menge zertrümmerter Fensterscheiben und sonstigen kleinen Schäden an den umliegenden Häusern war noch einmal alles gut gegangen. Unter anderem war noch ein Bombenrichter zu bestaunen.

Der Angriff am 18. Mai 1941 verursachte im Eisenbahn-Ausbesserungswerk erheblichen Sach- und Gebäudeschaden. Einige Häuser in der Umgebung erhielten ebenfalls Treffer. Die dabei zu Bruch gegangenen Fensterscheiben wurden von einer holländischen Glaserkolonne erneuert, die in Nippes in der Schule Turmstraße untergebracht war.

Im Laufe des Jahres verschlechterte sich die Versorgungslage. Dies führte bei den Arbeitern zu deutlichen Reaktionen. Vor den Geschäften, und da bildete Bilderstöckchen keine Ausnahme, kam es zu „heftigen Auftritten“. Die Polizei mußte wiederholt eingreifen. Doch Abhilfe wurde und konnte nicht geschaffen werden. Aber nur die wenigsten konnten mit diesem eskalierenden Mangel leben. Auf der Bezirksstelle an der Liebigstraße erschienen immer mehr Personen, die um zusätzliche Brotzuteilungen baten. Als Folge des Kartoffelmangels hatten sie Brot und Nahrungsmittel im Vorgriff bis zu zwei und drei Wochen verbraucht.

Zugespitzt hatte sich auch die Luftlage. Die Folgen des Angriffs vom 13. Mai 42 waren schwerwiegend. Unter anderem fielen auf das Reichsbahn-Ausbesserungswerk zwei Luftminen, die im südlichen Teil des Werkes, an der Kesselschmiede sowie an den in

der Nähe befindlichen Häusern in der Werkstattstraße, Hartwichstraße, Sechzigstraße, Escher Straße u.a.m. erheblichen Schaden anrichteten.

„Wenn der Langenberger Sender aussetzt, wird die Stimmung und Ungewißheit, die dann auf den Menschen lastet, zur Qual. Noch ist die heulende Sirene nicht in Tätigkeit getreten, aber wenn ihr häßlicher, an – und abschwellender Ruf ertönt, setzt die Flucht in die Keller und Bunker ein. Wenn dann der Mann vom Flakfunk unser Planquadrat, daß in Flakbefehlsstellungen „Martha“ genannt wird, im Zusammenhang mit dem Anflug feindlicher Flugzeuge nennt, dann wissen wir alle, daß mit einem Angriff gerechnet werden muß, und wir vielleicht in einer halben Stunden schon kein Dach mehr über den Kopf haben, und auch vielleicht dann nur noch der Koffer alle Habseligkeiten birgt, die einem vielleicht verblieben sind.“

Als diese Zeilen niedergeschrieben wurden, konnte ihr Verfasser kaum ahnen, welches Inferno der Stadt Köln und ihrer Bevölkerung noch bevorstand.

104 Angriffe hatte Köln bis Ende Mai 1942 erlebt. Obwohl einige schwere Bombardements darunter waren, hatten sich die Beeinträchtigungen des privaten und öffentlichen Lebens in Grenzen gehalten. In der Nacht vom 30. auf den 31. Mai kam jedoch eine Katastrophe auf die rheinische Metropole zu, die nicht nur eine neue Dimension des Luftkrieges darstellte, sondern in ihren Auswirkungen für die Betroffenen schier unvorstellbar war.

Bei klarem Vollmondwetter erschienen in der Zeit von 0.25 Uhr bis 3.10 Uhr 1047 englische Bomber mit mindestens 5000 Mann Besatzung über Köln. Neunzig Minuten lang warfen die Flugzeuge nahezu 1500 Tonnen Spreng- und Brandbomben ab. Ein Schwerpunkt des Angriffs war nicht zu erkennen. Betroffen waren vorwiegend Wohnviertel der Innenstadt sowie der meisten Vororte. Nachdem die letzten viermotorigen Bomber sich ihrer Brandbomben entledigt hatten – sie sollten die Löscharbeiten behindern – glühte der Himmel über Köln „rosafarben“. Noch aus 300 km Entfernung konnte man im Morgengrauen von der holländischen Küste aus, die Rauchsäulen über Köln beobachten. Nach nur 1 1/2 Stunden war die zweitausend Jahre alte Stadt in einen Trümmerhaufen mit nicht mehr gutzumachenden Schäden verwandelt worden. Das ganze Ausmaß der Zerstörung wurde in einem 190 Seiten starken Abschlußbericht des Polizeipräsidenten zusammengefaßt. (Als Bestand 100 im historischen Archiv der Stadt Köln vorhanden und dort einzusehen)

Die nun folgenden Angaben für das Gebiet des heutigen Stadtteils Bilderstöckchen sind diesem Bericht entnommen. Sie basieren auf Aufzeichnungen von „Beobachtern des Luftschutzabschnittes II, linksrheinisch“.

Im Haus Escher Straße 110 durchschlugen Brandbomben den Dachstuhl.

Eine Bewohnerin des Hauses Geldernstraße 12 wurde auf der Straße durch Mauereinsturz getötet.

Ca. 16 Brandbomben fielen auf das Gelände der Möbelfabrik Mellmann, Geldernstraße 54. Einige zündeten in der Lackiererei des Betriebes. 300 m² Arbeitsräume sind ausgebrannt. Eine Decke stürzte ein. Trotz sofortigem Eingreifen der Werksfeuerwehr, die die Löscharbeiten durchführte, waren erhebliche Sach- und Gebäudeschäden zu beklagen. Die meisten Bomben sind glücklicherweise im freien Gelände ausgebrannt.

Vor dem Haus Geldernstraße Nr. 8, sind einige Brandbomben an der Straße ausgebrannt. Es entstand kein Schaden.

Auf dem Betriebsgelände der Feuerlöschgerätefabrik Hönig, Geldernstraße 48 zündeten mehrere Brandbomben, einige hiervon im Magazinraum. Die sofort eingreifende Betriebsfeuerwehr löschte schnellstens den Brand. Größerer Schaden konnte verhindert werden.

Ebenfalls größeren Schaden verhinderten die Löscharbeiten der Werksfeuerwehr bei der Brotfabrik Hansa, Geldernstraße 41. Hier hatten Brandbomben auf dem Heuboden gezündet.

Gebäude-, Dach- und Fensterschäden, sowie geringe Maschinenschäden entstanden durch zwei in der Nähe gefallener Sprengbomben und Brandbomben bei der Milchverwertung GmbH in der Geldernstraße 46.

Sechs Sprengbomben fielen auf die Gleisanlagen des Verschiebebahnhof Köln-Nippes, an der Longericher Straße. Beschädigt wurde die Überführung an der Mündung Etzel Straße (Mauenheim), Longericher Straße, ferner Waggons und die Gleisanlagen. Eine Umleitung wurde erforderlich.

In die Flakstellung an der Äußeren Kanalstraße (Blücherpark) fiel eine Sprengbombe. Es wurden vier Soldaten getötet. Ebenfalls vier wurden verletzt.

Großes Glück hatte die Siedlung Bilderstöckchen. Durch Brandbomben entstanden nur geringe Gebäudeschäden. Die aufgetretenen Brände konnten durch schnelles und entschlossenes Handeln der Siedler im Keim erstickt werden.

In der Nähe des Heckhofes fiel eine Sprengbombe ins freie Feld. Es entstand kein Schaden.

Die Brandbomben, die auf die Tierkörper Verwertungsanstalt fielen, konnten gelöscht werden. Daher entstand nur geringer Sachschaden.

Im Nippeser Reichsbahn-Ausbesserungswerk zerstörten Brand- und Sprengbomben eine Wagenhalle, die Lokschuppen, das Gerätelager und mehrere Holzschuppen.

In mehreren Häusern der Nievenheimer Straße brannte der Dachstuhl.

Nach dem sogenannten 1000-Bomber-Angriff machte sich schlagartig ein Mangel an Gebrauchsgütern bemerkbar. Im Juni fehlten in Köln noch 35.000 Zimmereinrichtungen. Dieser Mangel war vom Einzelhandel nicht annähernd zu decken. Das Problem wurde jedoch zu einem nicht unerheblichen Teil auf Kosten der Verfolgten des NS-Regimes gelöst. Das gesamte zweite Halbjahr 1942 hindurch und auch in den folgenden Jahren wurde den Kölnern immer wieder öffentlich Gelegenheit geboten z.B. bei Versteigerungen, „nichtarische“ Gegenstände zu erwerben. Veranstaltungen dieser Art fanden u.a. regelmäßig im Schlachthof statt. Gegenstände, die nicht versteigert wurden, übernahm zu einem niedrigen Preis die NSV, um besonders Sozialschwache zu unterstützen. Eine Zeitzeugin (R.M.) erinnert sich, daß in einigen Haushaltungen Wäschepakete verschenkt wurden.

Trotz Sonderzuteilungen des Wirtschaftsamtes und großzügiger Regelung von Ersatzansprüchen wurde die Stimmung in der Bevölkerung nicht besser. Dies lag keineswegs nur an der grenzenlosen Hilflosigkeit, der die Menschen in den Kellern ausgesetzt waren. Die gesteigerte Beunruhigung wurde auch durch die seit April 1942 praktizierte Kalorienkürzung hervorgerufen. Das von dem NS-Regime unerwünschte Leben im Vorgriff hielt daher weiter an.

Der Typ des militanten, geschulten Parteifunktionärs war auch während des Krieges aktiv. Wenn es galt zu erfassen, zu berichten und zu überwachen war er zur Stelle.

Zeitzeuge F.E. erinnert sich:

„Eines Tages, ich nehme an, es war 1942, besuchte ich mit meinen Freunden die Filmburg (Kino in Nippes, Anm. d. Verf.) Der Besuch des Films „Menschen, Tiere, Sensationen“ war für uns Pflicht, denn unser damaliges Idol Harry Piel spielte die Hauptrolle. Die Sache hatte aber einen Haken: Da wir als Lehrlinge berufstätig waren, blieb uns nur die Abendvorstellung. Auf dem Heimweg gegen 22.00 Uhr wurden wir von einer Polizei/HJ-Streife gestellt und zur Polizeiwache abgeführt. Die Wache befand sich damals in der Franziskastraße in der Höhe der Eichstraße und wurde später zerbombt. Das Delikt war: Jugendliche unter 18 Jahren hatten nach 21.00 Uhr nichts mehr auf der Straße zu suchen. Wir wurden regelrecht verhört, auf unser Verbrechen hingewiesen und schließlich nach Hause geschickt. Das war aber noch nicht alles: Monate später wurden wir „Verbrecher“ zum Jugendgericht ins Dischhaus geladen. Man verhörte uns nochmals eingehend und einzeln. Letztlich wurden wir mit dem Hinweis auf drastische Maßnahmen im Falle einer Wiederholung entlassen.

Hin- und wieder wurde versucht diesen Typen „eins auszuwischen“. Bei solchen „Aktionen“ kam es schon mal vor, daß ein eher harmloser Blockwart völlig zu Unrecht, zum Opfer wurde.

Es berichtet Zeitzeuge L.H.:

Der Blockwart der Siedlung kontrollierte, wie es seine Aufgabe war, ob auch jeder verdunkelt hatte. Mit einem Siedler kam es wegen dessen Uneinsichtigkeit immer zu Diskussionen. Wir Kinder aus der Nachbarschaft wußten das. Ich weiß auch nicht mehr woher, auf einmal hatte einer von uns schwarze Farbe. In Abwesenheit des besagten Siedlers, haben wir dem die Fenster schwarz angestrichen und darauf den Hinweis: „Verdunkelung“ angebracht. Als der Hause kam, hatte er natürlich gleich den Blockwart in Verdacht, den er dann auch gleich aufsuchte. So sehr der arme Kerl seine Unschuld beteuerte, es half nichts, der Siedler hat ihm trotzdem „die Möbel gerade gerückt“.

Bei einem verstärkten Einsatz von Minen und Sprengbomben sind von den 39 Luftangriffen des Jahres 1943 etwa 8 zu den schwersten und schweren zu zählen, die überhaupt auf Köln stattgefunden haben.

Der erste war am 2. Februar 1943. Zwischen 20.43 und 21.50 Uhr warfen die Feindflugzeuge Bomben und Mienen in erster Linie auf das Gebiet Mauenheim, Merheim lrh., den Butzweiler Hof und die Siedlung Bilderstöckchen. Durch zwei schwere Bomben wurde ein Teil des Ebernburgweges, der gesamte Altleinigen Weg einschließlich Kirche und Schule sowie ein Teil der Longericher Straße in Mitleidenschaft gezogen. Viele Häuser wurden zerstört, andere unbewohnbar, einige nur noch ein Schutthaufen. Eine Bewohnerin konnte nur noch tot aus den Trümmern geborgen werden. Am Hoheneckenweg entstand an zwei Häusern erheblicher Sachschaden. Nur durch energisches Zupacken der Bewohner der Häuser und deren Nachbarn wurde größeres Unglück verhindert.

Aufgrund der Wetterverhältnisse war der Angriff am 17. Juni 1943 schwächer ausgefallen als der durch den Warndienst gemeldet. Wegen teilweise bedecktem Himmel über Köln, waren die auf dem Anflug befindlichen Verbände zurückgerufen worden. So entledigten sich „nur“ die ersten, die den Befehl zur Umkehr zu spät erhalten hatten, ihrer Bombenlast. In Bilderstöckchen fiel eine Luftmine auf den Rand einer Kiesgrube. Die gewaltige Explosion und der ungeheuerere Luftdruck zerstörten die restlichen Häuser am Ebernburgweg.

Was an diesem 17. Juni aus Witterungsgründen nicht geschehen war, passierte bei dem Angriff in der Nacht vom 28. auf den 29. Juni 1943. Als „Peter und Paul-Angriff“ nimmt er in der Luftkriegsgeschichte des Stadtkreises Köln eine besondere Stellung ein. Dieser Angriff hatte zwar schwerpunktmäßig die Innenstadt und die südlichen Vororte zum Ziel, doch Bilderstöckchen wurde in Mitleidenschaft gezogen. Am Altbaumburgweg brannte ein Haus völlig aus.

Bei dem Angriff am 9. Juli 1943, der den Nord- Westteil der Innenstadt und die angrenzenden westlichen und nordwestlichen Ortsteile zum Ziel hatte, war Bilderstöckchen wieder direkt betroffen. Gegen 0.30 Uhr gab es Alarm. Über zwanzig Mi-

nuten lang war die Luft erfüllt von einem ohrenbetäubenden Gurgeln, Pfeifen und Krachen der Bomben, sowie der Flugabwehrkanonen. Die Gleisanlagen in Bilderstöckchen hatten zwar durch die „Eisenbahnflak“ einen zusätzlichen Schutz erhalten, doch konnte sie nicht verhindern, daß der Verschiebebahnhof erneut schwer getroffen wurde. Einschlag folgte auf Einschlag. Gegen 1.30 Uhr explodierte eine Luftmine hinter dem Haus Hohenheckenweg 5 bis 7. Vier Doppelhäuser und ein Einfamilienhaus wurden in Trümmer gelegt. Ein Menschenleben war zu beklagen. An allen Ecken und Enden brannte es lichterloh. Mit Mühe konnte nach vier Stunden härtester Arbeit eine Verbindung zu den Verschlütteten hergestellt werden. Dann kroch ein auf Urlaub befindlicher Soldat zu den wimmernden, in den Trümmermassen Eingeschlossenen und befreite einen nach dem anderen aus der lebensgefährlichen Lage. Neun Menschen hatten schwere Verletzungen davongetragen. Am Morgen danach wurden die Verletzten versorgt, die Überlebenden gepflegt und notdürftig in der Nachbarschaft untergebracht. An der Longe-richer Straße hatte eine Luftmine einen Häuserblock total zerstört.

Trotz Schmerz und Leid ging der Humor nicht verloren. Es war wohl eher „schwarzer Humor“, wenn man an Hauswänden lesen konnte: „Planmäßig geräumt“, „Luftige Wohnung zu vermieten“, „Durchgehend geöffnet“. Die schweren Bombenangriffe im Juni und Juli erschütterten die Moral der Kölner jedoch nachhaltig.

Im Juli waren in Köln 280.000 Obdachlose gemeldet. Die tatsächliche Zahl dürfte jedoch höher gelegen haben. Vermutlich waren mehr als die Hälfte der Kölner ohne Wohnung. Beispielhaft war in dies Zeit das Zusammengehörigkeitsgefühl in Bilderstöckchen. Die Bombengeschädigten wurden vorbildlich von ihren Siedlerkameraden betreut und gepflegt, ehe sich die dazu verpflichteten kommunalen Stellen darum kümmerten. Wer keine Wohnung mehr hatte, dem gewährte der Nachbar Unterkunft.

Das tägliche Leben war geprägt von fast unüberwindlichen Schwierigkeiten. Es gab kaum noch Geschäfte, um Lebensmittel oder andere Dinge des täglichen Bedarfs zu kaufen. Viele Wohnungen waren ohne Licht und Wasser. Es war „Glück im Unglück“, daß ein Siedler in Bilderstöckchen noch eine Pumpe im Garten hatte. Daß diese auch von den Nachbarn benutzt werden durfte, war damals selbstverständlich. Mit Schüsseln, Töpfen und Eimern kamen sie zur Pumpe am Altdahnweg.

Gegen Ende des Jahres 1943 trat bis auf einige kleinere Angriffe eine verhältnismäßig ruhige Zeit ein, die bis in die ersten Monate des Jahres 1944 hinein andauern sollte. Für die Jugendlichen der Siedlung Bilderstöckchen, die bisher schon so viel Leid erlebt hatten, ein Anlaß den Jahreswechsel noch einmal so richtig zu feiern. Dabei werden so manche Eltern und somit Hausherrn im Stillen gedacht haben: „Na ja, op e paar Pänz mih, oder weniger kütt et och nit mih ahn“.

Mit Beginn des Jahres 1944 hatte sich die Ernährungs- und Versorgungssituation weiter verschlechtert. Die Mangelerscheinungen erfaßten praktisch sämtliche Bereiche des

täglichen Lebens. Die damit verbundene Ängste und Sorgen der Kölner Bevölkerung wurden außerdem durch die wieder zunehmenden Bombenangriffe und die dadurch bedingten Zerstörungen und Lebensveränderungen extrem verschärft. Nachdem bisher am Tag nur vereinzelt, „schwache“ Angriffe stattgefunden hatten, mehrten sich jetzt die Fälle, in denen zu größeren Tagesangriffen übergegangen wurde. Am 4. März 1944 wurde gegen Mittag Ehrenfeld angegriffen. Den dort ansässigen Industriebetrieben wurden schwere Schäden zugefügt. Die Zahl der Gefallenen und Verwundeten war sehr hoch. In einem Barackenlager in der Hornstraße kamen 16 Fremdarbeiter ums Leben.

Am 20. April 1944 feierten alle Zeitungen Adolf Hitler als größten Feldherren aller Zeiten. Doch die Kölner hatten Sorge, daß die feindlichen Flieger an diesem Geburtstag die Geschenke bringen würden; in Form von Spreng- und Brandbomben.

Glücklicherweise war der Tag ohne Alarm geblieben. Der Angriff begann in der Nacht am 21. April 44 um 1.46 Uhr mit schätzungsweise 400 Flugzeugen. Neben zahlreichen Industriebetrieben wurden vor allem wieder Gleisanlagen bombardiert. Dabei wurde die Bahnmeisterei Nippes total zerstört. Das Reichsbahn-Ausbesserungswerk erhielt wieder schwere Treffer. Die Möbelfabrik Mellmann wurde ebenfalls in Mitleidenschaft gezogen.

In den folgenden Monaten trat zwar keine Ruhe in den ständigen Bombardierungen Kölns aus der Luft ein, doch da diese in erster Linie die Innenstadt und die westlichen und rechtsrheinischen Vororte zum Ziel hatten, sind sie hier ausgespart.

Im August des Jahres 1944 lag Köln mit seinen Vororten dauernd unter Luftalarm. Ab 8. August begannen die Evakuierungstransporte von Frauen und Kindern nach Mitteldeutschland. In Bilderstöckchen waren die Haushalte durch Postwurfsendungen über die bevorstehenden Vorkehrungen informiert worden, die mit den Worten begannen:

„Der feindliche Luftterror nimmt keine Rücksicht auf die Zivilbevölkerung. Die Terrorflieger führen einen brutalen Vernichtungskrieg gegen wehrlose Frauen und Kinder. Die Sorge um die deutsche Jugend, um ihre Gesundheit und um ihr Leben erfordert besondere Maßnahmen.“

Die Abfahrt der Gruppen erfolgte meist von „Deutz-Tief“ aus. Hintergrund dieser Maßnahme, die ursprünglich als „Kinderlandverschickung“ Stadtkindern zur Erholung dienen sollte, war sicher einerseits der Gesunderhaltung der Jugend, andererseits steckten dahinter auch massive Schulungsabsichten durch die Hitler-Jugend. Denn die Transporte wurden immer von HJ-Führern begleitet.

Trotz starken Flakfeuers wurde bei dem Angriff am 15. August 1944 das Reichsbahn-Ausbesserungswerk erneut beschädigt. Wohngebäude im Umfeld wurden zerstört.

Die Flugblätter des Alliierten Oberkommandos forderten die „Deutschen Eisenbahner im Ruhrgebiet und Rheinland“ auf, ihre Heimat zu retten, indem sie der „verbrecheri-

schen Kriegsverlängerung“ ihre Mithilfe verweigern sollten. Auf den Flugblättern waren dazu folgende Vorschläge zu lesen:

1. Störung der Zufuhr von Nachschub und Verstärkung an die Front.
2. Störung und Abtransport von Lebensmitteln und Vorräten, Maschinen und sonstigen Einrichtungen, die vom Ruhrgebiet und Rheinland ins Reichsinnere gehen.
3. Störung der Verschleppung von Zwangsevakuieren aus ihren Heimatgebieten.

Diesen Aufrufen folgten die Eisenbahner jedoch nicht. Als Ende August 1944 die Mütter von den Ortsgruppen gedrängt wurden, mit ihren Kindern nach Nord-, Mittel- und Süddeutschland zu evakuieren, konnte die Reichsbahn die Sonderzüge bereitstellen.

Mit dem Fliegerangriff am 27. September begann jene Zeit, in der das Werk der Zerstörung der Stadt von bisher in nicht gekannter Stärke vollendet wurde. Voralarm, Vollalarm, Vorentwarnung und Entwarnung lösten sich Tag und Nacht in steter Reihenfolge ab. Höhepunkt der Lufttätigkeit über Köln stellte der Monat Oktober 44 dar. Bereits am 2. Oktober warfen in den frühen Vormittagsstunden etwa 30 bis 40 feindliche Flieger Brand- und Sprengbomben schwerpunktmäßig auf die Ortsteile Longerich, Merheim Irh.. In Bilderstöckchen gingen die Bomben vorrangig ins freie Feld und verursachten lediglich Flurschaden.

Die Versorgung der Bevölkerung mit Gas, Wasser und Strom war fast überall unterbrochen. Wichtige Versorgungsbetriebe wie Bäckereien und Metzgereien konnten nicht mehr arbeiten. Der Schlachthof war aufgrund seines Zerstörungsgrades nicht mehr funktionsfähig.

Nach einer Folge weiterer schwerer Angriffe attackierte das Bomberkommando der RAF am Nachmittag des 28. Oktober 44 die Domstadt mit über 700 Bombern. Obwohl der Angriff in erster Linie gegen die rechtsrheinischen Vororte gerichtet war und dort schwere Verwüstungen anrichtete, erhielten neben Teilen der Innenstadt auch Nippes und Ehrenfeld schwere Treffer. U.a. wurde die Bahnanlage des Schlachthofes getroffen. So ging es fast Tag für Tag. Angriff erfolgte auf Angriff. Egal ob Ziele der Innenstadt oder der Vororte Nippes, Ehrenfeld, Merheim Irh. angesteuert wurden, daß Gebiet des heutigen Stadtteils Bilderstöckchens bekam am Rande immer etwas mit.

Der Flakstellung im Blücherpark, inzwischen nur noch dürtig mit Munition ausgerüstet, gelang es trotzdem die eine oder andere feindliche Maschine abzuschießen. Ein Zeitzeuge erinnert sich, daß auf der Escher Straße in der Nähe des Nippeser Bahnhofs die Leiche eines Englischen Piloten lag; offensichtlich ohne Fallschirm heruntergekommen und aufgeschlagen, ein grauenhafter Anblick.

Anfang November 1944 bot die Stadt Köln das Bild einer belagerten Festung. Um den Versorgungsschwierigkeiten und den ständigen Luftangriffen zu entgehen, verließen die

Leute in hellen Scharen, den Trümmerhaufen Köln. Am 27. November meldete der Drahtfunk einen kleinen Kampfverband im Anflug auf Köln. Spitze 14.10 Uhr über St.Vith. Dann heulten die Sirenen Voralarm. Schon flogen sie heran. Kein Flakschuß war hörbar. Alles flüchtete in die Keller und Bunker. Auch dieser Angriff galt wieder den Verkehrsanlagen. U.a. wurde der Güterbahnhof Nippes schwer getroffen, die Eisenbahnstrecke in Richtung Neuss war nach mehreren Treffern unterbrochen. Auch der Angriff am 21. Dezember hatte die Verkehrsanlagen zum Ziel. Dabei wurde der Bahnkörper an der Liebigstraße und an der Longericher Straße beschädigt. Erneut getroffen und weiter schwer beschädigt wurde der Verschiebebahnhof. 10 Waggons brannten aus, 30 wurden total zerstört. Schwere Treffer erhielt auch wieder das Reichsbahn-Ausbesserungswerk. Dann kam der 24. Dezember, Hl. Abend. 81 „Lancaster Bomber“ der 1. Luftflotte des Bomberkommandos von einer „Pathfinder-Group“ an ihre Ziele herangeführt, griffen den Flughafen Butzweiler-Hof und erneut den Verschiebebahnhof Köln-Nippes mit großer Wucht an. Es entstanden erhebliche Gleisschäden. Außerdem wurde ein Munitionszug getroffen. Die Explosion war so stark, daß die als Schutzunterstand genutzte Unterführung an der Longericher Straße nicht standhielt. „*Von den Menschen, die hier Schutz gesucht hatten, mußten fünf ihr Leben lassen.*“ (Zz. L.H.)

Mit Beginn des Jahres 1945 traten die Kriegshandlungen im Westen in ein entscheidendes Stadium, wodurch das Gebiet der Stadt Köln zunehmend in den Bereich entscheidender Operationen rückte.

Die Angriffe im Januar waren als Schwerpunkt wieder auf die Verkehrsanlagen gerichtet. Die Nachschubwege an die näher gerückte Westfront wurden total abgeschnitten. War es zuvor noch gelungen den Zugverkehr über die Vorortbahnhöfe abzuwickeln – vom Nippeser Bahnhof fuhren Züge nach Hamburg, Hannover und Berlin – befand sich jetzt der nächste zu erreichende Bahnhof in Opladen.

Am 21. Februar gab es in Nippes noch einmal Voralarm, aber alles ging gut. Etwa 30 Stunden später begann die Westoffensive.

Am 2. März erlebte Köln den letzten Luftangriff, der gleichzeitig einer der schwersten war. Polizeiberichte wurden keine mehr erstellt. Nur aus Augenzeugenberichten ist überliefert, daß die Zahl der Bomben und deren Zerstörungskraft ganz außergewöhnlich war. Der Angriff sollte den Weg für die Eroberung der Stadt freimachen. Die mobilisierte inzwischen die letzten Kräfte. Am Bunker an der Werkstattstraße versammelte sich am Abend des 3. März der neugebildete Panzervernichtungstrupp (PVT) der Hitlerjugend. Der Bunker „Grüner Hof“ (Mauenheim) mußte auf Befehl der Partei für die Wehrmacht geräumt werden. Frauen mit Packen Wäsche auf dem Buckel, Großväter, die ein Leiterwägelchen hinter sich herzogen, zockelten von Alter und Leid gebeugt zur Niehler Fähre, um auf die „sichere Rheinseite“ zu gelangen. „*Eine jammervolle Herde, stummgewordener Kreaturen umkläfft von braunen Schäferhunden*“ (Zz.).

Nachdem Partei und Wehrmacht vollends die Kontrolle verloren hatten, brach alle Ordnung zusammen. Lebensmittelläger und -läden, verlassene Geschäfte und Wohnungen wurden geplündert. Die Güterwagen, die seit dem schweren Angriff vom Weihnachtsabend auf dem Verschiebebahnhof standen, wurden ausgeräubert bzw. die Waren in den folgenden Tagen von den Amerikanern verteilt. Für eine Woche schwammen Mauenheim und Bilderstöckchen im Fleisch.

Als am 6. März 1945 die US-Armee das linksrheinische Köln eroberte (befreite), erlebten die zurückgebliebenen Einwohner von Bilderstöckchen das erste Zusammentreffen mit dem Feind. Von Longerich kommend zogen Panzer, Panzerfahrzeuge, Autos und schußbereite Infanteristen in Richtung Mauenheim und Nippes. Vorbei an verkohlten Häuserskletten und zerbombten mehrgeschossigen Gebäuden und dem Gelände des zerstörten Reichsbahn-Ausbesserungswerkes zur Neusser Straße, wo immer noch geschossen wurde. Hier geschah es dann, daß ein mit einem deutschen Offizier und zwei Landsern besetzter Kübelwagen feuernd auf einen Panzer zuraste. Der Panzer erwiderte das Feuer, der Kübelwagen fiel um; der Weg zur Innenstadt war frei. Um 17.00 Uhr standen amerikanische Panzer auf dem Domvorplatz.

Noch am gleichen Tag hingen im gesamten Bezirk Nippes die ersten amerikanischen Plakate. In englischer und deutscher Sprache wurde mit sofortiger Wirkung eine Ausgangssperre von 18.00 bis 7.00 Uhr angeordnet.

Obwohl für das linke Rheinufer der Krieg praktisch zu Ende war, hatte man bald mit einem neuen (alten) Feind zu tun, gegen den es zu kämpfen galt, den Hunger. Das Versorgungssystem funktionierte nur noch vereinzelt. Der 18. März war der erste Sonntag ohne ein Stückchen Fleisch. Für zwei Karten waren nur 100 Gramm ausgegeben worden. Es gab keine Butter, Brot bei sparsamstem Verbrauch nur für wenige Tage. So lange es noch welche gab, wurden Kartoffeln gegessen, morgens, mittags und abends.

In der Kuenstraße 30 ließen die Amerikaner Registrierungsbescheinigungen drucken. Dies Karten dienten zur Erfassung, der noch in Köln befindlichen Bevölkerung. Ohne Bild, lediglich mit einem Daumenabdruck versehen, trug die Karte die Aufforderung nach der Registrierung Köln nicht mehr zu verlassen. Die Ausgabestelle dieser Kennkarten befand sich für Bilderstöckchen in Nippes in einem Lokal an der Ecke Neusser Straße/Kempener Straße. Nur mit diesem Ersatzausweis konnte man eine Lebensmittelkarte bekommen. Die Zuteilungsmengen waren mehr als mager. Dagegen erhielten die Amerikaner so große Lebensmittelportionen, daß sie diese noch nicht einmal völlig verzehren konnten und die Reste auf den Abfall warfen. Dort holte so mancher noch Verwertbares wieder heraus.

Am 13. April 1945 zogen die amerikanischen Soldaten auch in den rechtsrheinischen Teil von Köln als Sieger ein. Die noch in der Stadt verbliebenen Menschen atmeten auf und waren froh, obwohl sie sich darauf einstellen mußten, weiterhin unter primitiven Verhältnissen ihr Leben zu fristen.

Antifaschismus und Verfolgung

Der Nationalsozialismus in Köln war zu keiner Zeit durch Widerstand ernsthaft gefährdet. Obwohl Köln vom ersten bis zum letzten Tag der Nazi-Herrschaft Zentrum des antifaschistischen Widerstands war, vermochten die Vielzahl der Gruppen, Formationen und Bewegungen keinerlei Veränderungen der politischen Landschaft herbeizuführen. Dies war sowohl auf die brutale Unterdrückung als auch Verfolgung zurückzuführen.

Die aktivsten Gegner der Nazis waren die Mitglieder der Kölner KPD und ihr nahestehenden Organisationen. Dazu zählte u.a. die „**Revolutionäre Gewerkschaftsorganisation**“ (**RGO**). Seit 1931 hatten deren Mitglieder damit begonnen, vor allem die städtischen Betriebe zu unterwandern. RGO-Mitglieder waren in der „Deutschen Arbeitsfront“ (DAF) und in der „Nationalsozialistischen Betriebszellen Organisation“ (NSBO) zu finden. Hier betrieben sie nach Taktik des „Trojanischen Pferdes“ antifaschistische Propaganda. Die von Ehrenfeld aus operierende Organisation hielt ihre konspirativen Treffen regelmäßig im Blücherpark ab. Wenn sich hier die Ehrenfelder Betriebe zu den Maikundgebungen aufstellten, „verstreuten“ Mitglieder der RGO ihre Flugblätter gegen kapitalistische Ausbeutung und faschistische Unterdrückung. Angesichts des brutalen Drucks und Terrors der Nazis gelang es der RGO jedoch nicht, die Arbeiter in den städtischen Betrieben zu Aktionen gegen die Einrichtungen der Diktatur zu bewegen. Im Gegenteil: Bei den Betriebsratswahlen 1933 der städtischen Bahnen erhielt nur ein RGO-Mitglied ein Mandat, welches von der Direktion sofort wieder gestrichen wurde. Trotz aller Vorsichtsmaßnahmen wurde die illegale RGO-Organisation bei den städtischen Betrieben durch Spitzel verraten. Am 31. Mai 1933 wurden bei einem Treffen im Blücherpark „acht Genossen“ durch die Gestapo festgenommen. Obwohl es danach noch zu weiteren Verhaftungen kam, die entweder Zuchthaus oder Konzentrationslager zu Folge hatten, setzte die Organisation ihre Arbeit fort. Es wurden Verbindungen zu mehreren Betrieben hergestellt, u.a. zum Schlachthof. Arbeiter und Angestellte sollten in ihrem Widerstand unterstützt werden, sich von den Nazis nicht in den Griff bekommen lassen.

Genau wie die Kommunisten, die als erste von den Nazis verfolgt wurden, waren auch die Mitglieder der RGO stets mit der drohenden Vernichtung von Existenz und Leben konfrontiert. Auch sie leisteten bis zum Ende des dritten Reiches Widerstand. Verhaftung und Zuchthaus konnte sie nicht davon abbringen, ihre illegale Arbeit fortzusetzen.

Der Mitbegründer und als Vertreter der „Westdeutschen Arbeiterzeitung“ auch Gesellschafter, der „Gemeinnützigen Siedlungsgesellschaft „Am Bilderstöckchen GmbH“, **Prälat Dr. Otto Müller** starb am 12. Oktober 1944 im Staatskrankenhaus von Berlin im Alter von 74 Jahren. Nach brutalen Quälereien und mitleidlosen Verhören durch die

Gestapo hatte er seine aktive Beteiligung an der Widerstandsbewegung des 20. Juli 1944 mit dem Leben bezahlen müssen.

Otto Müller wurde am 9. Dezember 1870 in Eckenhagen im Bergischen Land geboren. Als junger Priester kam er 1895 nach Mönchengladbach und wurde dort im Rahmen seiner geistlichen Tätigkeit Vereinspräsident des „Volksvereins für das katholische Deutschland“. Er wandte sich besonders den Arbeiterfragen zu, beteiligte sich 1898 an der Gründung des „Christlichen Textilarbeiterverbandes“ und schuf 1899 die „Westdeutsche Arbeiterzeitung“, das Organ der katholischen Arbeitervereine in Westdeutschland. In der liberalen Presse galt er damals als der „rote Kaplan“. Um seine Kenntnisse für die Arbeit



zum Wohl der Arbeitervereine zu vertiefen, studierte er von 1902 bis 1904 Staatswissenschaften und promovierte in diesem Fach. Als 1927 der Reichsverband der katholischen Arbeiter und Arbeiterinnen gegründet wurde, war Otto Müller der anerkannte geistliche Führer dieser Vereinigung, die zugleich sein Lebenswerk war. 1929 verlegte er die Zentrale der **katholischen Arbeiterbewegung** (KAB) nach Köln in das neu erbaute Kettelerhaus.

Als am 20. Juli 1932 die Gemeinnützige Siedlungsgesellschaft Am Bilderstöckchen gegründet wurde, sah Otto Müller darin die Verwirklichung des Gedankens, Eigentum in Form von Eigenheimen für den arbeitenden Menschen zu schaffen.

Die KAB, ein Zusammenschluß katholischer Arbeiter zu religiöser und gesellschaftlicher Betreuung (also keine gewerkschaftliche Zielsetzung), hatte 1932 in der Erzdiözese Köln über 46.000 Mitglieder. Aus ihren Reihen kamen damals die Männer die täglich in das ehemalige Artilleriedepot der Festung Köln fuhren, um mit tatkräftigem Eifer beim Bau von Eigenheimen für kinderreiche Familien zu helfen.

In diese Zeit fällt auch die Gründung der „eigenständigen“ KAB St. Franziskus.

Propaganda und Terror des Nationalsozialismus zwangen die KAB sich zum rein kirchlichen Verein umzuorganisieren. Doch bald sollte sich herausstellen, daß die Kirche keinen Schutz bieten konnte. Nachdem der Führer der Deutschen Arbeitsfront (DAF), Robert Ley die KAB als staatsfeindlich bezeichnet hatte, weil es neben der DAF keinen anderen Arbeitnehmerzusammenschluß mehr geben sollte, stellte sich die KAB um. In ihrer Arbeit rückten religiöse Bestrebungen in den Vordergrund, meist unter dem Stichwort des Laien- und Männerpastolats. In dem neuen Zustrom, den die Vereine

erhielten, sahen die Nazis eine Entfremdung des katholischen Arbeiters gegenüber ihrem Regime und verboten jegliches öffentliche Auftreten oder Kundgebungen der Bewegung. Trotzdem ließ sich die Aktivität nicht unterdrücken, wie sich aus einem Sonderbericht der Gestapo vom September 1935 ergibt: *„Die Betätigung zeigt sich heute in Prozessionen, Schulungskursen, Exerzitien und vor allem in den großen Kundgebungen neuen Stils, die mit Religion kaum noch etwas zu tun haben. . . . Trotz der Änderung der Statuten der katholischen Arbeitervereine und trotz der Umbenennung in Kettelerbund hat sich im Wesen an ihren Zielen nichts geändert.“*

In dem Verhalten, sich nicht dem nationalsozialistischen Totalitätsanspruch zu unterwerfen, ergab sich 1944 als Konsequenz die Beteiligung der führenden Vertreter der Kölner Verbandszentrale, an der Aktion des 20. Juli. Nikolaus Groß (Schriftleiter der „Westdeutschen Arbeiterzeitung“, seit 1938 Kettelerwacht) und Bernhard Letterhaus (Verbandsekretär der Westdeutschen Arbeitervereine und für den Fall eines erfolgreichen Putsches für eine Regierungsfunktion vorgesehen) wurden nach dem Scheitern des Putsches hingerichtet. Zu einer Verurteilung von Otto Müller war es nicht mehr gekommen. Obwohl die KAB damit ihre führenden Männer verloren hatte, blieb die Gemeinschaft der Arbeiterbewegung bestehen und überdauerte die Kriegsjahre. In St. Franziskus wurde durch den damaligen Pfarrer Carl Müller mit Hilfe des Bezirkspräses Dr. Laurenz Lang und Bezirkspräses Alfons Meyer die Arbeit der KAB neu belebt. Am 29. September 1947 kamen 25 Männer zusammen, um den Wiederaufbau der Anfang der 30-er Jahre aus dem Siedlungsprojekt entstandenen KAB zu vollziehen. Soziales Engagement im christlichen Sinne ist heute das Hauptanliegen der KAB. Auf der Grundlage der katholischen Soziallehre basierend möchte sie mithelfen die Gesellschaft sozialgerechter zu gestalten. Sie vermittelt z.B. heute als Bildungsgemeinschaft in eigenen Bildungseinrichtungen (Rahrbach-Kirchhunden und Bad Meinberg) fundierte Kenntnisse, um damit zu helfen, die Chancen für einen sozialen Aufstieg zu verbessern. Mit dem Sammeln von Altpapier, Veranstaltungen von Bazaren und Weihnachtsbaumverkauf setzt sie sich tatkräftig für die Lösung von Problemen in der Nachbarschaft und in der Gemeinde von St. Franziskus ein. Als Glaubensgemeinschaft bietet sie heute noch Menschen, die Fragen zu religiösen Problemen haben, ihre Hilfe an. Mitglieder der KAB hatten und haben hohen Anteil an der Gestaltung der Gemeinde St. Franziskus und des Pfarrlebens.

Der Krieg und der totale Terror machten unversehens viele Menschen zu Gegnern des Hitlerstaates. Tausende Kölner wurden verfolgt, nur weil sie Zweifel über die Rechtmäßigkeit des Krieges oder der Siegesaussichten geäußert hatten. Es genügte, abfällige Bemerkungen über Einrichtungen oder Personen oder des Systems zu machen, um mit den härtesten Strafen rechnen zu müssen. Ständiger Gefahr waren auch die gegen die Hitlerjugend opponierenden Jugendgruppen ausgesetzt (s. Schulen). Wie bereits be-

richtet, wurde in Bilderstöckchen der Glauben weitergelebt und sogar Fahrten nach Maria Laach unternommen. Einige junge Leute gründeten 1942 mit Hilfe von Pastor Müller und der Zustimmung vieler Eltern eine illegale katholische Jugendgruppe. Unter der Leitung von Kaplan Overath, heute Professor für Homiletik am Kölner Priesterseminar, fanden die Gruppenabende statt, die trotz Verbot in der Regel ein gutes Ende nahmen. Aus dieser Gruppe ist in der Nachkriegszeit ein Teil der Führungskräfte für die Jugendarbeit der Pfarre hervorgegangen.

Antinationalsozialistisch eingestellte Katholiken waren auch in der **Zentrumspartei** zu finden.

Nachdem es Hitler wie auch immer gelungen war, vom Zentrum für das Ermächtigungsgesetz die Zustimmung zu erlangen, war ein Großteil der Parteifreunde so entmutigt, daß sie ihren Austritt erklärten. Gertrud Robertz gehörte nicht dazu. Mit den verbliebenen Mitgliedern kämpfte sie um das politische Überleben der Partei. Es war ein aussichtsloser Kampf. Allein gelassen von ihren Führern, durch die Vertreibung Adenauers ihrer größten Stütze beraubt, löste sich die Partei in Köln am 20. Juli 1933 auf. Gertrud Robertz verließ die Partei offiziell 9 Tage später.

Zwölf Jahre waren seit ihrer Einführung als Stadtverordnete vergangen. Als sie als 39jährige am 27. Oktober 1921 ihre Arbeit aufnahm, waren es besonders die Sorgen und Nöte der Arbeiterfamilien denen sie ihre Kraft widmete. Nationalsozialismus und Krieg konnten ihr aufopferndes Wirken nicht beschränken. Ihr beispielhafter Einsatz, der zum Bau der Siedlung Bilderstöckchen führte, ist an anderer Stelle bereits ausführlich beschrieben.

Als 1946 die neugegründete CDU in den Kölner Stadtrat einzog, war Gertrud Robertz als eine der Frauen der „ersten Stunde“ wieder dabei. Zwei Jahre später beendete sie ihr politisches Wirken. Der Siedlung und der Gemeinnützigen Siedlungsgesellschaft blieb sie jedoch als Mitglied des Aufsichtsrates weiter verbunden. Bis ins hohe Alter schlug „dat kölsche Hätz“ für ihr Lebenswerk.

Am 7. April 1977 starb die „Mutter vom Bilderstöckchen“. Sie ist 95 Jahre alt geworden.

Trotz eines geradezu perfekten Überwachungssystems rechneten die Machthaber des „1000jährigen Reiches“ immer mit einer größeren Gruppe von Staatsfeinden.

Bereits Anfang 1936 hatte die Geheime Staatspolizei Berlin die einzelnen Dienststellen aufgefordert, eine Liste von Personen in ihrem Einsatzgebiet zu erstellen, die sich gemäß ihrer früheren politischen Einstellung und Tätigkeit oder aufgrund ihrer jetzigen Einstellung als Hetzer, Aufwiegler, Saboteure, Nachrichtenagentur oder in ähnlicher,

die öffentliche Sicherheit gefährdende Art und Weise betätigten. Diese sollten im Kriegsfall sofort verhaftet werden. In Köln stellte man die Namen der s.g. „A-Kartei“ aus den Listen derer zusammen, die bereits 1933 bei der Machtübernahme vorsorglich in Schutzhaft genommen worden waren. Für die Festgenommenen war als erstes Gefängnis die „Arbeitsanstalt Brauweiler“ vorgesehen. Von dort sollten sie in das KZ-Sachsenhausen transportiert werden. Die Kölner Liste enthielt die Namen von 394 Personen, von denen die Gestapo bereits am ersten Kriegstag 19 festnahm. Unter ihnen befand sich auch *Karl Vey* aus der Nievenheimer Straße, dessen einziges Verbrechen es war, einmal Mitglied der Fremdenlegion gewesen zu sein, und daß er aus Frankreich eine Rente bezog. (Z.z. F.K.)

Köln, den 1.9.1939.

II.G. 186/39 gRs.

33

11439 g Rs

Geheime Reichsache!

Gestapo Berlin.

Betrifft: A-Kartei.
Vorgang: Blitz-PS-Erlass vom 31.8.1939 Nr. 189277
 - S V 8 - 190/39 - 553-2 gRs. -

Am 1. September 1939 wurden im Bereich der Staatspolizeistelle Köln folgende Personen der A-Kartei - Gruppe A 1 festgenommen:

Ackermann Henriette	8.9.87 Köln	Köln, Simrockstr. 59
Lüniger Wilhelm	30.1.07 K.-Ehrenf.	" Körnerstr. 76
Chomer Johann	2.2.89 Oberhausen	" Venloerstr. 389
Adorf Josef	15.5.02 Katernberg	" Elsassstr. 37
Helmsdorff Wilhelm	5.2.86 K.-Deutz	" Karthäuserwall 42
Alfer Gustav	15.1.07 Münster- südfeld	" Maybachstr. 146
Dass Wilhelm	7.8.11 Geisberg	" Dagobertstr. 65
Eckertz Theodor	15.4.96 Köln	" Domstr. 52
Jansen Heinrich	22.4.97 Köln	" Poststr. 38
Lamy Johann	11.3.89 K.-Ehrenf.	" Lothringerstr. 15
Degen Wilhelm	5.11.97 Emken	" Franziskanstr. 5
Safarowsky Rudolf	15.10.03 Leipzig	" Thüringerstr. 3
Rapp Mathias	19.11.14 Köln	" Gr. Griechenmarkt 30
Neukirchen Christian	22. 2.92 K.-Mülh.	" Hackländerstr. 30
Schmidt Erich	12.7.05 K.-Lindeth.	" Aegidiustr. 62
Petz Jakob	12.8.05 Köln	" Fröbelplatz 17
Vey Karl	11.3.00 Köln	" Nievenheimerstr. 1
Walther Jakob	1.7.95 Beuel	" Mülh. Freiheit 31
Wiesmann Heinrich	5.10.01 Pöhl	" Bolshoferstr. 31
Heuokeroth gen. Triller Rudolf	29.11.04 Köln	Bonn, Kölnstr. 233
Hoffmann Aegidius	5.4.06 Esch	" Kaiserplatz 11
Schmitz Peter	21.4.99 Küppersteg	" Kallengasse 5

Staatspolizeistelle Köln
 Bes. Nr. 1118
 eingeg. 1.9.39
 Bef. Nr. 1118

Vieles von dem, was sich während der Nazi-Diktatur vor den Augen der Bevölkerung ereignete, ist heute längst verdrängt und vergessen. Dies gilt auch für den Einsatz ausländischer Arbeiter in der deutschen Kriegswirtschaft.

In Köln gab es für sie mindestens 97 Lager, vor allem bei größeren Firmen. Von den dort untergebrachten billigen Arbeitssklaven aus allen von den Nazis überfallenen Ländern, hatten es die aus Polen und Rußland verschleppten **Ostarbeiter** am schwersten. Sie waren völlig entrechtet und lebten unter den unwürdigsten Verhältnissen.

Ostarbeiter/-innen waren auch bei Betrieben in Bilderstöckchen beschäftigt.

Die „Einsatzliste“ der Gestapo Köln vom 21. Januar 1943 „führt im Stadtteil folgende Firmen auf“:

<u>N a m e</u>	<u>Beleg. Stärke</u>	<u>Staatsangehörigkeit</u>
21.) Milchverwertung GmbH Köln-Nippes, Geldernstr. 46	27	Ostarbeiterinnen
17.) Fritz Mellmann Köln-Nippes, Geldernstr. 55	154	Ostarbeiterinnen
27.) Aug. Hoenig Köln-Nippes, Geldernstr. 48	25	Ostarbeiter

Unter welchen Bedingungen die Fremdarbeiter/innen hier arbeiten mußten, ist nicht überliefert, doch werden diese hier kaum anders gewesen sein, als in den übrigen Kölner Lagern.

In fast allen Baracken waren Krankheiten wie Tuberkulose und Typhus verbreitet. Kranke wurden weder isoliert noch erhielten sie Medikamente. Mit Schlägen wurden sie trotz Krankheit gezwungen, ihrer Arbeit nachzugehen. Durch Unterernährung und schlechte Lebensbedingungen brachen viele bei der Arbeit zusammen und konnten die geforderten Leistungen kaum erbringen. Dafür hatte dann weder die Betriebs- noch die Lagerleitung selten Verständnis, zumal „der Russe“ allgemein als zäh galt, und man vom ihm verlangen konnte zu arbeiten, bis er mit dem Gesicht in den Dreck fiel, und der Arzt nur noch den Totenschein ausstellen konnte.

Als Bezahlung erhielten die Ostarbeiter den untersten Lohnsatz. Der wöchentliche Verdienst lag bei höchstens 10 bis 17 RM. Für die „Verpflegung“ und die „Unterkunft“ wurden gleich wöchentlich 10,50 RM einbehalten. Frauen erhielten noch eine weit schlechtere Bezahlung als Männer, obwohl man von ihnen die gleichen Arbeitsleistungen verlangte. Außerdem galten Frauen als Freiwild. Die rassistische Ideologie verbot zwar den Geschlechtsverkehr mit Ostarbeiterinnen, trotzdem waren Vergewalti-

gungen und sexueller Mißbrauch durch deutsche Vorarbeiter oder Lagerleiter keine Seltenheit.

Freizeit gab es in den Lagern praktisch keine. Hin und wieder wurden Ostarbeiter mit „guter Arbeitshaltung“ in Gruppen ausgeführt. Dabei durften jedoch weder Gaststätten noch Kinos besucht werden. Manchmal war es ihnen erlaubt, unter Aufsicht Radio zu hören.

Die Gesamtzahl der während des Krieges zwangsweise in Köln gehaltenen Ausländer ist nicht bekannt. Es müssen gemessen an der Zahl der Lager tausende gewesen sein. Viele flüchteten und tauchten unter, verbündeten sich mit anderen, um gemeinsam in der Kölner Trümmerlandschaft zu überleben.

Ein Zeitzeuge notierte am 24. April 1945 in sein Tagebuch:

„Noch jeden Tag wird hier von den Russen geplündert. Hier in der Nachbarschaft sind nachts die schönsten Schlachten, wobei die Russen auch Schußwaffen gebrauchen. Ich bin gezwungen den ganzen Brassèl aus dem Keller wieder hier in die Wohnung zu schleppen. Ob das Zeug dann sicher ist, weiß ich nicht. So geht das dauernd hin- und her.“(...)

Wurden die Flüchtigen gefaßt, kamen sie spätestens ab 1944 ohne Ausnahme ins KZ. Ab Januar 1945 war die Hinrichtung ausländischer Arbeiter auch ohne Gerichtsverhandlung erlaubt. Allein auf dem Friedhof Bocklemünd liegen über 1200 dieser Opfer.

*„Gebt mir fünf Jahre Zeit und
Ihr werdet Deutschland nicht
wiedererkennen!
Adolf Hitler“*

Nachkriegszeit und Währungsreform

Bei Kriegsende war Köln eine Stätte der Verwüstung. Die meisten Straßen waren zu Trampelpfaden zwischen bizarr aufragenden Haustrümmern geworden. Vom Dom blickte man über eine Art Mondlandschaft. Die Versorgungssysteme waren zerstört. Der Hydrant oder die Pumpe galten vielfach als einzige Wasserquellen. An Strom und Gas war häufig nicht zu denken. Es gab keine Müllabfuhr und kaum Telefonverbindungen. Post und Nahverkehr waren zusammengebrochen. Von Wohnen konnte kaum noch gesprochen werden, vielmehr von einem „Hausen oder Vegetieren“. Und dennoch wollte die lange Kette der Zurückkehrer kein Ende nehmen.

Mit dem Rückstrom der Flüchtlinge, entlassenen Soldaten und Evakuierten kehrten bald auch die Bewohner von Bilderstöckchen zurück. Auf einem notdürftig, aus gebrauchten Brettern und eisenbeschlagenen Holzrädern zusammengestücktem Wägelchen transportierten sie ihr Hab und Gut. Willy Ostermanns Verse aus seinem letzten Lied „Heimweh nach Köln“ waren neun Jahre nach seinem Tod bestätigt worden: „Ich möch zo Foß no Kölle jonn“.

Bleiben durften nur die, die eine Wohnung nachweisen oder eine Familie benennen konnten, welche ihnen Unterkunft gab. Überwacht wurde dies vom städtischen Wohnungsamt, daß sich bald den Namen „Haus der kleinen Geschenke“ eingehandelt hatte. So ganz Unrecht wird der Volksmund nicht gehabt haben. Denn es war kein Geheimnis, daß derjenige, der von dieser Einrichtung Hilfe erbat, für die Bediensteten etwas auf den Tisch legen mußte. So war es dann auch nicht weiter verwunderlich, daß es keinen Heimkehrer gab, der wieder weggeschickt wurde.

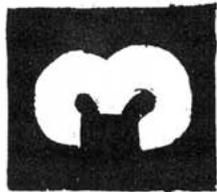
Im Rahmen der Zonenaufteilung zogen die Amerikaner im Juni 1945 wieder ab und die Engländer übernahmen die militärische Herrschaft in Köln. Die Stimmung in der Bevölkerung hatte sich in diesen Wochen erheblich verschlechtert. Wie konnte es auch anders sein, da im Juni der Nährwert, der je Person und Tag zur Verfügung stehenden Lebensmittel, nur 600 Kalorien betrug!

In Bilderstöckchen gab immer noch kein Wasser. Gewaschen wurde sich mit aufgefangenem Regenwasser. Das saubere Wasser aus der Pumpe oder dem Hydranten wurde zum Kochen verwandt. Ungekocht durfte dieses Wasser wegen evtl. Seuchengefahr nicht getrunken werden. Mit Kartoffel oder Gemüsewasser wurde die Toilette nachgespült. Zum Wäschewaschen gab es kein Seifenpulver sondern nur Sandseife, die sich schnell verbrauchte. Der Stromverbrauch war erheblich eingeschränkt. Privatpersonen mußten sich pro Tag mit 500 Watt begnügen, durften aber elektrische Heizöfen über-

Lebensmittelkarten

für den

Veröffentlichung



74. Versorgungsabschnitt ^{23. 10. 44} ^{12. 11. 44}

Auf sämtliche Lebensmittelkarten wurden ab 23. April folgende Lebensmittelmengen aufgeführt:

- Fett** Abschnitt 4 75 g Butter
 - Fleisch** Abschnitt 29/30 ^{14/15} je 125 g Fleisch od. Wurstwaren
 - Brot** Abschnitt 45 ^{41/42} je 1000 g Weizenbrot
je 500 g Roggenbrot
 - Käse** Abschnitt 48 62,5 g Käse
 - Zucker** Abschnitt 66 250 g Zucker ^{52, 2}
 - Marmelade** 250 g Marmelade Abschnitt 51
 - Nähmittel** 125 g Teigwaren Abschnitt 59
-
- Sauerkraut wird frei verkauft.**

Sonderzuteilung: Jugendliche bis 18 Jahre: Abschnitt 65, 125 g Zuckerwaren
Abschnitt Rüstseife der Raucherkarte Nr. 72 1 St. Rüstseife

Zur Lenkung entrahmter Frischmilch an die Verbraucher ist festzustellen, wieviel Personen jeder Händler bedient. Es ist daher von dem Milchhandel die Nr. 61 der Kinderkarte und die Nr. 56 der Lebensmittelkarte der sonstigen Normalverbraucher für den 74. Versorgungsabschnitt abzutrennen. Der Verbraucher ist daher bis auf weiteres beim Bezuge an diesen Milchhändler gebunden.

Ernährungsamt der Stadt Köln

Prüfungs-Office, Buchdruckerei
F. A. B. R., Eifel-Str. 4, Telefon 20

haupt nicht und elektrische Kocher nur für die Zubereitung e i n e r Mahlzeit verwenden. Zuwiderhandelnde konnten vor ein Militärgericht gestellt werden, welches Strafen nach Gutdünken verhängte. In den Sommermonaten brauchte man zwar nicht zu heizen, aber um kochen zu können, wurde in den Trümmern nach Holzstücken gesucht. Wenn diese verfeuert waren, wurden im Blücherpark die Bäume abgeholzt. (Der Kohlenklau begann erst im Winter 45.)

Zwischenzeitlich hatten in Bilderstöckchen die Mieter und Siedler damit begonnen ihre Wohnungen provisorisch instand zu setzen, sofern dies damals mangels Material möglich war. Erst durch die Aktion „Winterfestmachung“, von der Militärregierung am 10. September angeordnet, konnten mit dem von der Besatzungsmacht gelieferten Baumaterial Dächer abgedichtet und Türen und Fenster erneuert werden. Als Glas wurde zunächst s.g. „Marienglas“ verwandt. Ein Drahtglas, welches nicht richtig durchsichtig war. Während dieser Aktion konnten in der Siedlung u.a. zwei völlig zerstörte Wohnhäuser wieder instand gesetzt werden.

Im Zuge der allgemeinen Aufräumarbeiten und Schuttbeseitigungen schossen die „Abbruchunternehmer“ wie Pilze aus dem Boden. Manch einer spielte mit einer Schubkarre, einer Schaufel und einer Hacke bereits Unternehmer. Da es zunächst an männlichen Arbeitskräften mangelte, waren es die in ganz Deutschland zum Begriff gewordenen „Trümmerfrauen“, die die Trennung des noch verwendbaren Baumaterials von unbrauchbarem Schutt vornahmen. Durch die Einführung des Arbeitspasses (September 45) standen jedoch auch bald männliche Arbeitskräfte zur Verfügung, die nicht nur ihren „Ehrendienst“ abzuleisten hatten, sondern vom Arbeitsamt verpflichtet wurden, sechs Wochen Aufbauarbeit an der Vaterstadt zu leisten. Dazu gehörte auch, schnellstens den lahmgelegten Eisenbahnverkehr wieder in Gang zu setzen. Die Engländer hatten u.a. die Firma Schmitz und Jäger aus Köln-Sülz mit dem Aufbau im Bereich der Reichsbahn beauftragt. Nachdem die Arbeiten am Eifeltor abgeschlossen waren, wurde das gesprengte Viadukt über die Mauenerheimer Str./Gürtel (heute Unterführung Geldernstr./Parkgürtel) der neue Einsatzort des Unternehmens. Neben einem Meister, übrigens der einzige Fachmann, gingen ca. 10 Dienstverpflichtete ans Werk. Für einen Stundenlohn von 0,75 RM erhielten sie die Aufgabe, die riesigen Betonblöcke der zum Teil zerstörten Brücke, welche die Straße völlig blockierten, zu zerkleinern und fortzuschaffen.

Zeitzeuge F.E. erinnert sich:

„Es war eine harte Arbeit die insofern Spaß machte, als man stets sehen konnte, daß unsere Arbeit Fortschritte machte. Der Stahlbeton setzte uns trotz des Einsatzes von Preßluftschlämmern enge Grenzen, sodaß wir uns nur durch Sprengungen, die unter Aufsicht eines britischen Feuerwerkers vorgenommen werden mußten, helfen konnten. An den Tagen wenn die Sprengungen erforderlich waren, freuten wir uns immer auf den „Tommy“, der uns mit einer Packung englischer Zigareten versorgte. Immerhin kostete eine englische Zigarette damals 5 RM.“

Nachdem die Straße wieder passierbar war, zog das „Räumkommando“ zu seinem nächsten Einsatzort, dem Güterbahnhof Nippes bzw. zum Verschiebebahnhof. Ohne viel Aufhebens hatte man aus dem Räumkommando eine „Rotte“ gemacht, also Gleisbauer. Die Kaufleute, Lebensmittelhändler, ein Prokurist, ein Buchhalter und ein Frisör hatten nun die Aufgabe, beschädigte Gleise durch neue zu ersetzen. Außerdem sollten ganz neue Strecken innerhalb des Bahnhofsbereichs gelegt werden. Eine Knochenarbeit, die stets im Kolonnenakkord erledigt werden mußte.

*„Unsere Tagesleistung für fünf Leute betrug 15 m Schienenstrang, fertig verlegt. Dazu gehörte das Ausgraben des Bettes, Verfüllen mit Schotter, Auslegen mit Schotter, Auslegung der Schwellen, die unterfüllt werden mußten (Stopfen mit Schotter) und der schließlichen Montage der Schienen, was allerdings mit Hilfe anderer Kräfte geschah. Als Lohn erhielten wir dann nicht etwa die Arbeitszeit vergütet, sondern jede einzelne Arbeitsetappe für die 5-Mann-Gruppe gesondert einzeln vergütet (z.B. 15 m Schwellen stopfen je Meter 3 Stunden).“
(Zz. F.E.)*

Monate mit einem Einkommen von RM 400,— waren so keine Seltenheit. Kein schlechter Verdienst für die damalige Zeit, wenn man jedoch die Schwarzmarktpreise dazu in Relation setzte, war damit nicht sonderlich viel anzufangen. (z.B. für Butter 200 RM)

Wenige Jahre später bildete der Verschiebebahnhof eine Station deutschen Schicksals. Hier hielten 1950 die Sonderzüge der umgesiedelten Heimatvertriebenen. Im Umkreis der Longericher Straße mußten Tausende notleidende Menschen vor der Weiterfahrt versorgt werden.

Im Übrigen waren Arbeitsplätze bei der Bahn wegen des hautnahen Kontaktes mit den Güterwaggons sehr begehrt. Vor Arbeitsbeginn wurde erstmal „Waggonvisite“ gemacht. Die in der Nacht neu angekommenen Waggons wurden berochen, um den Inhalt zu eraten. Wurden Kartoffeln, was häufig vorkam, entdeckt, war das Knacken der Plomben nur noch ein Kinderspiel. Schließlich konnten die Beamten der Bahnpolizei, die auch Hunger hatten nicht überall sein.

Als im September/Oktober 1945 in Köln die Kartoffelversorgung völlig zusammenbrach, erschien im Kölnischen Kurier (Nr. 41) unter dem Titel „Der Kölsche Boor“ ein Artikel, der die Bevölkerung auf den dringlichen Kartoffelanbau hinwies. Die Stadt überließ den „Kleinbauern“ zu diesem Zweck weite Flächen der Kölner Grünanlagen. Wieder waren die Siedler in Bilderstöckchen besser dran. War ihnen noch während des Krieges der „Erntegewinn“ von der Lebensmittelzuteilung abgezogen worden, konnten sie jetzt wieder den vollen Nutzen aus ihrem Garten und Pachtland ziehen. Ferner erhielten sie Bezugscheine für Saatgut.

Für den nahenden Winter zeichnete sich eine Katastrophe ab.

Obwohl die Militärregierung für Briketts Zuteilungsscheine ausgegeben hatte (je nach Umfang der Haushalte vier bis fünf Zentner), bekamen lange nicht alle „Klütten“. Weil die Besatzung Stein- und Braunkohle ins Ausland ausführte, war so gut wie kein Brennmaterial vorhanden.

Um nicht zu erfrieren, mußten die Menschen, sich den für ihr Leben notwendigen Hausbrand anderweitig beschaffen.

Zum Beispiel an der „Kohle-Entladungs-Station für den Kölner Betriebsbahnhof Gereon“. *Auf den Gleisen am Bahndamm, der zur Hornstraße hinführte, standen große Silos. Darüber waren Drahtseile gespannt, an denen Kohlenwägelchen heranrollten, die sich nach unten verjüngten. Waren diese über den Silos angekommen, öffneten sie sich um ihren Inhalt zu entleeren. Wenn die Silos gut gefüllt waren, konnte man relativ leicht an die Kohlen gelangen. Bei schwacher Bedeckung wurde es schon schwieriger. Wer an die Kohlen wollte, mußte schon in die Silos hineinrutschen und sich anschließend mit seiner Beute herausziehen lassen.* (Vergl.: Alltagsgeschichten im Agnesviertel – Die Nachkriegszeit bis zur Währungsreform, Köln 1991) Es muß gespenstig ausgesehen haben, wenn des Nachts Männer und Frauen beladen mit Säcken anschließend über den Bahndamm marschierten. Diese Aktionen liefen keineswegs immer glimpflich ab. Die Polizei führte immer wieder Razzien gegen Brikett- und Kohlendiebe durch. Wer sich erwischen ließ, mußte mit acht Tagen „Klingelpütz“ rechnen. Aber das war nicht das Schlimmste. Oft kam es auch zu Unfällen. So z.B. am Verschiebebahnhof Nippes, als ein Mann, einen Eimer mit Kohlen hinter sich herziehend, unter einen Güterwaggon durchkriechen wollte, schob in diesem Augenblick eine Lok den Waggon an. Der Mann schaffte es zwar noch, seinen Oberkörper freizubringen, doch seine Beine wurden zerquetscht.

Im Frühjahr des Jahres 1946 standen dem s.g. Normalverbraucher pro Kopf und Tag nur noch 1000 Kalorien zu. Die Kölner lästerten: „Mer wolle kein Kalorien, mer wolle jet ze fresse“. Die unzulängliche Ernährung machte sich auch in den Betrieben bemerkbar. Im Ausbesserungswerk der Reichsbahn in Nippes verließen die Männer immer häufiger vor Dienstscluß ihren Arbeitsplatz, weil sie zu schwach waren. Im Juli 1946 erreichten die Kölner Lebensmittel-Zuteilungen den Jahrestiefstand von 775 Kalorien pro Kopf und Tag. Um ihren Hunger zu stillen drehten die Menschen in Bilderstöckchen sogar die Kartoffelschalen durch die Maschine, um Reibekuchen daraus zu machen.

Angesichts dieser großen Not war es nur zu verständlich, wenn die damalige Jugend jede Gelegenheit nutzte, wenigstens für ein paar Stunden Freude zu haben. Als in der Schenkendorffstraße die Tanzschule Behrends eröffnete, bot sich hierfür eine der ersten Gelegenheiten. Hier konnte man die „neuesten Boogies“ hören und natürlich endlich auch dazu tanzen. Wegen der noch geltenden Ausgangssperre war leider immer früh Schluß. Doch Herr Behrends ließ sich oft beschwatzen und legte noch eine „letzte“ Platte auf. Mit klopfendem Herzen wurde dann der Heimweg angetreten. Wenn eine Streife nahte, wurde sich so lange in einem Hausflur versteckt, bis die Gefahr vorüber war.

Eine Band spielte schon bald im „Niehler Ballhaus“ an der Sebastianstraße auf. Aber dieses Etablissement war nicht sonderlich empfehlenswert, da hier Schlägereien an der Tagesordnung waren.

In Wilhelm Busch's „Die fromme Helene“ steht bereits geschrieben: „Es ist ein Brauch von alters her, wer Sorgen hat, hat auch Likör“. Sorgen hatte man, wie überall in Köln, in Bilderstöckchen genug. Aber auch der Likör fehlte nicht. In Köln besser als „Knolli Brandy“ bekannt. Aus einem alten Benzinkanister oder einer Milchkanne, einer Heizschlange aus einem Badeofen wurde der Destillationsapparat zusammengebastelt. Damit wurde entweder aus Korn, meistens jedoch aus Zuckerrüben Schnaps gebrannt. Besonders wenn der Schnaps aus Zuckerrüben gebrannt wurde, stank das ganze Haus. Die Nachbarschaft wußte Bescheid und freute sich schon auf den Fusel, der eine ungeheuerliche Wirkung gehabt haben muß. Als in Nippes die ersten Lokale wieder eröffneten, war es entweder üblich dieses Zeug mit ins Lokal zu bringen oder beim Kellner für 130 RM eine Flasche zu erstehen, der diese meist in der Hinterhand bereit hielt. Beim Wirt waren dann noch lediglich ein paar Mark „Stopfengeld“ zu entrichten. Bier gab es damals nicht. Nur ein unter dem Namen „Faßbrause“ hergestelltes Ersatzbier, das im Prinzip nichts anders als gefärbtes Wasser war. Als es wieder richtiges Bier gab, ging die Nachfrage nach „Knolli Brandy“ zurück.

Zum Jahreswechsel 1946/47 hielt die kritische Versorgungslage weiter an. Es kam zu Stromsperrungen. Kaum war die Stromversorgung einigermaßen geregelt, setzte die Brotverknappung ein. In der Arbeiterschaft verbreitete sich die Angst vor einem neuen Zusammenbruch der Lebensmittelversorgung.

Die Existenzangst und Perspektivlosigkeit hatten bereits im November 1946 zu Arbeitsniederlegungen in Kölner Betrieben geführt. Die zweite Protestwelle folgte im März 1947. Am 28. März legten die Arbeiter des Reichsbahn-Ausbesserungs-Werke Nippes und andren Einrichtungen der Bahn die Arbeit nieder. Vier Tage später zogen annähernd 3000 Eisenbahner aus Nippes und Bilderstöchen vor das Kölner Rathaus. Auch ihre Kundgebung brachte keine Verbesserung der Lage. Im Gegenteil: wie im Vorjahr sanken im Frühjahr 1947 die täglichen Rationen wieder unter die 1000 Kaloriengrenze. Im Juni sank die tägliche Ration des Kölner Normalverbrauchers auf 755 Kalorien und erreichte damit den Tiefstand der Nachkriegszeit. In der Woche vom 16. bis 22. Juni erhielt die Masse der Bevölkerung nur noch 1000 Gramm Brot zugeteilt. *Weil sie es vor Hunger manchmal nicht mehr aushielten, kamen manche auf die Idee, zum Ernährungsamt zu gehen, um mit der Begründung ihre Lebensmittelkarte verloren zu haben oder sie sei ihnen gestohlen worden, eine zusätzliche zu erhalten. (Zz. F.K.)*

Meistens waren es Frauen die diesen Gang antraten. Offensichtlich weil sie besser weinen konnten als Männer. Vor die Frage gestellt, entweder eine neue Karte herauszugeben oder eine ganze Familie verhungern zu lassen, gab die Verwaltung in der Regel nach. Aber das funktionierte nur einmal.

Am 20. Juni 1948 kam es zu der lang erwarteten Währungsreform.

Um den Umtausch der bisher gültigen Reichsmark in Deutsche Mark durchzuführen, waren in Köln 1100 Stellen eingerichtet, u.a. in der Schule Ossendorfer Str. (heute Osterrather Str.). Jeder Einwohner erhielt zunächst je 40, einen Monat später noch einmal 20 Deutsche Mark. Die Aktion wurde von Angestellten und Beamten der Verwaltung sowie allen Lehrern durchgeführt

Die Neuordnung des Geldwesens führte zu einer deutlichen Verbesserung der Versorgungslage, die sich vor allem durch eine schlagartige Erhöhung des Lebensmittelangebotes bemerkbar machte. Die „Zigarettenwährung“ hatte endlich ausgedient und die Zeiten des „Kompensierens“ waren vorüber. Der Kaufmann an der Ecke wurde wieder freundlich und höflich. Mit verschränkten Armen wartete er auf „König Kunde“, dem jedoch recht bald wenig königlich zumute war. Mußte er doch feststellen, daß jetzt zwar die Ware da war, aber kein Geld, um sie zu kaufen. Rückblickend mutet es auch merkwürdig an, daß trotz des fast märchenhaften Angebotes in der dritten Dekade der 115. Versorgungsperiode für Erwachsene lediglich 500 g Zucker, 500 g Nahrungsmittel, 75 g Butter, 1500 g Brot, 350 g Mehl, 750 g Trockenobst, 75 g Margarine aber weder Fleisch noch Fisch aufgerufen wurden.

Enorme Preissteigerungen verschärften die sozialen Gegensätze zum Nachteil der Arbeiter, die kaum, daß sie die schlimmste Zeit des Hungers hinter sich gelassen hatten, in ein Räderwerk der Preistreiberei gerieten. Dies war im großen Maße bei landwirtschaftliche Erzeugnisse der Fall, deren Vertreiber sich mit der Erzielung nicht gerechtfertigter Profite überboten. Eine erste Besserung trat ein, als am 6. Juli u.a. auf dem Wilhelmplatz in Nippes der Markt wieder eröffnet wurde. Gemüse und Obst waren zwar auch hier teuer, doch da den Hausfrauen ein größeres Angebot zur Verfügung stand, waren diese jetzt in der Lage, abwechslungsreicher zu kochen. Daß die Bauern ihre Produkte einmal wieder in die Stadt bringen würden, und die Städter sie nicht mehr auf ihren Höfen und Feldern abholen mußten, hätte 14 Tage vorher in Bilderstöckchen keiner für möglich gehalten.

Seit dem Frühjahr 1949 besserte sich die Lage auf dem Wirtschafts- und Ernährungssektor erheblich.

Um die Arbeit der Bezirksstellen zu verringern, aber auch um das Anstehen der Menschen bei diesen Stellen zu vermeiden, wurden Lebensmittelkarten ab April 1949 durch Studenten und Rentner zugestellt. Hierfür war ein Betrag von 10 Pfg. zu entrichten (außer von Wohlfahrts- und Rentenempfängern). Gleichzeitig wurde die Gültigkeitsdauer von 1 auf 2 Monate verlängert.

Die Positive Entwicklung auf dem Ernährungssektor hielt weiter an. Im Januar 1950 kamen die letzten Lebensmittelkarten für die Monate Januar und Februar zur Ausgabe.

Am 1. April 1950 wurden sämtliche Dienststellen des Ernährungsamtes aufgelöst.

Vom Wohngebiet zum Großbezirk

Durch die Luftangriffe waren nicht nur die Innenstadt, sondern auch die zwischen den Weltkriegen neu entstandenen Wohnviertel weitgehend zerstört oder vernichtet worden. Von den 226 Wohnungen der 140 Eigenheime, die Eigentum der „Siedlungsgesellschaft Bilderstöckchen“ geblieben waren, waren bei Kriegsende 97 total zerstört. Die übrigen Wohnungen hatten mehr oder weniger starke Schäden erlitten. Besonders die Mietwohnungen waren schwer mitgenommen. Hier betrug der Totalverlust 51%. Im südlichen Teil von Bilderstöckchen hatten die Bomben ebenfalls viele Lücken gerissen.

In Köln wurden jeden Monat 300 Menschen obdachlos, weil sie ihre Behausung wegen Einsturzgefahr räumen mußten. Weil dadurch die Wohnungsnot noch größer wurde, lebten die Menschen so lange wie möglich in notdürftig instandgesetzten Ruinen, Bunkern und Behelfsheimen, in Bilderstöckchen an der Ossendorfer Straße sogar in ausgedienten Eisenbahnwagen (bis 1953). Um ein Absinken dieser Bevölkerungsschichten in asoziale Verhältnisse zu verhindern, mußten dringend menschenwürdige Unterkünfte geschaffen werden. Neubauten waren auch für diejenigen dringend erforderlich, die auf eine Zuzugsgenehmigung nach Köln warteten. Dabei handelte es sich weniger um rückkehrende Evakuierte, sondern um Flüchtlinge, die von der Bundesregierung der Stadt Köln zugewiesen worden waren. Außerdem waren Neubauten aus wirtschaftlichen Gründen notwendig. Nur so war es möglich, die von den Kölner Betrieben dringend benötigten qualifizierten Facharbeiter unterzubringen. Diesen Forderungen wich in der zweiten Hälfte des Jahres 1949 die „Tatenlosigkeit“ und es wurde mit der ersten nennenswerten Neubaumaßnahme begonnen.

Die äußerst knappen Finanzierungsmöglichkeiten und nicht zuletzt die Not der Zeit gestatteten nur eine rationelle, kostengünstige Bauweise. Unter dieser Prämisse entstanden zunächst nur einzelne Häuser, Hausgruppen und kleinere Wohnanlagen (keine Siedlungen) mit festen Häusern, also keine Behelfs- oder Primitivbauten. Diesem Trend folgte 1951 die „Gemeinnützige Siedlungsgesellschaft Am Bilderstöckchen“, wenn auch zunächst zum Ankauf neuer Grundstücke keine Gelder vorhanden waren. Was lag da näher als auf bereits Erprobtes zurückzugreifen. Auf dem Gelände des ehemaligen Artillerie-Depots verwertete die Gesellschaft die letzte Halle und baute aus dieser einen dreigeschossigen Mietblock mit 24 Wohnungen zu zwei und drei Zimmern mit Bad. Am Eingang der Siedlung, Ecke Trifelsstraße und Scharfeneckweg wurde ein Laubenganghaus errichtet. Die Häuser am Ebenburgweg 50 bis 60 entstanden in den Jahren 1952/1953. Eine bescheidene Wohnraumgröße und eine schlichte Ausstattung machten die Miete auch für einkommensschwache Bevölkerungsschichten erschwinglich. Eine Verschlechterung des Lebensstandards war somit nach dem Einzug nicht zu befürchten.

Nachdem die Stadt 1949 Anteilseigner der Baugenossenschaft „Grund und Boden“ geworden war, übertrug sie dieser 1951 die Erstellung von Einfachstwohnungen. Die städ-

tische Wohnungsgenossenschaft führte erste Maßnahmen im Rahmen des Entbunkerungsprogramms durch. Sie baute die sog. Laubenganghäuser an der Escher Straße, Am Bilderstöckchen (heute bis auf „Lucky's Haus“ nicht mehr vorhanden) und an der Geldernstraße. Die sozialen Probleme, die hieraus erwachsen sind in dem Kapitel „Sozialer Brennpunkt“ beschrieben.

Verglichen mit ihren bisherigen Behausungen in Ruinen und Bunkern, mögen den ersten Bewohnern die Häuser wie „Villen“ vorgekommen sein (abgeschlossenen Wohneinheit, Querlüftung, Austritte ins Freie, usw.). Heute noch erinnern diese veralteten Schlichtunkünften an die Zeit der Not. Manche wurden zwar inzwischen völlig umgebaut, aber die meisten sind doch abbruchreif. Sie bleiben jedoch stehen, weil in Köln wieder Wohnungsnot herrscht (1992) und die Mieten in diesen Häusern niedrig sind.

Laubenganghäuser werden sie genannt, weil man vom meist in der Mitte liegenden Treppenhaus aus lange Gänge an der Außenfront betritt. Hier sind die Eingänge zu den Wohnungen. Sowohl Wohnraum als auch Ausstattung sind sehr bescheiden. Die Einteilungswohnungen sind ca. 23 m² groß und die Zweiraumwohnungen ca. 34 m². In der Regel sind die Eckwohnungen etwas größer. Jede Wohnung hatte bzw. hat eine Toilette. Auf jeder Etage ist ein Gemeinschaftsbad. Eine Starkstromleitung ist nicht vorhanden. Steckdosen gibt es nur – je eine – in der Küche und im Schlafzimmer. Den Betrieb von Elektroherd und Wasch- oder Spülmaschine hatte man damals noch nicht vorgesehen. Auch heute noch fließt aus dem Kran nur kaltes Wasser.

Wie an den Häusern an der Geldernstraße noch zu sehen, wurde die obere Putzfläche des Treppenhauses häufig mit Sgraffiti verziert, einem für die damalige Zeit typischen Mittel der „Kunst am Bau“.

In steigendem Maße wurden neue Flächen als Wohngebiet erschlossen, vor allem im linksrheinischen Norden. Noch bevor die „neue Stadt“ Chorweiler geplant war, hatte in Bilderstöckchen eine stürmische Aufwärtsentwicklung begonnen. Aus der Altsiedlung im Norden und dem südlichen Teil zwischen Liebigstraße und Parkgürtel wuchs ein moderner Wohnbezirk mit ausgebauten Straßen, der sich von seinen benachbarten älteren Vororten gründlich unterschied. Im Jahr 1954 hatte die Bundesbahn eine Reihe von Dienstwohnungen in der Geldernstraße, der Escher Str. und der Ossendorfer Str. gebaut oder wiederaufgebaut. In der Edenkobener Straße entstanden 1955/57 Mehrfamilienhäuser für Flüchtlinge aus der DDR. Um 1958 wurden an der Balinger Str. 2-18 und an der Rottweiler Str. 8-12 4-geschossige Zeilenbauten mit Loggien gebaut. Um die gleiche Zeit entstanden die 3-4-geschossigen Wohnzeilen an der Frankenthaler Str. 2-6 und an der Longericher Str. 15. An der Ravensburger Str. 80-86 wurde eine 4-geschossige Wohnzeile mit Backsteinfassade errichtet. Die Erschließung des Schiefersburger Wegs begann. In das nach dem Krieg zum Teil verödete Gelände wurden Nebenstraßen vorgetrieben. Auf einem ehemaligen Kiesgrubengelände begann die Al-

lianz-Lebensversicherung-AG 1959 mit dem Bau von drei Hochhäusern und etlichen dreigeschossigen Trakten. Architekt Ernst Nolte hatte die Wohnanlage für 185 Wohnungen und 36 Appartements geplant. Noch heute zählen die Bauten am Schiefersburgerweg und an der Hunsrückstraße zu den „Schönseiten“ des Stadtteils.

An der Kreuzung Schiefersburger Weg, Parkgürtel, Longericher- und Geldernstraße, wurden zu gleicher Zeit die von der Chemiebau Dr. A. Zieren GmbH errichteten



Blick vom Hochhaus am Schiefersburger Weg auf das Ladenzentrum (Etwa 1962)

Wohnbauten abschnittsweise bezogen. Zu Beginn der 60er Jahre galt es noch als bemerkenswert, daß von Architekt Hölzel im Zusammenhang mit den Wohnbauten, u.a. einem Hochhaus, zugleich ein modernes Einkaufszentrum geplant worden war. Leider ist die ursprüngliche Vielfalt der Geschäfte heute nicht mehr vorhanden. Eine Elektrofirma breitet sich seit Jahren immer weiter aus. Am 16. April 1962 eröffnete die Sparkasse der Stadt Köln im Hochhaus ihre 51. Zweigstelle. Bilderstöckchen erhielt damit ein eigenes Zentrum für den Zahlungsverkehr.

Die Bauten, insgesamt fünf Trakte, wurden auf einem Areal von rund 17.000 m² errichtet. Leider verschwand mit der Grundstückerschließung ein Stück vom „alten Bilderstöckchen“. Das kleine Holzhäuschen, in dem sich vor dem Krieg die „urige Kneipe“ von Anton Wirth befunden hatte, wurde abgerissen.

In die Wohnungen zogen zunächst zahlreiche Offiziere ein, die bisher bei den NATO-Stäben in Paris tätig waren. Anfang 1962 übergab die „Aachener Gemeinnützige Siedlungsgesellschaft“ die Siedlung an der Alzeyer Straße ihrer Bestimmung. Während



Der Schiefersburger Weg Anfang der 60er Jahre.

dessen begann die Siedlungsgesellschaft „Am Bilderstöckchen“ mit der Errichtung der Häuser am Schiefersburger Weg 53-59.

Zwischen der Straße Am Bilderstöckchen, dem Bahnkörper Köln-Nippes, dem Parkgürtel und dem Blücherpark schlossen sich 1966 die letzten Baulücken. Kaum vorstellbar, daß noch vor sechs Jahren die Bebauung dieses Abschnitts fast nur aus der zweigeschossigen Siedlung für Belgische Besatzungsangehörige bestanden hatte. Die Rheinische Genossen-

schaft für das Handwerk hatte diese im Auftrag des Bundesvermögensamtes gebaut. An Escher Straße (Nähe Parkgürtel) bauten die „Hausbau Wüstenrot“ und die „Allgemeine Rentenanstalt-Lebens- und Rentenversicherungs-AG“. Während die Häuser in der Nähe des Bahndamms vormals für Besatzungsangehörige, für Angehörige der Bundeswehr und städtischer Dienststellen errichtet worden waren, entstanden auf dem unmittelbar am Blücherpark gelegene Grundstück freifinanzierte Wohnungen und Eigentumswohnungen.

Neben Versicherungsgesellschaften und Genossenschaften investierte auch die Post in Bilderstöckchen. Für die Siedlung, auf dem Gelände der ehemaligen Möbelfabrik Mellmann und einem Areal Kleingärten wurden eigens die Straßen, Hans-Bredow-Str. und Heinrich-v.-Stephan-Straße angelegt. 1963 konnten die ersten Häuser mit Front an der Geldernstraße bezogen werden.

Außerdem bemühten sich zahlreiche Privatleute mit guten Lösungen um die Erschließung des Stadtteils. In dieser Zeit fanden auch zahlreiche Mitarbeiter der Fordwerke in Bilderstöckchen ihr Zuhause. Die IGA Bau-Chemie errichtete in der Ulmer Straße 26-34 und 27-39 eine moderne Wohnanlage.

Auffällig ist, daß bei der Bebauung des Stadtteils offensichtlich darauf geachtet wurde, daß die Häuser unter Einschaltung von Grünflächen nebeneinander gesetzt wurden. Vorgärten, Rasenflächen, bunter Blumenflor, Sträucher und Bäume verhelfen den Straßen und Plätzen zu einem stimmungsvollen Dekor. Lediglich an dem Platz zwischen Altleiningenweg und Ebernburg Weg ist diese erfreuliche Entwicklung spurlos vorüber gegangen.

Deutlich ist auch an vielen Stellen das Bemühen zu erkennen, keine geschlossenen, eintönig gleichförmige Hauswände entstehen zu lassen. Häufig wurden die Außenfronten durch Balkons aufgelockert. Vor allem wirkte der Bau von Eigenheimen dem

uniformierten Bauen entgegen. Es entstand ein Stadtteil, der zunehmend auch für zahlreiche Gewerbetreibende interessant wurde (s.dort). Bald hatten Tausende Menschen hier eine echte „Heimat“ gefunden. Man brauchte in den Neubezirken des Pfälzer oder schwäbischen Viertels nur aufmerksam zuzuhören, um die Internationalität herauszufinden. Neben Deutschen und Belgiern, waren auch vereinzelt Engländer, Amerikaner, Franzosen und Angehörige anderer Nationen anzutreffen. Trotzdem führte das Territorium zwischen Nippes und Mauenheim, Neu Ehrenfeld und Ossendorf immer noch ein Schattendasein. Nach der offiziellen kölnischen (auch der postalischen) Vororteinteilung gab es einen Stadtteil Bilderstöckchen weiterhin nicht. Bilderstöckchen war für die Behörden damals bloß die Straße Am Bilderstöckchen, ein Flurname oder bestenfalls Wohngebiet von Nippes. Noch 1970 wurden zum Stadtbezirk Nippes gehörend, lediglich die Stadtteile Nippes (im engeren Sinne), Mauenheim, Riehl, Niehl, Weidenpesch und Longerich genannt. Bilderstöckchen wurde zwar in Verbindung mit dem Stadtteil Nippes aufgeführt, jedoch war hiermit die „Altsiedlung“ aus den 30er Jahren gemeint.

Da zu erwarten war, daß der Stadtteil in Zukunft gleichermaßen Wohn- Versorgungs- und Bildungsbezirk sein würde, kam die Forderungen nach Selbstständigkeit auf. Doch dazu mußten die Bezirks- und Stadtteilgrenzen geändert werden. Dabei gab es mit dem heutigen südlichen Teil noch die wenigsten Probleme, da dieser ohnehin zu Nippes (alt) gehörte. Fraglich war jedoch die Einbindung des dem Schlachthof benachbarten Altbaugebietes. Während der Abschnitt zwischen der Escher Straße und der neuen B 9 (heute Autobahn) mit dem Blücherpark zu Neu-Ehrenfeld gehörte, zählten die Baggerlöcher, Kies- und Sandgruben westlich der Straße „Am Bilderstöckchen“ noch zu Ossendorf, der „Heckhof“ jedoch zu Longerich.

Zu den Schwierigkeiten bei der Grenzfindung gesellten sich bald neue. Denn kaum konkretisierten sich hier gewisse Vorstellungen wurde den Stadtvätern klar, daß sie nicht umhin kommen würden, dem neuen Kind im Reigen Colonias auch einen Namen zu geben. Schließlich entschloß man sich, keine neue Bezeichnung zu konstruieren sondern den Begriff Bilderstöckchen auf das gesamte Areal zu übertragen. Es sollte jedoch noch bis 1969 dauern, bis der Stadtrat Bilderstöckchen als Stadtbezirk 57 im Stadtteil Nippes anerkannte. Stadtteil wurde Bilderstöckchen jedoch erst am 1. Januar 1975, als im Zuge der kommunalen Neugliederung die Einteilung der Stadtbezirke in Stadtteile erfolgte. Zu diesem Zeitpunkt wurden auch die heute gültigen Grenzen für das 371 Hektar große Gebiet festgelegt.

Es sind dies : Im Nordosten die Bahnlinie Köln-Neuss, die Gürtelbahn im Norden, die Autobahn Köln-Krefeld (A 57), der Parkgürtel, unter Umgehung des GEW-Geländes, welches zu Ehrenfeld gehört. Dann stößt die Grenze bis an den Methweg, bindet die Häuser der Liebigstraße Nr. 235-257 und 236-256 mit ein, um dann parallel zur Hornstraße verlaufend wieder an die Bahnstrecke Köln-Neuss anzuschließen.

Sozialer Brennpunkt

Wie bereits an anderer Stelle erwähnt, galt es in der Nachkriegszeit Flüchtlingen und Ausgebombten möglichst schnell zu einem festen Dach über dem Kopf zu verhelfen. Zu diesem Zweck ließ die Stadt Köln u.a. auf dem Gebiet des Stadtteils Bilderstöckchen schmucklose Sozialbauten mit minimalen Komfort errichten. Die Wohnungen in diesen Übergangshäusern waren klein und schon bald total überbelegt. Hier mußte beispielsweise eine achtköpfige Familie auf nicht einmal 40 Quadratmetern hausen. In dieser drangvollen Enge konnte kaum Harmonie entstehen. Hinzu kam noch, daß Männer, die arbeitslos waren, häufig ihren Kummer im Alkohol ertränkten. Konflikte wurden laut und manchmal handgreiflich ausgetragen. Die Leidtragenden waren oft die Kinder und Jugendlichen. Um den autoritären Maßnahmen der Eltern zu entgehen, suchten die Heranwachsenden die Geborgenheit der Gruppe. Gemeinsam war man stark. Ohne es selbst richtig zu merken, wurden sie zu gesellschaftlichen Außenseitern. Die Wohnverhältnisse und die Konflikte mit den Eltern trieben sie immer häufiger auf die Straße oder in die nahe gelegenen Müllkippen, Schrebergärten und Kiesgruben. Hier stellten sie jedoch bald fest, daß da auch andere Kinder spielten. Keine „Schmuddelkinder“, sondern Kinder, die in beschützten Räumen groß werden konnten und auch immer etwas feiner angezogen waren. Diese Erfahrung wurde spätestens bei der Einschulung drückend spürbar. Aber da waren auch wieder Kinder, mit denen sie sich verbrüdern konnten, Kinder die aus dem gleichen sozialen Umfeld kamen. So entstanden zwangsläufig Fronten und Konflikte, bis hin zu aggressiven Ausschreitungen.

Eintrag in der Schulchronik „Kath.Volksschule-Ossendorfer Straße“:

„12. November 1954:

Da wir unseren Martinszug durch die Straßen des Bezirks wegen Belästigungen durch schulfremde Kinder und Jugendliche nicht mehr wagen können, haben die Klassen einen kleinen Zug über den Schulhof gemacht und waren bei Gesang, Fackelschein und einem ganz bescheidenen Martinsfeuerchen genau so glücklich, wie sonst in den Straßen, wo die Kinder in dem Gedränge und dem Lärm der Erwachsenen nicht zu ihrem Recht kommen.“

In Bilderstöckchen nahmen Schlägereien, Diebstähle und Sachbeschädigungen zu. Familien- und Einzelschicksale zerbrachen. Durch diese Entwicklung geriet nicht nur die Sozialstruktur aus dem Gleichgewicht sondern auch der Ruf des Stadtteils wurde schlechter. Das Vorurteil, es mit Asozialen zu tun haben, ging um und stiftete immer neues Mißtrauen zwischen der alteingesessenen Bevölkerung und den neuen Mitbürgern. Dabei war es offenbar nicht das Problem, daß in die Nähe der Altsiedlung sozialschwache Bürger und Familien gezogen waren – die Siedler, die sich selbst aus einfachen Verhältnissen hochgearbeitet hatten, wären hier sicher zur wohlwollenden Aufnahme bereit gewesen –, sondern deren unproportionierte Massierung. Die Konflikte

und Spannungen, die hieraus erwachsen, führten dazu, daß aufgrund einer Unterschriftenaktion ein Zaun errichtet wurde, der den alten „anständigen“ Ortskern von den Übergangshäusern trennte. Durch die Schaffung eines Gettos wurde jede Integration verhindert, Konflikte nicht gelöst sondern vertieft.

Erste Schritte gegen diese Mißstände unternahmen Helfer der Pfarrgemeinde St. Franziskus. Innerhalb des am 1. Dezember 1966 gegründeten Pfarrausschusses hatte sich recht schnell ein soziales Problembewußtsein entwickelt. Die Mitglieder sahen mit Sorge, daß sich niemand um die Familien und Kinder kümmerte, die in den Übergangshäusern wohnen mußten. Vor allem aber waren die dortigen arbeitslosen Jugendlichen kriminell gefährdet. Sie hatten früh lernen müssen, sich zu wehren und hatten dabei jedes Gefühl für Privateigentum und die Normen des „bürgerlichen“ Miteinanders verloren. Ab Januar 1967 nahmen die Herren Peter Schmitz und Kurt Müller im Rahmen des Pfarrbesucherdienstes zu den Bewohnern der Übergangshäuser Kontakte auf. Über die Verteilung des Pfarrbriefes kamen Gespräche zustande. Die Vielzahl von Problemen, die dadurch deutlich wurden, führte zu der Einrichtung eines selbstständig arbeitenden „Sozialen Arbeitskreises“. Wegen seiner besonderen Aufgabenstellung unabhängig von anderen Aktivkreisen wie KAB oder Caritas, war er dem seit dem 9. Juni 1968 wirkenden Gemeinderat zugeordnet.

Im Zuge der ökumenischen Kontakte zur evangelischen Nathanael-Gemeinde erfolgte 1969 die Ausweitung zum „Gemeinsamen Sozialen Arbeitskreis“. Dieser sah sich bald angesichts der Fülle sozialer und jugendpflegerischer Probleme total überfordert. Die Arbeit verlangte zuviel spezielle Kenntnisse. Um der Aufgabenstellung gerecht zu werden, reichten Begabung und Engagement allein nicht aus. Die Hilfe oder Begleitung von erfahrenen Sozialarbeitern wurde dringend erforderlich. Unabhängig hiervon, war die Stadt Köln als eigentlicher Verursacher des Problems gefordert, durchgreifende strukturelle Maßnahmen zu ergreifen. Nach mehreren schriftlichen Eingaben, nahm der damalige Vorsitzende des Sozialausschusses des Rates der Stadt Köln Sally Keßler am 1. Februar 1970 eine Ortsbesichtigung in Bilderstöckchen vor. Er ließ sich von der Dringlichkeit des Problems überzeugen. Dies hatte zur Folge, daß am 6. Juli 1970 eine umfassende Inspektion mit anschließender Beratung aller betroffenen städtischen Dienststellen unter Federführung des damaligen Sozialdezernenten Norbert Burger stattfand. Das Ergebnis war ein umfassender Sanierungsplan, der u.a. vorsah, daß alle bisherigen Sozialbauten entlang der Straße Am Bilderstöckchen nach und nach abgerissen und durch eine großzügigere moderne Wohnanlage ersetzt werden sollten. Die beiden Häuser an der Longericher Straße sollten völlig umgebaut werden.

Zwischenzeitlich war vergeblich versucht worden, die Jugendlichen aus den Sozialhäusern in die Jugendarbeit der Pfarrgemeinde St. Franziskus zu integrieren. In dem seit 1968 bestehenden „Clubraum“ des Pfarr- und Jugendheims war jedoch sowohl wegen der mangelnden Qualifikation der ehrenamtlichen Mitarbeiter, als auch von den räum-



Lukas Ruegenberg

lichen Voraussetzungen, keine umfassende Jugendarbeit möglich gewesen. Die Erkenntnis, führte zu dem Entschluß, in dem „umstrittenen“ Haus Escher Straße 304, neben einer Spielstube auch einen Jugendklub einzurichten. Dieser sollte allen Jugendlichen des Stadtteils zugänglich sein und nicht nur einem bestimmten ausgesuchten Kreis. Außerdem sollten die Jugendlichen von Fachkräften betreut werden.

Nachdem der Sozialdienst katholischer Männer sich bereit erklärt hatte, für das Vorhaben die Trägerschaft zu übernehmen, konnte als Leiter der Benediktiner Pater Lukas Ruegenberg gewonnen werden. „Bruder Lukas“, seit Mitte der sechziger Jahre von der Abtei Maria Laach freigestellt für soziale Aufgaben in Köln, hatte bereits in der rechtsrheinischen Obdachlosensiedlung „Am Springborn“ auf pionierhafte Weise Sozialdienst geleistet. Sieben Jahre hatte er dort mit aller Kraft gearbeitet, um aus den stinkenden, lärmigen Übergangshäusern menschenwürdige Wohnungen entstehen zu lassen. Lukas Ruegenberg reizte die neue Aufgabe, da es hier Parallelen zu geben schien.

In Bilderstöckchen hatte sich Anfang der 70er Jahre der „Übergang“ längst zum Normalzustand entwickelt. Die Sozialbauten waren immer noch überbelegt, die meisten Männer arbeitslos, die Kinder und Jugendlichen waren in ganz Köln als die „Mau-Mau-Kraden“ verschrien und machten ihrem Frust durch Schlägereien und Randalie Luft. Fast alle diese jungen Leute verfügten weder über einen Haupt- noch Sonderschulabschluss und hatten deshalb in der Regel auch keinen ordentlichen Lehr- oder Anlern-Abschluß. Sie arbeiteten nur selten und sporadisch.

Bruder Lukas war klar, daß ihm zum Nachdenken, Planen und Abwägen nicht viel Zeit blieb. Er wußte, hier konnte nur sofortiges Handeln helfen.

Ruegenberg gelang es die „Mau-Mau-Kraden“ zu aktivieren. Im August 1972 begann er mit einer Gruppe Jugendlicher und einigen ehrenamtlichen Helfern mit dem Umbau des Hauses Escher Straße 304. Die Jungen und Mädchen waren mit Eifer bei der Sache. Bruder Lukas schleppte im „Blaumann“ Bauschutt und ging für die Materialien auf „Betteltour“. Wegen des Lärms und Schutts machte er „Abtittbesuche“ in der Nachbarschaft. Wenn auch die Zeit zum Umfallen anstrengend war, die Zerstörungen und Prügeleien im Viertel hatten spürbar abgenommen. Die Kräfte waren nur in die Richtung konzentriert, einen Jugendklub zu bauen. Die unterschiedlichen Vorstellungen – die Jungen und Mädchen wollten eine Disco, der Pater musische Werkstätten – spielten dabei keine Rolle. Irgendwann, als sich schon ein Ende der Baumaßnahmen abzeichnete, stand fest, daß der Club einmal „Lucky’s Haus“ heißen sollte. Wie der Name entstand, ist heute nicht mehr ganz klar. Vermutlich ist er sogar von doppelter Be-

deutung; in dem englischen Wort für Glück – lucky, ist bei deutscher Aussprache – lukki auch Lukas enthalten.



Am 15. Dezember 1972 konnte der Jugendclub offiziell eröffnet werden. Kaum daß die erste Freude über das gemeinsam Erreichte verfliegen war, kamen die Probleme wieder hoch. Die gemeinsame harte Arbeit am eigenen Heim hatte die wilden Kräfte der Jugendlichen gelenkt und gezügelt. Nun brach das alte Mißtrauen gegenüber den Erwachsenen wieder durch. Lukas Ruegenberg stand wieder am Anfang. Aber

er gab nicht auf. Sein Engagement sollte nicht nur darauf beschränkt sein, den Armen einen Raum für ihre Aktivitäten geschaffen zu haben. Lucky's Haus war gebaut worden, damit die Jugendlichen von der Straße kamen. Sie hatten dies verstanden und mit schonungslosen Einsatz bewiesen. Daß es dabei Ruegenberg um mehr als ihre Freizeit ging, daß ihr zukünftiges Leben zur Disposition stand, das konnten sie nicht begreifen.

Im Dezember 1973 präsentierte sich der Jugendclub mit einem „Tag der offenen Tür der Öffentlichkeit“. Bald darauf wurde die Disco zum stadtbekanntem Anziehungspunkt. Auch die „besseren Leute“ aus dem „Dorf“ ließen jetzt mal ihre Kinder in Lucky's Haus schwofen. Eine Lernküche und Räume für Tischtennis, Keramik- und Brennarbeiten entstanden, auch ein Fotolabor und eine eigene Hausdruckerei.

Bruder Lukas blieb in Bilderstöckchen.

In langen Gesprächsrunden, bei zum Teil lauter Disco-Musik, versuchte er die Jugendlichen von Ihrer Außenseiterposition am Rande des Stadtteils und der Gesellschaft abzubringen. Über viele Monate hinweg schienen seine Bemühungen Erfolg gehabt zu haben. Dann häuften sich wieder die Zusammenstöße mit der Polizei, in einer abendlichen Schlägerei wurde Lucky's Haus fast vollständig demoliert. Wieder hatten die Jugendlichen ihren Frust handgreiflich weitergegeben. Die Gründe waren u.a. in ihrer Unfähigkeit zu suchen, einer regelmäßigen Arbeit nachgehen zu können. Vom Meister oder Vorarbeiter fühlten sie sich ständig beobachtet oder „schief angesehen“. Der Krach war vorprogrammiert. Unermüdlich war Bruder Lukas mit seinen Helfern unterwegs, um bei Lehrherren oder Betrieben für „seine Jungs“ eine Arbeitsplatz zu erbitten. Aber diese waren offensichtlich noch nicht so weit, daß sie in einen normalen Arbeitsprozeß eingliedert werden konnten. Sie brauchten Verantwortung für etwas, womit sie sich identifizieren konnten. So entstand das Möbeltransportunternehmen, das innerhalb Kölns alte Möbel abholte, um diese nach erfolgter Restaurierung über die Tageszeitung neu

anzubieten. Diese Arbeiten wurden von den Jungen und Mädchen weitgehend alleine durchgeführt. So manch einer verdiente auf diese Weise sein erstes „ehrliches“ Geld. In diesem Zusammenhang war es für die Jugendlichen eine besondere Anerkennung, wenn sie den Führerschein machen, oder sogar den Möbeltransporter fahren durften. Das mittlerweile weitgefächerte „Programm“ von Lucky’s Haus bot u.a. Sportfeste und sogar größere Auslandsreisen an.

Bis August 1978 hat Bruder Lukas Lucky’s Haus geleitet. Nach seiner Rückkehr nach Maria Laach, hatte er jedoch schnell festgestellt, daß er in Köln einen Torso zurückgelassen hatte. Das Gefühl die Jugendlichen verlassen oder sogar verraten zu haben, ließ ihn wieder zurückkehren. Er fand seine Befürchtungen bestätigt. Immer wieder waren die Jugendlichen über die Stränge geschlagen, hatten mit der Polizei nächtliche Wettfahrten ausgetragen oder Autos gestohlen. Damit den Jungen und Mädchen klar wurde, welche Schwierigkeiten sie sich selbst damit schufen, lud Ruegenberg Polizisten und Jugendrichter zu Diskussionsabenden in Lucky’s Haus ein. Nach einem dieser Abende soll ein Staatsanwalt gesagt haben:

„Wenn man das hier sieht, habe ich den Eindruck, daß ich in manchem am Leben vorbeigehe.“

Die Jugendlichen, die mit Bruder Lukas Lucky’s Haus aufgebaut hatten, waren mittlerweile erwachsen, doch nun drückte sie neben dem nicht erreichten Schulabschluss und der Arbeitslosigkeit das Problem, daß sie jetzt auch noch eine Familie zu versorgen hatten.



Damit die Kinder der jungen Eltern in eine bessere Welt hineinwachsen konnten, mußte dringend etwas gegen die hohe Dauerarbeitslosigkeit im Viertel getan werden. So gründete Ruegenberg 1984 mit Hilfe von Freunden und Wohltätern und in guter Kooperation mit der „Aachener Gemeinnützigen Siedlungsgesellschaft“ das Selbsthilfeprojekt „Kellerladen e.V.“. Die Siedlungsgesellschaft versorgte die Initiative für arbeitslose Jugendliche von Beginn an mit Aufträgen. Anstreich-, Reinigungs- oder Gartenarbeiten bringen auch heute noch das benötigte Geld in die Kasse. Damit ist einerseits das Überleben des Vereins gesichert, andererseits kann den Jugendlichen ein Handgeld gezahlt werden. Für die Kellerläden, die dem Verein den Namen gaben, stellte die „Aachener“ leerstehende Waschküchen zur Verfügung. Hier entstanden eine Näherei, eine Schusterei, eine Fahrradreparaturwerkstatt und eine Krabbelstube für die Jüngsten. Im Jahr 1986 wurde ein ausgedienter Eisenbahnwaggon aufgestellt, der von der Bundesbahn kostenlos zur Verfügung gestellt wurde. Der Waggon wurde Sitz des Selbsthilfeprojektes und Treffpunkt für die „Lück us dem Veedel“.

Die Kooperation mit der „Aachener“ ermöglichte den Akteuren des Kellerladens 1989 im Siedlungsgelände zwischen Escher Straße und Alzeyer Straße einen kleinen Park anzulegen. Zwei Jahre hatte man sich mit Schaufel und Spaten abgemüht und die vom Grünflächenamt zur Verfügung gestellten Bäume und Büsche gepflanzt. Am Tag der Einweihung war auch ein Brunnen zu bestaunen. Der dreizehn Tonnen schwere Basaltstein, stammt aus der Umgebung von Maria Laach, der klösterlichen Heimat von Bruder Lukas. Dieser zeigte sich hoch erfreut über den Namen des Brunnens: „Sankt-Benedictinus-Brunnen“. In der kleinen Anlage hat auch ein Heiligenhäuschen Platz gefunden, in dem die von einem polnischen Künstler geschnitzte Madonna untergebracht wurde. Sie ist Ausdruck des Dankes für Hilfstransporte nach Nova Huta bei Krakau, die der Verein im Rahmen der „Polenhilfe“ durchgeführt hat.

Seit Ende 1991 führt der rührige Pater mit Mitgliedern des Kellerladens Lieferungen mit Hilfsgütern in die Ukraine durch. Die Lebensmittel, Babynahrung, Medikamente und Kleidungsstücke werden am Zielort persönlich abgegeben.

Zwischenzeitlich hat sich der Kellerladen mehr und mehr verselbstständigt und Bruder Lukas hat sich weitgehend zurückgezogen. Doch er führt ein „Doppelleben“. Wenn er sich nicht gerade im Kloster Maria Laach aufhält, um innere Ruhe und Kraft bei Gebet, Meditation und Malen zu finden, ist er bei seinen Freunden, den „Rabauken vom Bilderstöckchen“. Die ehemaligen „Mau-Mau-Kraden“ waren lange der harte Kern, der darauf achtete, daß „Lucky's Haus“ weder durch Drogen noch durch Alkohol kaputt gemacht wurde, daß der Spielplatz sauber blieb und unter Aufsicht stand und daß die im Viertel angelegten Grünflächen die nötige Pflege erhielten.

Der erfreuliche Umschwung erleidet aber immer wieder Rückschläge. Um dem abzuweichen, hat die „Bilderstöckchen-Konferenz“, eine Arbeitsgemeinschaft, der die Vertreter von Schulen, Kindertagesstätten, Gemeinden und anderen pädagogischen Ein-

richtungen angehören, angeregt, das Vereinsleben endlich zu beleben. Außerdem hält man es aus jugendpflegerischer Sicht für sinnvoll, ein Kinder- und Jugendcafe einzurichten, welches möglichst zentral (z.B. U-Bahn-Haltestelle: Geldernstraße/Parkgürtel) liegen sollte. Problematisch ist der in den letzten Jahren erheblich gestiegene Aggressionspegel der Kinder und Jugendlichen. Dagegen ist die Kriminalitätsrate in den letzten Jahren weiter rückläufig. Noch vor wenigen Jahren waren Einbrüche an der Tagesordnung. Selbst vor dem Waggon des Kellerladens wurde dabei nicht halt gemacht, wenn auch nur Cola getrunken und nichts gestohlen wurde. Auch die Kirchen waren vor den Jugendlichen nicht sicher. Da fehlte dann schon mal eine Opferkerze. Bei Jugendlichen zwischen 14 und 18 waren die Werte ins Wanken geraten. Sie begehrten auf, schlossen sich in Gruppen zusammen und begingen spontan kleinere Straftaten. Auslöser dafür war und ist auch das überreichliche Konsumangebot, von dem viele aufgrund ihrer sozialen Situation ausgeschlossen sind. Um doch mitzuhalten weichen die Jugendlichen in die Illegalität aus.

Eine Analyse des Polizeipräsidenten der Stadt Köln vom Dezember 1990 über die Kriminalitätsentwicklung im Stadtteil Bilderstöckchen ergab folgendes Bild:

	1.01.89 - 31.12.89	1.01.90 - 31.12.90
Raub		
in Wohnungen	1	1
auf Geld/Kassenboten	1	1
Handtaschenraub	5	—
auf Straßen, Plätzen (o. Handtaschenraub)	10	7
Körperverletzung		
gefährliche/schwere	13	5
auf Straßen, Plätzen	14	11
vorsätzliche	16	13
fahrlässige	2	1
Mißhandlung	4	2

Im Jahre 1989 konnten von 17 Raubtaten in sieben Fällen insgesamt 22 Straftäter ermittelt werden. Davon waren 15 Täter im Alter zwischen 14 und 18 Jahren.

Von den 49 Körperverletzungsdelikten des Jahre 1989 konnten 43 Delikte geklärt und 58 Täter (darunter 17 Jugendliche) nachgewiesen werden.

Von den bekanntgewordenen neun Raubstraf-taten des Jahres 1990 wurden drei Delikte aufgeklärt und vier Straftäter nachgewiesen: Zwei Straftäter waren im Alter zwischen 14 bis 18 Jahren.

22 der 32 Körperverletzungsdelikte konnten 31 Straftätern nachgewiesen werden; bei acht Straftätern handelte es sich um Jugendliche, sieben Täter waren Heranwachsende (19 bis 20 Jahre).

Dies Entwicklung ist unter anderem auf gezielte polizeiliche Maßnahmen im erkannten Brennpunktbereich zurückzuführen. Diese Maßnahmen werden fortgesetzt.“

Sechs Jahre vor Gründung des Kellerladens war bereits der Plan aufgekommen, für den Jugendclub „Lucky’s Haus“ eine neues Haus zu bauen. Das ehemalige Wohnhaus an der Escher Straße galt von Anfang an als Provisorium und war für die Betreuung von Kindern und Jugendlichen denkbar ungeeignet. Die Räume waren zu klein, ohne Heizung und zum Teil auch baufällig. Obwohl mit starken Vorurteilen behaftet, wurde die Einrichtung durchschnittlich von 80 bis 100 Kindern und Jugendlichen besucht, darunter viele Mädchen, die meisten zwischen 13 und 17 Jahre alt. Drei festangestellte Sozialarbeiter, ein Jahrespraktikant und Zivildienstleistende kümmerten sich um die Halbwüchsigen.

Als 1985 der Neubau an der Straße „Am Bilderstöckchen“ beschlossene Sache war, konnten die Arbeiten jedoch nicht sofort beginnen. Da das Baugelände am Rande einer ehemaligen Müllkippe lag, waren zunächst umfangreiche Altlastenuntersuchungen erforderlich. Ende 1989 wurde endlich mit dem 2,5 Millionen teuren Bau begonnen. Die Übergabe des Jugendhauses an den Träger, den „Sozialdienst Katholischer Männer“ erfolgte durch den Oberbürgermeister am 13. Januar 1992. In dem nun als „Offene Tür“ geführten Haus können Kinder und Jugendliche basteln, werken und in einem Fotolabor arbeiten. Mehrere Computer stehen zur Verfügung. Außerdem gibt es einen komplett eingerichteten Fitneßraum und einige Kanus, mit denen Ausflüge auf dem Wasser unternommen werden sollen. Während eine Cafeteria zum gemütlichen Zusammensitzen einlädt, kann in der Disco gefeiert werden. Mit dem „neuen“ Lucky’s Haus, welches hauptsächlich von der Stadt finanziert und vom Land bezuschußt wurde, hat die Arbeit von Bruder Lukas sicherlich die verdiente Krönung erfahren. Gleichzeitig wurde mit dem Bau die Basis für die Fortführung seiner Arbeit geschaffen.

In das alte Gebäude an der Escher Straße hat die Stadt im Oktober 1993 zehn obdachlose Familien untergebracht. Darüber wurde Unmut bei einigen Anwohnern laut: In einem „Sozialen Brennpunkt“ wie Bilderstöckchen sollte man nicht unbedingt Obdachlose unterbringen; schon gar nicht in einem Haus mit einem Kindergarten.

Ursprünglich sollte das Städtische Jugendhaus hier einziehen. Eine Einrichtung, die in einem angemieteten Haus am Konrad-Adenauer-Ufer untergebracht ist. Als bekannt wurde, daß der Umzug doch nicht stattfinden würde, glaubten die Anwohner, die Stadt hätte eingesehen, daß es in Bilderstöckchen immer noch eine Menge sozialer Probleme gibt.

Vor diesem Hintergrund sind auch die Reaktionen der Bewohner aus den benachbarten Sozialbauten zu verstehen, die mit heftigem Protest reagierten, als die Stadt im Juli 1992 in den leerstehenden Räumen 30 obdachlose Punker unterbringen wollte. Zu groß war die Angst derjenigen, die früher selbst einmal obdachlos waren, all das könne in Gefahr geraten, was sie sich mühevoll aufgebaut hatten.

Einstimmig abgelehnt hatte die Bezirksvertretung bereits 1990 das Vorhaben der Stadtverwaltung, auf dem Gelände zwischen Robert-Perthel-Straße, der Escher Straße und Am Bilderstöckchen Heime für Über- und Spätaussiedler errichten zu lassen.

Ein Problem stellte in den 60er Jahren auch die Obdachlosensiedlung an der Longenicher Straße dar. Noch heute gibt es hier statt den üblichen Mietverträgen lediglich sogenannte Nutzungsverträge.

Die größten Leidtragenden in diesem Umfeld waren in erster Linie die Kinder. Von ihrer Entwicklung her stark im Nachteil, wiesen sie große schulische Schwächen auf. Um diesem Mißstand entgegen zu wirken, gründeten Anfang der 70er Jahre sozial Engagierte die „Ökumenische Fördergemeinschaft – Kinder in Not“. Mit Unterstützung der Stadt wurde 1974 eine Kindertagesstätte gebaut, in der Kinder pädagogisch betreut werden konnten. Daneben beschäftigte sich ab 1976 eine Sozialarbeiterin des Vereins mit den Problemen der betroffenen Familien. Verwaorsten Kindern wird seit 1977 durch die Einrichtung eines Heilpädagogischen Dienstes eine psychologische Betreuung zuteil. Unter dem Einfluß des Projektes konnte im Laufe der Zeit außerdem die Wohnsituation der sozial benachteiligten Familien verbessert werden.

Als Ende der 70er Jahre die Jugendarbeitslosigkeit stark anstieg, leistete auch die ökumenische Fördergemeinschaft (der Zusatz „Kinder in Not“ hatte sich überlebt) Hilfestellung beim Eintritt ins Berufsleben. Mit Hilfe von Landesmitteln wurden Werkplätze eingerichtet, in denen Jugendliche von einem Meister und einem Sozialpädagogen betreut werden. Die 1988 entstandene Wohn- und Lebenshilfe der Initiative, ist jugendlichen Obdachlosen u.a. bei der Beschaffung von Wohnraum behilflich.

Ein weiteres Projekt der ökumenischen Fördergemeinschaft ist der im Februar 1976 eröffnete Bürgertreff in der Geldernstraße. Diese Einrichtung richtet sich an alle Bevölkerungsschichten und bietet Hilfe bei Problemen mit Behörden, Vermietern und Schulen. Ferner bietet sie Hilfestellung bei der Berufswahl und unterstützt ausländische Bürger. Daneben bietet der Bürgertreff Freiraum für Kultur, Hobby und Spiel. In den Räumen an der Geldernstraße kommen außerdem Gruppen und Initiativen zusammen oder einfach nur „Lück öm jet ze verzälle“.

In Bilderstöckchen finden auch Frauen, die in Not geraten sind, Hilfe, z. B. im „Haus-Adelheid“, einem Apartmenthaus für alleinerziehende Mütter, dessen Träger der Sozialdienst Katholischer Frauen ist. Gegründet wurde „Haus-Adelheid“ 1968 von Nonnen mit der Absicht, ledigen Müttern ein Zuhause bieten zu können. Viele Frauen lebten hier jahrelang mit ihren Kindern, ohne wieder ein selbstständiges Leben aufzunehmen. Nach einer konzeptionellen Veränderung im Jahre 1989 wurde die Aufenthaltsdauer auf drei Jahre beschränkt. Außerdem sollten die Frauen während der Zeit im Haus, „eine Perspektive“ für eine eigenständige Zukunft entwickeln. Dazu gehörte die Bereitschaft, eine Ausbildung zu machen oder im erlernten Beruf weiterzuarbeiten. Auf dem Weg in die Selbstständigkeit stehen den Frauen zwei Sozialarbeiterinnen des SKF beratend zur Seite. Die langen Öffnungszeiten der angegliederten Kindertagesstätte erleichtern es

auch Müttern, eine Berufstätigkeit auszuüben. Im „Haus-Adelheid“ gibt es 36 Appartements und eine für Köln einzigartige Wohngruppe für minderjährige Mütter mit sechs Plätzen.

35 Plätze stehen in dem vom Verein „Frauen helfen Frauen“ getragenen Frauenhaus zur Verfügung. Hier können Frauen Zuflucht finden, die körperlicher oder seelischer Gewalt ausgesetzt sind. Die Betreuung erfolgt durch Sozialarbeiterinnen genau wie im „Haus Adelheid“. Das Ziel ist, die Frauen zur Selbstständigkeit zu führen, damit aus der Abhängigkeit vom Mann nicht eine Abhängigkeit von der Sozialarbeiterin wird. Die Nachfrage ist in den letzten Jahren größer geworden. Doch leider müssen aufgrund des geringen Raumangebotes fast täglich mehrere Frauen abgewiesen werden.

Am Altelainen Weg hat der Verein für Familien, Alten- und Krankenpflege, Köln-Nippes-Bilderstöckchen e.V. (VFAK) seinen Sitz. Mitglieder der evangelischen und katholischen Kirchengemeinden in Nippes und Bilderstöckchen haben sich zusammengeschlossen um ideell und finanziell die Familien-, Alten- und Krankenpflege zu fördern.

Der Verein orientiert sich an dem Konzept der lebensbezogenen Prävention (d.h. insbesondere: Förderung der Eigenaktivität mit dem Ziel, die eigene Lebenswelt aktiv mitzugestalten). Im Rahmen seiner Zielsetzung bildet das Angebot „Wir für Sie“, Hilfe im Alltag einen wesentlichen Tätigkeitsschwerpunkt. Dieses Projekt besteht seit dem 1. Juni 1990 und wird von einer Diplom-Sozialpädagogin geleitet. Vier Mitarbeiterinnen kümmern sich um den hauswirtschaftlichen Bereich. Geholfen wird in folgenden Bereichen: Im Haushalt, bei Einkäufen und Besorgungen, Essensvorbereitungen, Kontakten nach außen (Spaziergang, Cafebesuch, Altenclub, Arztbesuch) und bei der Freizeitgestaltung. Am Anfang eines jeden Einsatzes steht immer ein Gespräch mit der Sozialpädagogin. Damit verbunden ist meistens eine sozialrechtliche Beratung.

Hilfe in vielerlei Notsituationen leisten im Rahmen ihre Möglichkeiten die Helferinnen des Caritaskreises St. Franziskus.

Die seit 1946 tätige Pfarrcaritas ist die älteste Hilfsorganisation in Bilderstöckchen. Der ursprünglich, aus wenigen Frauen bestehende Kreis, half in der Nachkriegszeit die erste Not zu lindern. Daß in den Folgejahren die Strukturen der Arbeit für Nichteingeweihte weitgehend verborgen blieben, störte die Helferinnen wenig. Wichtig war nur, daß geholfen wurde.

Anfang der 70er Jahre, als Bilderstöckchen sich zur unüberschaubaren Wohngegend entwickelt hatte, geriet die kleine Gruppe in Schwierigkeiten. Die Anhäufung von sozialschwachen Familien, meist aus den Übergangshäusern, machte sich sehr stark im caritativen Bereich bemerkbar. Die vorhandenen Mittel einigermaßen gerecht unter den Bedürftigen zu verteilen, erwies sich bald als Problem. Allzuoft wurde die Caritas ausgenutzt. Die Helferinnen waren kaum in der Lage, die Notsituationen zu überprüfen. Wer am lautesten schrie, glaubte sich im Recht, wenn er aus dem Caritaskuchen ein

möglich großes Stück forderte. Dabei gingen oft diejenigen leer aus, die sich schämten andauernd als unbequeme Bittsteller aufzutreten. Als Folge dieser Erkenntnis überdachte man die bisher praktizierten Vorgehensweisen und faßte den Entschluß zu einem Neubeginn. Von nun an war nicht mehr das Verteilen von Almosen die Hauptaufgabe, sondern der persönliche Kontakt zu den Sozialschwachen. Im Laufe der Jahre wurde der Kreis erweitert, neue Kräfte brachten neue Ideen, so daß heute das Image als Almosenorganisation nicht mehr vorhanden ist. Heute sind 37 Helferinnen in den verschiedensten Sachgebieten tätig. Sie vermitteln „Essen auf Rädern“, erledigen Behördenangelegenheiten und vermitteln bei der Erkrankung einer Mutter, eine Familienpflegerin. Sie kümmern sich um die Weitergabe gut erhaltener Kleidung und lassen kinderreichen Familien und alleinstehenden Senioren ein Weihnachtspaket zukommen. Überhaupt bietet die Caritas in der Seniorenarbeit ein weit gefächertes Programm. Hierzu zählen regelmäßige Besuche und Betreuung der alten Leute in den Heimen Scharfeneckweg und Schiefersburger Weg. Erkrankte Senioren werden auch zuhause besucht. Trotzdem ist in Bilderstöckchen ein Pflegenotstand zu beklagen. Der Stadtteil tendiert zur Überalterung. Dem erhöhten Bedarf an Pflege alter, kranker und behinderter Menschen stehen immer weniger pflegebereite Familien und Nachbarn gegenüber. Die Anfragen um Unterstützung durch die Kirche nehmen überhand. Die Einrichtungen von Caritas und Diakonie können auf die zahlreichen Anfragen von Angehörigen oft nur hilflos reagieren. Es kann nur noch die nötigste Hilfe gewährt werden. In einer öffentlichen Diskussionsrunde in der Nathanael-Kirchengemeinde brachte Pfarrer Mörbel das Dilemma auf den Punkt: „In der heutigen Gesellschaft existieren weder pflegende Großfamilien noch aufopfernde Idealisten“. Eine zuverlässige Nachbarschaftshilfe, die ohne großen finanziellen Aufwand möglich ist, könnte die caritativen Helfer entlasten und die Situation der pflegebedürftigen Senioren deutlich verbessern.

Um die Aufgabenstellung der unterschiedlichsten sozialen Einrichtungen, ihre Möglichkeiten und Grenzen besonders im Hinblick auf die Situation der Kinder und Jugendlichen festzustellen, hat sich 1987 auf Initiative des Allgemeinen sozialen Dienstes (ASD) die bereits erwähnte Bilderstöckchen-Konferenz gebildet.

Teilnehmer sind:

- Kindertagesstätten
- Jugendeinrichtungen
- Ärzte
- Erziehungsberatungsstelle
- ASD
- Haus Adelheid
- Ökumenische Fördergemeinschaft
- Volkshochschule Nippes
- Caritasverband
- Verein f. Familien-, Alten- u. Krankenpflege
- Kellerladen e.V.
- Arbeitskreis Ausländisches Kind
- Kirchen und Schulen.

Unter dem Motto: „Miteinander – Füreinander“ präsentierten sie sich am 21. September 1991 den Bürgern von Bilderstöckchen in den neuen Räumen von Lucky's Haus.

Die Kirchengemeinden

Seelsorgerisch wird Bilderstöckchen gut betreut. Denn gleich drei Kirchen befinden sich im Stadtteil. Es sind dies die katholischen Kirchen St. Franziskus und St. Monika und die evangelische Nathanaelkirche.

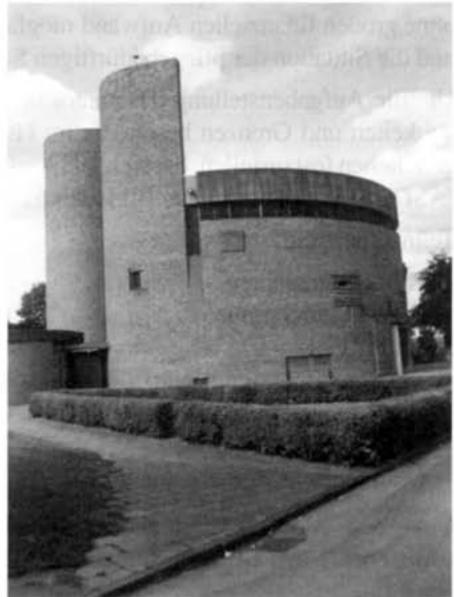
Die Entwicklung von Kirche und Gemeinden ist parallel zur städtebaulichen Entwicklung und dem damit verbundenen Bevölkerungszuwachs zu sehen. Wegen der damals noch anderen verlaufenen Stadtteilgrenzen, befindet sich die erste für die Gläubigen aus Bilderstöckchen, zuständige katholische Kirche auf Nippeser Boden. Es handelt sich um St. Josef, sozusagen die Mutterpfarre der beiden katholischen Kirchen St. Franziskus und St. Monika. Obwohl sich viele Gläubige des südlichen Bilderstöckchens auch heute noch mit der Pfarre St. Josef verbunden fühlen, ist sie hier lediglich aus dem geschichtlichen Verständnis heraus erwähnt. Alle weiteren Angaben können den Veröffentlichungen über die kirchliche Entwicklung von Nippes entnommen werden.

St. Franziskus

Die Gemeinde St. Franziskus besteht offiziell seit 1935. Damals erhielt das Pfarr-Rektorat seinen eigenen Namen. Gottesdienste wurden aber schon ab 1932 abgehalten. Denn mit Beginn des Aufbaus der Siedlung „Am Bilderstöckchen“ hatte der „Freiwillige Arbeitsdienst“ in einer Halle in der Longericher Straße (heute: Haus Nr. 85 – 113) eine primitive Lagerkapelle eingerichtet. Hier trafen sich die Männer des „Freiwilligen Arbeitsdienstes“ und die Siedler zweimal wöchentlich, um die heilige Messe zu feiern. Die Innenausstattung des Kirchleins war denkbar einfach und größtenteils in Eigenleistung entstanden. Während für die Erwachsenen roh gezimmerte Sitzbänke bereit standen, waren für die Kinder nur Kniebänke vorhanden. Für den Priester hatte die St. Josef-Pfarre eine mit rotem Samt bezogene Kniebank gespendet.

Die Messen wurden u.a. vom Verbandspräsidenten des KAB, Prälat Otto Müller und Pfarrer Schreiber aus Mauenheim zelebriert.

Im September 1934 erhielt der Seelsorgebezirk ohne Namen einen eigenen Hirten. Carl Müller wurde zum Pfarr-Rektor ernannt. Gleichzeitig erfolgte die Abtren-



nung des nun selbstständigen Seelsorgebezirks von der Mutterpfarrei St. Josef und eine Umwandlung zum Pfarr-Rektorat, dessen finanzielle Verwaltung zunächst bei St. Josef blieb. Die junge bedürftige Gemeinde hatte leider noch keinen Namen. Pfarrer Müller hielt Franz von Assisi, den Vater der Armen für den idealen Patron. 1935 stellte er bei der kirchlichen Behörde den Antrag das Rektorat „Zum heiligen Franz von Assisi“ zu nennen. Kaum daß dem Antrag entsprochen worden war, traten neue Probleme auf. Die Seelenzahl der neuen Gemeinde hatte inzwischen die Eintausendgrenze



Pfarrer Carl Müller

überschritten. Die Zusammenkünfte in der kleinen Lagerkapelle waren aus Platzmangel unerträglich, gar unmöglich geworden. Abhilfe konnte nur ein neuer Gottesdienstraum schaffen. Da gleichzeitig auch eine Schule fehlte, wurde nach Räumlichkeiten gesucht, die es ermöglichten beide Einrichtungen unterzubringen. Eine bis dahin ungenutzte Depothalle bot sich an. Mit großzügiger Hilfe der Siedlungsgesellschaft wurde diese 1936 zur Schule und Kirche umgebaut. Während im ersten Stock mit großer Hilfe der Gemeindemitglieder eine geräumige Kapelle mit Sakristei entstand, wurden im Erdgeschoß vier Klassenräume eingerichtet. Ein großes Holzkreuz über dem Eingang und ein kleiner Glockenstuhl auf dem Dach, ließen schon von weitem erkennen, daß in dem Gebäude eine Kirche war. Nachdem die Notkirche im April 1936 die Benediktion erhalten hatte, trennte sich die kleine Gemeinde Pfarre 1937 vollends von St. Josef. Mit der Umwandlung in eine Rektorats-Pfarre erhielt die Gemeinde auch ihre finanzielle Selbstständigkeit. Noch im gleichen Jahr wurde das Kopfteil einer Halle am Altbaumburgweg (heute: Nr. 58) zu einem Pfarrhaus ausgebaut. Die Bomben des zweiten Weltkrieges machten am 2. Februar 1943 die ganze Arbeit wieder zunichte. Neben einigen Wohnhäusern wurden auch Kirche und Schule zerstört. Da die Gemeinde zwischenzeitlich durch Evakuierungen stark geschrumpft war, feierte der verbliebene Rest den Gottesdienst abwechselnd in den Privathäusern Altdahnweg Nr. 4 und Hoheneckenweg Nr. 1. Später kam man im Pfarrhaus zusammen. Ab 1948 konnte die Gemeinde in einer Klasse der wiederhergestellten Schulräume Gottesdienst feiern. Doch Pastor Müller wollte weder ein Provisorium und noch eine Notkirche. Er hatte andere Vorstellungen. Eine richtige „Dorfkirche“ sollte es sein mit einer Länge von ca. 23 m und einer Breite von 16 m. Der Architekt Dr. Schwarz konzipierte die Pläne. Danach war an ein hallenartiges, rechteckiges Gebäude mit Giebeldach gedacht, an dessen Grundbau sich seitlich die Räume der Sakristei legen sollten. Den krönenden Abschluß sollte ein auf diesem Anbau aufgesetztes Türmchen mit Glocken bilden.

Im gleichen Jahr begann der Kirchenvorstand mit den Vorbereitungen zum Bau des Kirchleins. Zunächst mußte ein entsprechendes Gelände gesucht werden. Ein idealer Bauplatz schien das Areal der Tierkörper-Verwertungsanstalt am Schiefersburger Weg sein, zumal diese abgerissen werden sollte. Bei den Verhandlungen zeigte sich die Stadt

zwar kooperativ, konnte einen genauen Räumungstermin der Anstalt jedoch nicht zusagen. Nachdem bekannt wurde, daß damit frühestens 1949 zu rechnen sei, einigte man sich mit der „Siedlungsgesellschaft Am Bilderstöckchen“ auf einen Grundstückstausch. Dabei war vorgesehen ein Areal der Pfarre, am Schiefersburger Weg, für ein gleichwertiges Gelände am Altleinigenweg herzugeben. Nachdem die Grundstücksfrage geklärt war, konnte endlich der Bauantrag gestellt werden. Doch zum Bau einer Kirche kam es nicht. Das Projekt wurde in den letzten Monaten des Jahres 1949 abgebrochen. Der damalige Kirchenvorstand war der Meinung, daß eine hohe Verschuldung der gesamten Gemeinde, die in schlechten finanziellen Verhältnissen lebte, nicht zu verantworten wäre. Es wurde daher mit Unterstützung des am 27. November 1949 gegründeten Kirchenbauvereins, der Entschluß gefaßt, die zerstörte Notkirche doch wieder Instand zu setzen. Mit zusätzlicher Hilfe vieler Pfarranhöriger und Unterstützung der Siedlungsgesellschaft wurden die Renovierungsarbeiten durchgeführt. Am 1. Mai 1950 konnte die Kapelle mit einem feierlichen Gottesdienst eingeweiht werden. Für die Beheizung des Kirchenraumes mußten die Gläubigen selbst sorgen. Von jedem Besucher waren hierzu am Eingang in einen Schlitz ein oder zwei, meist „gefingster Klütten“ einzuwerfen.

Elf Jahre kam die ständig wachsende Gemeinde bis zur Einweihung der heutigen Kirche in dem Provisorium zusammen. Die Forderung nach einem Neubau bestand während dieser Zeit weiterhin. Bereits 1954 schöpfte man Hoffnung, daß es nun endlich etwas geschehen würde. Damals schenkte die Siedlungsgesellschaft der Gemeinde ein Grundstück an der Ecke Wielensteinweg, damit dort eine Kirche gebaut werden konnte. Zwei Jahre später erhielt der neue Pfarrer Karl Pörtner durch die kirchliche Behörde die Anweisung, einen Kirchenbau in die Wege zu leiten. Für den neugeplanten, größeren Kirchenbau erwies sich das Grundstück am Wielensteinweg jedoch als zu klein. Nach längeren Verhandlungen mit der Erbgemeinschaft Contzen und einem damit verbundenen Grundstückstausch, konnte auch dieses Hindernis überwunden werden. Nachdem von den kirchlichen Behörden DM 45.000,— bewilligt worden waren, beauftragte der Kirchenvorstand den Architekten Schilling mit der Ausführung des Neubaus.

Am 3. November erfolgte im Beisein des damaligen Kölner Oberbürgermeisters Burauen die feierliche Grundsteinlegung. Mit diesem Tag gingen die Arbeiten zügig voran. Die äußeren Mauern der Kirche, des Pfarrhauses und der Sakristei wuchsen schnell. Doch Mitte 1958 gerieten die Bautätigkeiten ins Stocken. Dies war darauf zurückzuführen, daß durch die bis dahin nicht voraussehbare kirchensteuerliche Entwicklung, ein Teil der finanziellen Mittel gestrichen worden war. Nach der sogenannten „Winterfestmachung“, bei der noch offene Gebäude ein Dach erhielten, mußten alle Arbeiten eingestellt werden.

Mittlerweile war das Dach der Notkapelle so schadhaft geworden, daß es unmöglich wurde bei Regen noch Gottesdienst abzuhalten. In einem entsprechenden Bittschreiben

wurde die schlimme Situation den zuständigen Stellen zwar vorgetragen, fand jedoch kein Gehör. Erst als durch den Verkauf des alten Pfarrhauses am Altbaumburgweg eine Mitfinanzierung der Gemeinde möglich wurde, konnte die Vollendung des Baues angegangen werden. Am 12. März 1961 erfolgte die Konsekration der nun endlich fertiggestellten Kirche. Eine sakrale Burg war entstanden, deren künstlerische Ausstattung den Bildhauern Hammers und Berges zu verdanken ist, aber vor allem dem Maler und Bildhauer Willi Strauß, der bis zu seinem frühen Tod am 10. November 1960 mit seiner Familie am Eberburgweg wohnte.

Am 8. Oktober 1961 wurde die Martinsglocke geweiht, die zwei Tage später zusammen mit den anderen Glocken von Jungen der Entlaßklasse der katholischen Volksschule in den Turm geschafft wurde.

1963 eröffnete die Kindertagesstätte, mit deren Bau schon 1960 begonnen worden war. Der Bau der ehemaligen Schule und Notkirche wurde zu einem Pfarr- und Jugendheim umgebaut.

Im gleichen Jahr erhielt die bis dahin noch bestehende Rektorats-Pfarre ihre völlige Selbstständigkeit.

Doch noch einmal zurück zur Kirche. Der Bau zeigte bereits 13 Jahre nach seiner Fertigstellung schwere Schäden. Als 1974 umfassende Renovierungsarbeiten begannen, die letztlich zum heutigen Aussehen der Kirche führten, halfen wieder viele Gemeindeglieder mit.

Die Geschichte und Entwicklung der Gemeinde St. Franziskus kann nicht nur unter dem Aspekt Aufbau und Kirchenbau betrachtet werden. Auch an die Pfarrer, die durch ihre Leitungsfunktion, ihr unterschiedliches Temperament und ihren Charakter die Gemeinde wesentlich prägten, soll hier erinnert werden. Aus der langen Reihe der Geistlichen, die in St. Franziskus tätig waren, wird hier stellvertretend für alle anderen das Wirken des ersten Pfarrers der Gemeinde Carl Müller beschrieben. Die Verdienste seiner Nachfolger sollen dadurch keineswegs geschmälert werden. Denn auch sie leisteten und leisteten in Bilderstöckchen Seelsorge unter nicht immer einfachen Bedingungen. Carl Müller war für die damaligen Siedler der Seelsorger schlechthin. Für ihn war die Gemeinde immer eine große Familie, an deren Sorgen und Nöten er immer großen Anteil nahm. Angesichts des Familiencharakters der Siedlung verzichtete er bewußt auf die Förderung von kirchlichen Vereinen. Er bewegte lieber selbst die Gemeindeglieder zu Spenden. Z.B. Gold- und Silbermünzen für einen Kelch oder eine kleine Orgel. Sein Einsatz war unermüdlich. Für die Notkirche erbettelte er eine kleine Monstranz, die heute noch in der Franziskuskirche befindlichen Figuren des St. Franziskus und das Altarbild. Nicht zuletzt war Müller Mitbegründer des Männerchors unter G. Keller im Jahr 1935.

Als sich 1939 die politische Landschaft in Deutschland änderte, wurde in den Schulen der Religionsunterricht verboten. Pastor Müller durfte die Schule zwar nicht mehr be-

treten, doch die Schüler erschienen nun fast vollzählig jede Woche zum Religionsunterricht im Kirchenraum oder in den Klassenräumen. Dabei spielte es offensichtlich keine Rolle, daß die meisten Jugendlichen mehr oder weniger freiwillig dem „Jungvolk“ oder dem „Bund deutscher Mädels“ angehörten. Die Mitgliedschaft allein war offensichtlich kein Garant für eine rege Teilnahme an staatlich verordneter Jugendarbeit. Vielen wird durch Pastor Müller klar geworden sein, daß die kirchliche Arbeit mehr geben konnte, als die Nazis mit ihrer Propaganda glauben machen wollten.

Wer nun der Meinung war, mit Carl Müller nur einen „braven Gottesmann“ vor sich zu haben, wurde bald eines Besseren belehrt. Seine Spitznamen „Knuz“ = Kopfnuß, wird er nicht von ungefähr erhalten haben. Auch war er dafür bekannt, daß er beim Religionsunterricht durch Werfen des Schlüsselbundes die Aufmerksamkeit wieder herzustellen wußte.

Als der zweite Weltkrieg seine Schatten vorauswarf, war es Pastor Müller, der die Initiative ergriff und die Ausbildung der Mädchen zu Sanitäterinnen veranlaßte. Bei Fliegeralarm schob die kleine Gruppe, ausgerüstet mit Sanitärkoffer, Stahlhelm und Gasmaske abwechselnd Dienst. Den Leser wird es sicher nicht verwundern, wenn er erfährt, daß Rektor Müller an der Spitze derjenigen stand, die in der schrecklichen Zeit der Bombenangriffe, Tag und Nacht als „Luftschutz Nothelfer“ unterwegs waren.

Mit dem sich abzeichnende Kriegsende schrumpfte die Gemeinde mehr und mehr zusammen (Viele Familien waren evakuiert). Aber Pastor Müller hartete aus und ließ die noch verbliebene Handvoll Gemeindemitglieder nicht im Stich.

Nachdem der Krieg vorbei war und die meisten Siedler zurückgekehrt waren, empfahl Pastor Müller die Einrichtung der Pfarrcaritas. (s. soz. Brennpunkt) Von ihm ging der Impuls zur Gründung einer neuen Jugendgruppe aus. Bald darauf fand sich die „alte Mädchengruppe“ wieder zusammen. Bereits 1946 feierte die neue, alte Gruppe wieder Karneval. Als es 1947 darum ging, in St. Franziskus einen Volkstanzkreis zu etablieren, zählte natürlich Carl Müller zu den Initiatoren.

Im November 1950 verließ Carl Müller Bilderstöckchen um Pfarrer in Schwarzhendorf bei Beuel zu werden. Seinen Ruhestand verlebte er in Kressbronn am Bodensee, wo er auch am 11. Juni 1975 verstarb.

Sein Einfühlungsvermögen und sein Mut sind all denen in Erinnerung geblieben, die ihren „Rektor“ noch bewußt miterlebt haben.

St. Monika

Während die Katholiken des nördlichen Bilderstöckchens mit der Pfarre St. Franziskus einen eigenen Bezirk erhalten hatten, mußten sich die Gläubigen des südlichen Teils weiterhin nach St. Josef orientieren. Im Jahre 1966 reiften Pläne heran, auch für diesen Teil eine eigene Gemeinde zu gründen. Nach dem Vorbild von St. Franziskus sollte sie ebenfalls aus der Pfarre St. Josef hervorgehen. Zwei Jahre später wurde die katholische Gemeinde St. Monika gegründet.

Die Pfarrpatronin St. Monika war die Mutter des in Kathago (Nordafrika) geborenen Kirchenlehrers und Philosophen Augustinus. Ein Pater des in unmittelbarer Nachbarschaft befindlichen Afrikanums hatte den Namen vorgeschlagen. Er sollte eine Verbindung zwischen dem Christentum und dem afrikanischen Kontinent, dem Haupteinsatzgebiet der „Weißen Väter“, symbolisieren (s. Afrikanum)

Am 24. August 1972 wurde für den vom Architekten Nikolaus Rosiny geplanten Kirchenbau der Grundstein gelegt. Unter der Leitung von Herrmann-Josef Kiesgen entstand im Hinblick auf die Sozialstruktur und die Wohnverhältnisse im Gemeindebezirk ein zurückhaltender Komplex, der genau wie der Bau des Afrikanums eine „fast karge Armut“ charakterisiert.



Weihnachten 1970 konnte Pastor Schneider den ersten Gottesdienst abhalten. Bis zur Konsekration sollte es noch fast zweieinhalb Jahre dauern. Als Kardinal Höffner am 27. August 1972 die Kirche weihte, hatte die Gemeinde bereits 3.563 Mitglieder.

Zu diesem Zeitpunkt war die Kirchenanlage baulich noch unvollendet. Das geplante Gemeindezentrum „Ludwigsburger Straße“ sollte in der Endstufe eine Verbindung schaffen von Kirche, Pfarrhaus, Kindergarten, Jugendheim und Afrikanum. Daher auch der fast gleiche Baustil der Gebäude. Die Verbindung zum Afrikanum und damit zu den „weißen Vätern“ wird auch an den Reliquien deutlich, die im westlichen Altar der Kirche eingebettet wurden. Sie stammen vom ugandischen Märtyrer Mulumba und vom hl. Zeno.

Der Ausbau der Anlage ging eher schleppend voran. Teilweise wurde dabei sogar auf Verlegenheitslösungen zurückgegriffen. So trennte man zum Beispiel die Kapelle von der Kirche ab, um einen Jugendraum zu schaffen. Der Innenausbau der Kirche war erst 1981 abgeschlossen. Die Einweihung des Pfarrheims erfolgte 1986.

Ob es richtig war, in einem kleinen Vorort wie Bilderstöckchen zwei katholische Pfarrgemeinden einzurichten, ist sicher nur aus der Geschichte zu beantworten. Die dahin gehenden Entscheidungen waren getroffen worden, als das kirchliche Leben wesentlich reger war als heute. Die Zahl der Gottesdienstbesucher, die große Zahl der Sakramentsspenden, machten das kirchliche Leben zu einer Massenabfertigung. Abhilfe konnten nur neue kleinere Pfarreien schaffen.

Heute sieht die Entwicklung anders aus. Rückläufige Mitgliederzahlen und immer weniger Gottesdienstbesucher machen neue Konzepte erforderlich. Vielleicht in der Gestalt, daß Wege gesucht werden, die die vor Jahrzehnten geteilten Pfarreien wieder zu einer engeren pastoralen Einheit führen. Damit wäre nicht nur die Zeit der Eigenständigkeit zu überwinden sondern auch die Abgrenzung. Mit der Bildung s.g. Nahbereiche wollen die Kirchenbehörden jedenfalls eine neue Entwicklung einläuten. Eine Lösung, die sicherlich auch dem derzeitigen Priestermangel Rechnung trägt.

Bei der Umsetzung des Vorhabens klaffen jedoch die Meinungen zwischen dem Generalvikariat und den Katholiken aus Bilderstöckchen auseinander. Die Kölner Kirchenleitung will die Pfarreien St. Josef, St. Monika und St. Marien zu einer Großgemeinde zusammenlegen, die dann von einem Priester und anderen pastoralen Mitarbeiter betreut werden soll. Die Pfarrgemeinderäte von St. Josef und St. Monika haben andere Vorstellungen. Wenn sich schon die Gemeindemitglieder mit der Vision, nicht weiter in kleinen überschaubaren Pfarreien zu leben, abzufinden haben, sollte wenigstens eine Lösung gefunden werden, die den geographischen Gegebenheiten entspricht. Nach Meinung der Laiengremien ist es daher wesentlich sinnvoller, statt mit der Nippeser Pfarre St. Marien mit der Pfarre St. Franziskus eine Kooperation einzugehen. Eine Lösung, die auch der Pfarrgemeinderates von St. Franziskus, mit dem bereits seit 1988 zusammen gearbeitet wird, befürwortet. Außerdem fühlen sich die Gemeinden mit St. Marien wegen der dort vorhanden Gruppe der Neokatechumenen nicht sonderlich verbunden. Wie das Generalvikariat letztlich entscheidet, bleibt abzuwarten.

Das Afrikanum

Bei seiner Eröffnung 1964 war das „Karl Lwanga Haus“ von Studenten aus Afrika bewohnt. Doch wenige Jahre später überdachte man die Konzeption des Studentenheims. Denn als Ausgangspunkt zu Universität, war die Ludwigsburger Straße sicher nicht ideal. Die Studenten mußten den Weg durch mehrmaliges Umsteigen per Straßenbahn und Bus zurücklegen. Verständlich, wenn die Studenten trotz guter Betreuung im Afrikanum und erheblicher Schwierigkeiten bei der Zimmersuche, die Uninähe bevorzugten.

Angesichts der veränderten Situation entschlossen sich die „Weißen Väter“ ihr Provinzialat in Frankfurt aufzugeben und



nach Köln zu ziehen. In der Ludwigsburger Straße laufen nun seit 1971 die Fäden der Verwaltung des Missionsordens zusammen. Von hier aus hält der Provinzialober der „Weißen Väter“ in Deutschland Kontakt zu den rund 3000 Missionaren seines Ordens, die in ganz Afrika mit Ausnahme Südafrika wirken. Ebenfalls erfolgt von der Zentralstelle die finanzielle Verwaltung.

Die Missionartätigkeit der „Weißen Väter“ entspricht nicht dem allgemeinen Klischee. Vielmehr handelt es sich um Entwicklungshilfe mit religiöser Ausrichtung. Seit mehr als einem Jahrhundert betreiben die „Patres albi“ die Mission in Afrika. Erstmals kamen sie 1878 in den schwarzen Erdteil. Sie bauten Schulen und Krankenstationen. Sie bildeten Eingeborene aus und weihten dunkelhäutige Priester. Es ist nicht zuletzt ihr Verdienst, daß heute in Afrika über 100 eingeborene Bischöfe leben. Die Bildungsarbeit der „Weißen Väter“ ist jedoch keineswegs nur auf Theologie ausgerichtet. Sie fördern begabte Afrikaner in allen Fächern von der Naturwissenschaft bis zur Geisteswissenschaft.

Im „Afrikanum“ an der Ludwigsburger Straße betreuen die Missionare auch heute noch junge Afrikaner. Meist Studenten und Praktikanten. In behaglichen Räumen finden sie neben einer sprachlichen Ausbildung ein vorläufiges Zuhause. Ein Teil des Hauses dient der Aufnahme von rund hundert „Weißen Vätern“, die jährlich aus Afrika in ihre Heimat kommen, um hier ihre Ferien zu verbringen.

Die Nathanael - Kirchengemeinde

Als 1966 die Nathanael-Kirche eingeweiht wurde, wohnten im Gemeindegebiet 5700 Evangelische. Vor dem Krieg von 1939 bis 1945 waren es wohl nicht mehr als 500 evangelische Christen, die teils zu der Friedenskirche in Ehrenfeld, teils zur Lutherkirche in Nippes gehörten.

Nach dem zweiten Weltkrieg lebten nur 50 Evangelische in Bilderstöckchen. Am 13. September 1953 trafen sie sich zum ersten Mal in einem Raum der „Volksschule Am Bilderstöckchen“.

Mit der raschen Bebauung des Stadtteils wuchs auch die evangelische Bevölkerung erheblich an. Anfang 1961 wohnten bereits 3000 Evange-



liche in Bilderstöckchen. Die Bildung einer eigenen Gemeinde wurde dringend erforderlich. Der „Sonderausschuß Parkgürtel“ übernahm diese Aufgabe.

1962 wurde Die Nathanel-Gemeinde gegründet.

Mit Hilfe der Stadt und der Bundesregierung erwarb diese 1963 an der Kreuzung Parkgürtel/Escher Straße zwei Grundstücke für ein Gemeindezentrum, dessen Mittelpunkt natürlich eine Kirche sein sollte. Ferner war ein Gemeindesaal mit Nebenräumen geplant. Außerdem ein Pfarrhaus und eine Küsterwohnung. Das Gemeindeamt, ein Kindergarten, der Kirchturm und mehrere kleine Wohnungen für Gemeindeangestellte sollten im zweiten Bauabschnitt folgen. Damit der begrenzte Platz optimal genutzt werden konnte, wurde für das Vorhaben ein Wettbewerb ausgeschrieben, den zwei Architekten aus Remscheid gewannen. Bevor die Arbeiten aufgenommen werden konnten, mußte die Finanzierung geklärt werden. Ein Drittel der Bau- und Grundstückskosten wurden durch alle älteren evangelischen Kirchengemeinden Kölns und seiner Umgebung bezuschußt. Für die restlichen Zweidrittel verbürgten sie sich gemeinsam bei einer Bank. Am 23. Oktober 1964 erfolgte die Grundsteinlegung der Kirche, die am 15. Mai 1966 von Präses Beckman eingeweiht wurde. Bis dahin war es recht behelfsmäßig zugegangen. Je nach Zweckmäßigkeit waren die Gottesdienste verlegt worden: von der alten in die neue katholische Volksschule Am Bilderstöckchen, von dort in die neue evangelische Schule am Schiefersburger Weg und in den Gemeinschaftssaal der Milchverwertung in der Geldernstraße.

Zurück zur Kirche, die heute, obwohl durch die Hochbahn stark beeinträchtigt, wie ein Schiffsbug in die Welt hinausragt. Für die künstlerische Ausstattung konnte der damalige Pfarrer Klien den Bildhauer Heinz Heiber gewinnen. Heiber übte bei seiner Darstellungsweise persönliche Zurückhaltung. Alle von ihm gewählten Themen sind so abstrakt dargestellt, daß der Betrachter seine Phantasie voll entfalten kann. Im übrigen wurde die Kirche entsprechend der Herkunft der Gemeindeglieder nach lutherischem Verständnis eingerichtet. Grundlage bildeten dabei die „Grundsätze für die Gestaltung des Gottesdienstlichen Raumes“ von 1951.

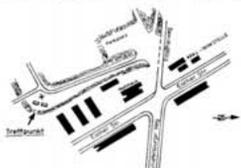
Mit der Einweihung der Kirche war zwar ein lang ersehnter Wunsch der Gemeinde in Erfüllung gegangen, doch die Art der Finanzierung erlaubte nur ein Bauen in Abschnitten. So war der Bau des Kindergartens im Juni 1966 noch nicht einmal genehmigt. Pfarrer Klien sah sich sogar gezwungen im Gemeindebrief die Mitglieder um Unterstützung zu bitten. Offensichtlich mit Erfolg. Im Oktober des gleichen Jahres wurden die Pläne genehmigt und die Finanzierung zugesagt. Mit 27 Kindern, ausgewählt aus 265 Voranmeldungen, wurde am 12. Oktober 1970 der Kindergarten eingeweiht. Eine zweite Gruppe wurde eingerichtet. Da die Zahl der Anmeldungen sehr hoch blieb, entschloß sich die Gemeinde, in den angrenzenden Jugendräumen eine dritte Gruppe einzurichten. Diese bestand vier Jahre. Im Frühjahr wurde das Freigelände mit einer Ziegelmauer umgeben.

Zwischenzeitlich war die Zahl der Gemeindemitglieder weiter gestiegen. 1967 verzeichnete die Kartei des Gemeinderates 5927 Personen.

1991 konnte die Nathanael-Kirche auf ihr 25-jähriges Bestehen zurückblicken. „Ein guter Anlaß, den Gemeindemitgliedern, die Kirche wieder ins Gedächtnis zu rufen“: erklärte Pfarrer Mörbel gegenüber einer Tageszeitung. Für die Nathanael-Kirche schon immer ein Problem, steht sie ja nicht in der „Dorfmitte“ sondern am Rande des Stadtteils Bilderstöckchen. Vielleicht ist man hier gerade deshalb ständig bemüht, durch „Aktionen“ die Attraktivität der Kirche zu erhalten zu fördern? So z.B. in der Woche vom 13. bis 18. August 1991, als die Gemeinde die Bewohner des Stadtteils „ins Zelt“ einlud. Auf einer Wiese an der Straße „Am Bilderstöckchen“ fanden gesellige Veranstaltungen, Bibelarbeiten und Gottesdienste statt. Durch die Wahl des Standortes sollte wohl auch die „Grenze“ Stadtbahn bzw. Parkgürtel überwunden werden. Zwanzig Gemeindemitglieder, darunter auch viele Jugendliche hatten die Woche vorbereitet. Viele Besucher fanden sich ein. Der Gesprächsabend über Stadtteilthemen, bei dem Vertreter von Parteien, Vereinen und der Kirche Gedanken austauschten, fand reges Interesse.

**ÖKUMENISCHER
ERNTEDANK - GOTTESDIENST**

im Kleingartengelände am Fröscherweg
Sonntag, 30. September 84, 15 Uhr



Es laden ein :
St. Monika
Ev. Nathanaelkirche
und St. Franziskus

Hier: Gaben für den Erntedankfest werden in den 3 Gemeinderäumen bis Samstag, den 29.9.84, 18 Uhr angenommen.

Alle drei Gemeinden zeichnen sich durch ein großes soziales Engagement aus (s. sozialer Brennpunkt). Ökumenische Kontakte sind selbstverständlich. Der jährlich in der Kleingärtneranlage des Blücherparks stattfindende Erntedankgottesdienst, bei dem die evangelischen und katholischen Mitglieder der drei Gemeinden einträchtig feiern und ein Predigeraustausch geben hiervon Zeugnis.

Die Kirchengemeinden in Bilderstöckchen sehen ihre Aufgabe nicht nur in der Seelsorge und im sozialen Bereich; auch das „kulturelle Leben“ wird weitgehend von ihnen gestaltet. Dabei beschränkt man sich keineswegs auf Chorgesang und Orgelspiel. Ob Kabarett oder Kammermusik, Rockkonzert oder DIA-Vorträge, für jeden Geschmack ist etwas dabei.

Nicht zu vergessen die Kapelle „Ball-Room-Sydikat“ die sich ganz im Stil der 20er Jahre präsentiert. Natürlich kommt auch die Brauchtumspflege nicht zu kurz. D.h. alle drei Gemeinden feiern Karneval, wenn auch mit unterschiedlichen Zielgruppen. Bedauerlich ist nur, daß die über die Grenzen des Stadtteils hinaus bekannten Sitzungen und Kostümbälle von „Zint franz“ seit der Session 1984 nicht mehr stattfinden. Der für diese Veranstaltung verantwortliche „Arbeitskreis Gesellige Veranstaltungen“ hat sich aufgelöst, weil die Hauptverantwortlichen die Belastungen mit ihren übrigen Verpflichtungen nicht mehr in Einklang zu bringen vermochten. Der Versuch, die Aufgaben auf mehrere Schultern zu verteilen ist leider gescheitert.

Die Schulen

Mit drei Grundschulen, einer Hauptschule, einer Sprachenschule für Aussiedler, einem Gymnasium und einer Berufsschule verfügt Bilderstöckchen über ein Potential wie kaum ein anderer Kölner Stadtteil. Wie es dazu kam, vor allem zu dieser Konzentration, ist in dem folgendem Kapitel beschrieben.

Die katholische Grundschule Osterather Straße

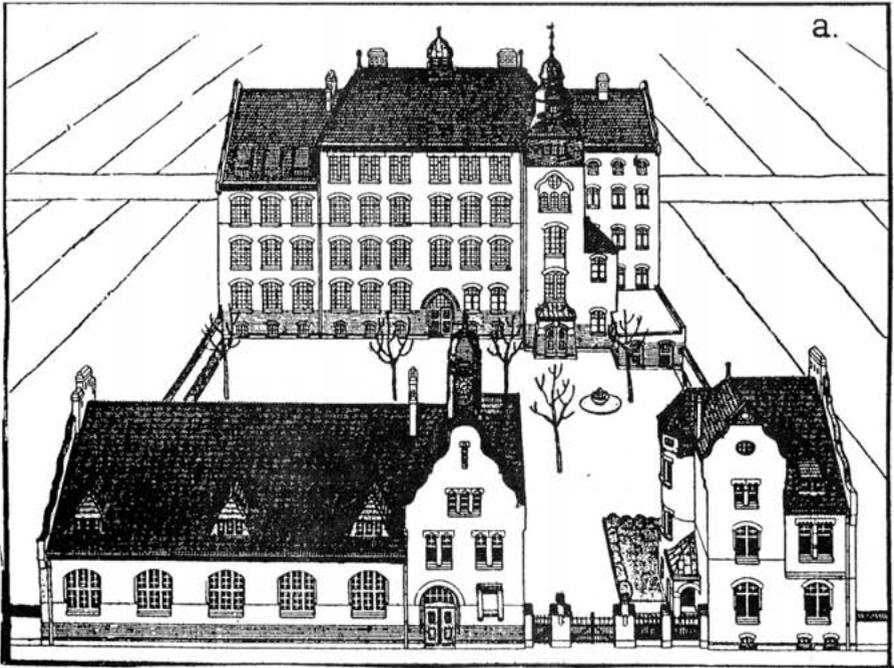
Kennzeichnend für die Verhältnisse um die Jahrhundertwende waren die „Wanderklassen“, indem die Kinder aus Nippes (gemeint ist hier Bilderstöckchen, südl. Teil) und Neu-Ehrenfeld zum Schulunterricht hin- und her pendeln mußten. Erst mit dem Neubau einer Schule auf dem noch unbebauten Gelände zwischen den beiden Vororten, trat eine Besserung ein.

Am 11. April 1904 wurde die „katholische Volksschule Ossendorfer Straße“ eröffnet. Obwohl noch nicht alle Arbeiten abgeschlossen waren, verfügte Rektor Stahl sofort über 16 Klassenräume, Zeichensaal, Turnhalle und eine Badeeinrichtung. Für ihn und den „Kastellan“ waren Dienstwohnungen vorhanden. Bei Unterrichtsbeginn waren 15 Klassen eingerichtet, 7 Knaben- und 7 Mädchenklassen und eine gemischte Klasse. Die Jungen wurden von männlichen, die Mädchen von weiblichen Lehrkräften, den „Fräuleins“ unterrichtet. Die Fräuleins durften nicht verheiratet sein. In ihren Anstellungsurkunden hieß es: *„Die Verheiratung der Lehrerin hat die Aufhebung ihrer Anstellung und damit den Verlust aller Ansprüche auf Dienstehloommen und Ruhegehalt zur Folge“*. Dieser Passus galt noch bis nach dem ersten Weltkrieg. Der Unterricht in der gemischten Klasse war entweder dem Rektor oder der Oberlehrerin vorbehalten. Da die Schule eine reine Konfessionsschule war, mußten die evangelischen Kinder weiter nach Nippes „wandern“.

Steigende Bevölkerungszahlen sowohl in Nippes als auch in Ehrenfeld machten weitere Schulneubauten erforderlich. Dies brachte nicht nur Erleichterungen für die Kinder (kürzere Schulwege) sondern auch Entlastung für die Schule Ossendorfer Straße. Die Klassen der Schule „Hartwich Straße“, die aus Platzgründen bisher hier untergebracht waren, konnten nun in die Steinberger Straße verlegt werden. Nachdem in Ehrenfeld die Schulen Nußbaumer Straße und Overbeckstraße bezogen worden waren, wurden in der Ossendorfer Straße nur noch die Klassen des eigenen Schulbezirks unterrichtet. Dabei stellte der Methweg die Grenze zwischen den Schulbezirken dar.

Der Schulalltag verlief damals nach weit strengeren Regeln, als heute. (Da darüber fast keine Aufzeichnungen vorhanden sind, stammen die nachfolgenden Angaben im wesentlichen von ehemaligen Schülern. Anm.d.Verf.)

Wenn es morgens um 10 vor acht geschellt hatte, stellten sich die Kinder mit dem Zeigefinger vor dem Mund, in einer Reihe auf. Dann wurde geschlossen und ruhig das



Die kath. Volksschule Ossendorfer Straße in einer Ansicht aus der „Vogelschau“.



Drittes Schuljahr, Knaben, 1920.

Schulgebäude betreten. Nachdem die Mäntel im Flur aufgehängt waren, gingen die Schüler in ihre Klassenräume. Diese hatten einen typischen Geruch. Besonders dann, wenn am Abend zuvor der Fußboden mit Öl imprägniert worden war. An der Wand hing ein Bild des stolzen Kaiser Wilhelm. Begonnen wurde stets mit einem Gebet. Je nach Gesinnung des Lehrers wurde auch ein „Hurra“ auf den Kaiser ausgebracht. Überhaupt war die schulische Erziehung sehr deutschbewußt. Die Schulbücher fast jeden Fachs legten davon Zeugnis ab. Selbst in den Textaufgaben der Rechenbücher begegneten die Kinder immer wieder der vaterländischen Geschichte und der kaiserlichen Familie. Wandbilder sollten Politik, Ideologie und Geschichtsverständnis des Reiches illustrieren. Außer mittwochs und samstags wurde auch am Nachmittag von 14.00 bis 16.00 Uhr Unterricht abgehalten. In den Pausen gab es Milch. In großen Zinkwannen im Keller wurde sie warmgehalten. Neben Sport für die Jungen, stand für die Mädchen hin und wieder ein Stunde „Spazieren“ auf dem Stundenplan. Dann ging es gut ausgerichtet, in Viererreihen durch die Straßen des Viertels. Eine langweilige Angelegenheit. Einmal gab es Abwechslung. Als im Jahre 1909 Graf Zeppelin mit seinem Luftschiff Köln besuchte, machten die Kinder einen „Ausflug“ zum Butterberg, einer Anhöhe auf dem heutigen Gelände des Blücherparks. Von hier aus war die „Zigarre“ gut zu sehen, als sie von der Innenstadt kommend in Richtung Ossendorf „fuhr“. Es war für die Kinder ein schöner Tag, der für würdig befunden wurde, in die Chronik der Schule aufgenommen zu werden.

Ein besonderes Schmuckstück muß für die damalige Zeit die Turnhalle gewesen sein. Jedenfalls sind ihre Geräte, wie der Rundlauf, die Ringe, der Barren und die Turnstangen bei den ehemaligen Schülern gut in Erinnerung geblieben.

Mit dem Einbau einer Heizung, bei deren Installation die Jungen helfen mußten, gehörte die Ossendorfer Straße mit zu den modernsten Schulen Kölns. In den meisten Schulen standen noch große gußeiserne Öfen.

Die seelsorgerische Betreuung der Schule erfolgte anfangs von der Pfarre St. Maria Himmelfahrt (heute St. Marien) aus. Für die Kinder ein weiter Weg zur Schul- und Sonntagsmesse. Vom Dezember 1907 gehörte die Schule zum Pfarrbezirk des Rektorats St. Josef. Der Weg zur Kirche verkürzte sich damit auf 12 Minuten, vorausgesetzt, am Bahndamm war die Schranke nicht heruntergelassen. Mit dem Bau der Bahnunterführung gab es für ein Zuspätkommen zum Gottesdienst oder zum Kommunionunterricht keine Entschuldigung mehr.

Im Schulalltag wurde kindlichem Spiel- und Bewegungsdrang, dem Bedarf an Zeit und Muße, die die Suche des Kindes und Jugendlichen, nach seinem Platz im Leben erfordert, nicht Rechnung getragen. Die Schüler waren – und dies trifft auf die Schüler in allen Schulformen zu – in ein Korsett verschiedenster einengender Verhaltensvorschriften eingezwängt. Bedingungslose Unterordnung, Gehorsam, Ruhe und Reinlichkeit, Diszipliniiertheit, waren oberste Grundsätze des Schulalltags. Daß sich trotzdem

nicht alles unterdrücken ließ, beweist ein Blick in die Schulechronik, bzw. die Festschrift zum 50-jährigen Jubiläum.

Da ist unter anderem folgendes zu lesen:

„Eines Tages machten wir einen Ausflug. Wir trafen uns an der Hornstraße. Dort war früher für die Schlachthofbahn eine Barriere. Sie war gerade heruntergelassen, als wir ankamen. Wir hängten uns alle daran und als sie aufgezogen wurde, brach sie in der Mitte entzwei. Als unsere Lehrerin kam, verschwiegen wir natürlich, was wir angestellt hatten. Ein paar Tage danach kam die Rechnung. Wir mußten uns alle an den Kosten beteiligen.“

„Die Oberlehrerin Frl. Marx trug immer einen großen Hut und schwarze Handschuhe. Da sie eine glatte Frisur hatte, wippte der Hut immer hin und her. Er wurde an jeder Stelle mit einer Klammer gehalten. Eine Schülerin setzte den Hut in Abwesenheit der Lehrerin auf, zog die Handschuhe und Brille an, nahm den Stock zur Hand und dirigierte das Lied: „Das Wandern ist des Müllers Lust“. Auf einmal hörten wir die Lehrerin kommen. Aber oh weh, der Hut saß fest, und die Klammern ließen sich nicht lösen. Das besorgte dann Frl. Marx.“

„Meine Schwester mußte einmal Sätze mit dem Wörtchen „süß“ bilden. Ich diktierte ihr als ältere Bruder: „Arbeit macht das Leben süß, Faulheit noch viel süßer“. Ihrem Mißtrauen begegnete ich mit dem Einwand, daß es sich um einen ganz besonders wertvollen Satz handele, weil das Wort „süß“ ja zweimal vorkomme. Am nächsten Tag schickte Frl. Marx meine Schwester mit dem Heft durch sämtliche Klassen. Ich habe mir damals vorgenommen, nie mehr einen Menschen lächerlich zu machen.“

Oft machte das Lehrpersonal von seinem Züchtigungsrecht Gebrauch. Körperliche Züchtigung galt damals als Mittel der Pädagogik, mit dem Ziel, die Eigentümlichkeiten und den Willen des Kindes zu brechen, es zur Anpassung an Verhaltensnormen und zur Unterordnung zu zwingen. Dabei waren die Schüler „Ohrfeigen“ und Schlägen jeder Art ausgesetzt.

In einer Ecke der Klasse stand ein Schrank, in dem nicht nur Landkarten sondern auch der gefürchtete Rohrstock aufbewahrt wurde. Im Umgang mit dem Stock hatte jeder Lehrer seine eigene Methode. Der eine steckte sich den Kopf des Jungen zwischen die Beine und bearbeitete sein Hinterteil. Mädchen wurden meist auf den Rücken geschlagen. „Beliebt“ war auch das Schlagen auf die ausgestreckte flache Hand oder auf die Fingerspitzen. Manche Lehrer entwickelten geradezu sadistische Züge, wenn sie an den Bänken vorbeischlichen und plötzlich einem Schüler mit drei Fingern die Ohren lang zogen und sie dabei noch herumdrehten. Spricht man heute mit „Ehemaligen“, so kann man erfahren, daß der gewünschte Erfolg sich nicht immer einstellte. Manchmal wurden die so gestraften auch aufsässig und sannern auf Rache. Besonders die älteren

Jungen gingen gegen einen mißliebigen Lehrer nicht selten zum Angriff über. Das ging teilweise soweit, daß es mit Jungen aus der Oberklasse eine Schlägerei gab, wenn der Lehrer von seinem Recht zur Prügelstrafe Gebrauch machen wollte.

Ob der Schulbesuch für die Kinder damals eine Qual war, läßt sich heute nur schwer beantworten. In der Festschrift der Schule zum 50-jährigen Jubiläum, erinnert sich eine ehemalige Schülerin (1907 bis 1915): „*Meine Schulzeit war sehr schön. Wir hatten noch Achtung vor unseren Lehrpersonen.*“

Über den Besuch des Kaiserpaares am 22. Mai 1911 in Köln, ist in der Chronik zu lesen: „*Die Knaben und Mädchen der 3 oberen Klassen nahmen nachmittags 5 Uhr Aufstellung an der Nordseite des Deutschen Rings, um bei der Vorbeifahrt des Kaisers und der Kaiserin Spalier zu bilden.*“

Da es in den Arbeiterhaushalten zu damaliger Zeit nur selten ein Bad gab, sorgte die Schule für die „Ganzkörperreinigung“ der Kinder. In der Ossendorfer Straße waren hierfür nur zwei flache Becken vorhanden. Deshalb mußten die Mädchen der drei oberen Klassen wegen der „Sittlichkeit“ alle 14 Tage zur Schule Overbeckstraße in Ehrenfeld, die bereits über Kabinen mit modernen Sitzwannen verfügte.

Während des ersten Weltkrieges beteiligten sich die Lehrer, wie allgemein üblich, an allen möglichen Sammelaktionen. Ferner wurden sie bei der Ermittlung leerstehender Wohnungen und Geschäftslokale eingesetzt. Die Lehrer führten diese Tätigkeiten mit viel Freude aus. Es war Dienst an der „Heimatfront“. Wer schon nicht Soldat war, wollte wenigstens hier seinen Beitrag leisten. Darum übernahmen sie auch gerne die Verteilung der „Brotbücher“ an die Bewohner des Schulbezirks.

Im Übrigen war man glücklich, daß die Schule drei Frontkämpfer auszuweisen hatte. Als einer von Ihnen verwundet wurde und das „Eiserne Kreuz II. Klasse“ erhielt, bedachte man die Nachricht in den Klassen mit großem Beifall. Gegen Kriegsende starb er als Leutnant der Reserve den „Heldentod“. Damit hatte die Schule Ossendorfer Straße ihren Helden. Zum Gedenken wurde sein Bild im Lehrerzimmer aufgehängt.

Die schlechte Versorgungslage und der damit verbundene Kohlenmangel führte in den Wintern 1916/17 und 1917/18 zur Schließung der Schule. Die Kinder mußten in dieser Zeit die Schule Hartwichstraße besuchen, denn für die hier noch vorhandenen Öfen war noch Brennmaterial zu beschaffen.

Nachdem die Siegermeldungen nachgelassen hatten und in der Stadt die ersten Bomben gefallen waren, wurde das Verhalten bei Fliegeralarm geübt. Für die Kinder war es ein Spaß, plötzlich während es Unterrichts den Keller aufzusuchen, denn für sie war der Krieg weit weg.

Nach dem Krieg beschlagnahmte die Britische Besatzungsmacht neben anderen öffentlichen Gebäuden auch zahlreiche Schulen. Die Ossendorfer Straße wurde im Frühjahr 1919 mit Schotten belegt und die Kinder mußten abermals zur Hartwichstraße wan-

dem. Als auch diese eine Einquartierung bekam, mußten die Kinder einen noch weiteren Weg zu den Schulen Steinberger Straße und Auguststraße machen. Durch die Überfüllung dieser Schulen, wurde die Einführung des zwischenzeitlich abgeschafften Nachmittagsunterrichtes wieder erforderlich.

Die Besatzungssoldaten erhielten bald bessere Quartiere und in der Ossendorfer Straße konnte nach einer gründlichen Reinigung und Instandsetzungen im Schuljahr 1921/22 der Lehrbetrieb wieder aufgenommen werden. Durch die Fertigstellung der „Siedlung Bilderstöckchen“ im Jahre 1934 kam es kurzfristig zu einem Anwachsen der Schülerzahl. Nachdem die Siedlung ab Sommer 1937 über eine eigene Schule verfügte, gingen die Zahlen wieder zurück. Doch das wird nicht der alleinige Grund gewesen sein, denn in ganz Nippes waren die Schülerzahlen rückläufig. Diese Entwicklung führte zu der Zusammenlegung der Schule Ossendorfer Straße mit der Schule Hartwichstraße, deren Schüler bereits die gut eingerichtete Turnhalle und das Bad mitbenutzten. Die Hartwichstraße wurde Berufsschule.

Der Nationalsozialismus ging auch an der Schule Ossendorfer Straße nicht vorüber. Die Schüler und Schülerinnen waren bereits mehr oder weniger „freiwillig“ dem Jungvolk bzw. dem „Bund Deutscher Mädel“ beigetreten, als Ostern 1939 aus der katholischen Volksschule die Simultanschule wurde. Die katholischen Lehrer und Lehrerinnen mußten ihre Stellen mit evangelischen Kollegen „tauschen“. Im September des gleichen Jahres begann der zweite Weltkrieg, der das Schulleben erheblich beeinflusste. Das bisherige Bad und der Ankleideraum wurden als Luftschutzräume hergerichtet. Nach Beendigung des Unterrichts hielten die Lehrer abwechselnd Brandwache, auch in der Nacht. Da die Schule in unmittelbarer Nähe des Reichsbahngeländes lag, wurde sie bei Bombenangriffen meist in Mitleidenschaft gezogen. Lehrer und Schüler haben wiederholt das Dach neu gedeckt und Türen und Fenster ausgebessert. Im Februar 1943 wurde die Schule der Siedlung Bilderstöckchen zerstört, und die Kinder mußten wieder in der Ossendorfer Straße untergebracht werden. Die Schule Hartwichstraße wurde zu dieser Zeit ebenfalls zerstört, und die Berufsschüler kamen jetzt auch zur Ossendorfer Straße. Ab dem 21. April 1944 war auch in der Ossendorfer Straße kein Schulbetrieb mehr möglich. Ein weiter schwerer Bombenangriff hatte das Mädchenhaus zum größten Teil zerstört. Die Turnhalle war völlig ein Opfer der Bomben geworden.

Am Ende des Krieges bot die Schule ein Bild der Verwüstung. Akten und das gesamte Inventar waren zum größtem Teil vernichtet worden.

Mit der Wiederherstellung des Schulgebäudes an der Ossendorfer Straße wurde 1946 begonnen. Am 15. April 1947 konnte der Schulbetrieb wieder aufgenommen werden. Doch unter welchen Bedingungen? Das Dach war noch nicht fertig gedeckt. Die Türen und Fenster schlossen nicht richtig. Die Tafeln waren durch Nässe gesprungen. Im ersten Stock stand ein Gerüst zum Gießen einer Decke. Es sollte noch bis 1949 dauern, bis man endlich aus dem Schlimmsten heraus war.

Damals waren ein Sportfest im Blücherpark und eine Schiffstour nach Königswinter mit anschließender Wanderung ins Siebengebirge noch etwas ganz Besonderes. Die wenigsten Kinder kannten so etwas Schönes.

Im Januar 1950 wurden für die Kinder der belgischen Besatzungssoldaten Schulräume benötigt. In der Ossendorfer Straße mußten die Kinder wieder enger zusammenrücken. Bis zur Fertigstellung der belgischen Schule in Ossendorf im November des gleichen Jahres, wurden von den Belgiern vier Klassenräume beschlagnahmt. Danach standen wieder 8 Räume im Jungenhaus und ein Raum im Mädchenhaus zur Verfügung. In den Sommerferien 1953 wurde das Mädchenhaus endlich wieder aufgebaut und die Schule bekam den so lange ersehnten inneren Anstrich. Für Lehrer und Schüler muß es eine große Freude gewesen sein, als nach den Sommerferien die Klassenräume in neuem Glanz erstrahlten.

Ostern 1954 feierte man das 50-jährige Bestehen der Schule. Ein „Jubelfest“, das am 24. März mit einem Festgottesdienst in der Josefkirche begann und am Samstag, dem 27. März mit einer Feier der Klassen V bis VIII und der Entlassungsfeier endete.

Das neue Schuljahr brachte der Schule abermals eine Verschlechterung der Platzverhältnisse. Glaubte man durch den Wiederaufbau vier Räume gewonnen zu haben, so mußte man bald erfahren, daß das Schulamt andere Pläne hatte. Zwei Räume wurden der gewerblichen Berufsschule II zugeteilt, die damit mittlerweile sechs Räume der Schule belegt hatte. Ferner wurden fünf Räume für eine Unterrichtsschicht der Realschule zugewiesen. Diese sollte für etwa ein halbes Jahr hier untergebracht bleiben. Bis dahin sollte der Neubau in Ehrenfeld fertiggestellt sein. Damit war die Ossendorfer Straße die Schule, die im ganzen Schulbezirk am dichtesten belegt war. Um der räumlichen Enge einigermaßen entgegen zu wirken, wurde der Nachmittagsunterricht wieder eingeführt. Die Arbeiten an der neuen Realschule zogen sich noch bis Juli 1955 hin. Nach deren Auszug konnte jetzt wieder das ganze „Knabenhaus“ und die oberen Stockwerke des „Mädchenhauses“ eingerichtet werden. Da außerdem ein Kellerraum zur Klasse umgebaut wurde, standen nun für 15 Klassen 13 Räume zur Verfügung. Damit konnte wieder fast einschichtig gearbeitet werden. Mit Fertigstellung der Turnhalle im November 1956, war es der Schule auch möglich, an den „Bundes-Jugend-Winterspielen“ teilzunehmen.

Im Frühjahr war die Umgestaltung des Schulhofs abgeschlossen. Im gleichen Jahr wurde mit dem Verputz des Schulhauses begonnen. Der letzte Anstrich erfolgte erst im August 1962.

Die rege Bautätigkeit im Schulbezirk, brachte nicht nur ständig steigende Schülerzahlen, sondern auch soziale Probleme (s. sozialer Brennpunkt). Schulbücher und Hefte waren von den Eltern kaum zu bezahlen. Besonders kinderreiche Familien waren da-

von betroffen. Eine Besserung brachten die Gutscheine des Landes NRW und der Stadt Köln für freie Lernmittel im Jahre 1966.

Mittlerweile war das Schulgebäude stark renovierungsbedürftig geworden. Das „Nachkriegsmaterial“, welches seinerzeit für den Wiederaufbau benutzt worden war, hatte die Jahre nur schlecht überdauert. An der gesamten Bausubstanz nagte der Zahn der Zeit. Mit Unterstützung des Stadtschulrates wurde die Renovierung der Schule beschlossen. Am 12. Mai 1967 begannen die Arbeiten. Die Klassen wurden während der Bautätigkeit in Nachbarbezirke ausgelagert. Am 11. Dezember 1967 konnten Lehrer und Schüler die Volksschule, die im Januar durch die städtische Straßennamensänderung zur Osterather Straße geworden war, wieder beziehen. Mit einem Kostenaufwand von 3/4 Millionen Mark war das Gebäude völlig neu gestaltet worden. Klassen und Lehrerzimmer waren neu möbliert worden. Zwischen Haus I und Haus II war endlich eine Verbindung geschaffen worden. Das gesamte Gebäude hatte einen neuen Anstrich erhalten.

Eine entscheidende Veränderung brachte das Jahr 1968. Durch die Schulreform war die „alte Volksschule“ abgeschafft worden. Im Gebäude Osterather Straße 13 begann am 1. August 1968 der Unterricht der „*Katholischen Grundschule Osterather Str.*“ In die freigewordenen Räume zog die „*Sonderschule für Lernbehinderte*“. Da in dieser Schule alle Altersgruppen vertreten waren, war das Zusammenleben schwierig und brachte täglich neue Probleme für Schüler und Lehrer.

1976 waren in den ersten Schuljahren erstmals 43% Ausländerkinder. Damit hatten von 10 Klassen 8 Klassen einen Ausländeranteil von über 20%. Dies machte sich auch in der Schulpflegschaft bemerkbar, in die damals erstmals ein Ausländer gewählt wurde.

Um die Ausländerkinder, besonders die türkischen, in den Schulbetrieb besser integrieren zu können, wurde im Schuljahr 79/80 eine Vorbereitungsklasse eingerichtet. Der türkische Klassenlehrer wurde unterstützt von einer Deutschlehrerin. Da es jedoch keinerlei Materialien oder Hilfen für die deutschen Lehrer in den so genannten „V-Klassen“ gab, war das ein schwieriges Unterfangen.

Mit Beginn des Jahres 1988 zog die Sonderschule aus. An ihrer Stelle richtete das Berufs- und Bildungszentrum 9 Räume ein. Das Zentrum übernahm alle Baracken (6 Räume) und im Parterre der ehemaligen Sonderschule zwei Räume und einen Verwaltungsraum. In zwei Schichten lernen nun hier 320 Aussiedler, Erwachsene aus dem Osten, meist Polen, die deutsche Sprache. Die Grundschul Kinder sind zur Zeit (1992) alle im Haupthaus untergebracht. Davon sind drei Klassen im ehemaligen Trakt der Sonderschule.

Wenige Kölner Schulen können auf eine solch bewegte Vergangenheit zurückblicken. Vielleicht hat gerade deswegen die Schule sich den familiären Charakter über die Jahre erhalten.

Die katholische Grundschule Alzeyer Straße

Das „Dorf“ am Bilderstöckchen, die Siedlung, verfügte zunächst noch über keine eigene Schule. Die Kinder mußten von 1934 an täglich einen langen Fußweg zur Schule Ossendorfer Straße zurücklegen. Das war eine ziemliche Mühsal für kleine Leute mit kurzen Beinen. Für Kinder, die ein gutes Verhältnis zum Sohn des Milchhändlers hatten, gab es hin – und wieder eine Fahrgelegenheit. Denn dessen Vater fuhr regelmäßig mit seinem Dreirad-Tempo-Lieferwagen zur Milchverwertung in die Geldernstraße. Bei dieser Gelegenheit konnten neben seinem Sohn, schon mal ein paar Erstklässler auf der kleinen Ladefläche mitfahren. Im späten Herbst und im Winter war der Schulweg besonders unheimlich. Denn außer einem kleinen Holzhäuschen Ecke Schiefersburger Weg/Longericher Straße, in dem sich die „Gaststätte“ von Anton Wirth (Wirth'se Tünn) befand und einer kleinen Tabakfabrik (zwischen Parkgürtel und Friedrichshafener Straße), gab es bis zur heutigen Ludwigsburger Straße nur freies Feld zwischen Siedlung und Schule. Hinzu kam noch, daß der alte Friedhof an der Geldernstraße passiert werden mußte, der besonders den Jüngsten Ängste bereitete.

Der Schulweg und die Erhöhung der Klassenfrequenz in der Ossendorfer Straße, nicht zuletzt hervorgerufen durch weiteren Zuzug von Kindern in der Siedlung, führten dazu, daß die Frage eines eigenen Schulhauses für die Siedlung entschieden werden mußte. Da lag es nahe, einen noch ungenutzten Schuppentrakt des ehemaligen Artilleriedepots zu nutzen und zur Schule umzubauen.



Kirche und Schule unter einem Dach.

Bei einem solchen hatte man bereits 1936 das Obergeschoß an einem Ende zu einer Kapelle mit Eingang an der Schmalseite umgestaltet (s. Kirchen). Das noch freie Erdgeschoß, dessen Längsseite fünf große Tore aufwies, bestand aus einer Halle mit gußeisernen Säulen und Eisenträgern, auf denen das Obergeschoß ruhte. Sie waren konstruktiv unentbehrlich, und mit ihnen mußte sich der von der Stadtverwaltung mit dem Umbau beauftragte Architekt Kosch abfinden.

Vier Schulklassen, ein Lehrer- und ein Sprechzimmer sowie ein Heizungsraum waren unterzubringen. Keine leichte Aufgabe, zumal ein Teil des Obergeschosses bereits mit der Kapelle besetzt war. Das Problem löste Kosch dadurch, daß er ein Stück des angrenzenden Schuppens hinzunahm und so den benötigten Nutzraum gewann. Sogar noch ein kleiner Eingangsraum und eine Halle, von der aus die Treppe zum Oberge-

schoß mit Lehrer- und Sprechzimmer führte, fanden Platz. Durch Ausbau des mittleren Tores zum Eingang und Umgestaltung der Übrigen zu je vier Fenstern, entstand an der Front eine eindrucksvolle axiale Anordnung. Die Ziegelmauern wurden außen hell geschlämmt, die Fensterrahmen mattgrün gestrichen und dem Eingang eine Holzpergola vorgesetzt. Im Inneren verschwanden die Säulen entweder in den Trennwänden oder sie grenzten den zwischen Wänden und Bänken notwendigen Raum ab. Die Dachbalken blieben liegen und sichtbar. Der Platz vor der Schule, mit seinen alten Kastanienbäumen diente als Schulhof – heute Spielplatz mit trister Litfaßsäule –, der vom Eberburgweg nur durch Vierkantsteine mit großen Zwischenräumen abgegrenzt war. So rundete sich das Ganze zum Bild einer dörflichen Schule, die sich mit der Kirche nun unter einem Dach befand.

Durch Zusammenlegung der beiden Einrichtungen war jedoch nicht nur eine räumliche Verbindung geschaffen worden sondern auch eine „geistige“. Auch heute noch wird die Zusammenarbeit mit der Pfarre St. Franziskus sorgfältig gepflegt, wenngleich auch hier und da eine unterschiedliche Intensität und Intention feststellbar ist.

Am 31. August 1937 begann für 171 Kinder am Altleinigenweg Nr. 2 der Unterricht. Das war wohl damals ein bedeutendes Ereignis. Besonders für die „I-Dötchen“ des ersten und zweiten Schuljahres, die nun gemeinsam in einem Raum sozusagen vor der Haustür unterrichtet wurden. Trotz der ärmlichen Verhältnisse, in denen die Kinder damals lebten, hatten die meisten Erstklässler eine Tüte. Ausgerüstet mit einem Ranzen aus steifem Leder, einer Schiefertafel mit Holzrahmen, an der ein von der Mutter gehäkelter Tafellappen hing, einem Griffel im hölzernen Griffelkasten und einem Schwammdöschen wurde das neue Schulgebäude mit großen Erwartungen bezogen.

In vier Klassenräumen wurden je zwei Schuljahre Mädchen und Jungen zusammen (Klasse 1+2, Klasse 3+4, Klasse 5+6 und Klasse 7+8) von drei Lehrern und einer Lehrerin unterrichtet. Mit der Schulleitung wurde der Hauptlehrer Julius Vianden (ab November 1937 Rektor) beauftragt. In den mit Holzbänken ausgestatteten Klassenräumen saßen Jungen und Mädchen getrennt.

Zwischen den vier Klassenräumen befand sich ein mit roten Platten ausgelegter Flur, der nur durch schmale Oberlichter in den Seitenwänden der Klassenräume spärliches Tageslicht erhielt. Meist brannten die Lampen den ganzen Vormittag. Am schlauchartigen Ende neben der Treppe, die zum Lehrer- und Schulleiterzimmer im ersten Stock führte, befand sich in Form einer riesigen, viereckigen mit Wasser gefüllten Zinkwanne, die Milchausgabestelle.

Ein Ehepaar aus der Siedlung versah den Hausmeisterdienst. Während der Mann diesen Dienst neben seinem eigentlichen Beruf ausübte, und deshalb nur in frühen Morgenstunden anwesend war, konnten die Kinder bei seiner Frau immer ihren kleinen und großen Sorgen abladen. Wenn ihr Mann vom Dienst heimgekehrt war, reinigte sie mit

ihm gemeinsam das Schulgebäude. Das Ehepaar betrieb diese Arbeit offensichtlich mit großem Eifer, denn der Zustand des Schulhauses fand sehr oft die Bewunderung von Besuchern. Im Schulgarten wurde von den „Großen“ (6 bis 8. Schuljahr) Gartenbau betrieben. Für dessen Pflege hatten die Schüler genauso zu sorgen, wie für die Gartenstreifen vor der Schule. Um die Arbeit in Grenzen zu halten, sorgten die Kinder von sich aus dafür, daß keine allzu großen Beschädigungen entstanden.

Im Schulgarten befand sich auch die Schultoilette, ein „Plumpsklo“ mit großen Eimern, gefüllt mit Torf und Kalk. Der wenig schmucke Ort wurde jedoch wirklich nur in „Notfällen“ aufgesucht, zumal man ja nach Unterrichtsschluß im Handumdrehen zu Hause war. Außerdem hatte man sich zur Toilettenbenutzung streng an die Pausen zu halten.

Die Lehrer wohnten nicht in der Siedlung, sondern kamen alle von auswärts, aus Mauenheim, Nippes, Weidenpesch, Merheim (linksrheinisch, heute Weidenpesch) oder sogar aus Riehl. Eine Verkehrsverbindung zur Siedlung gab es damals noch nicht. Den Lehrern blieb nichts anderes übrig, den Weg zur Siedlung entweder zu Fuß oder mit dem Fahrrad zurückzulegen. Hin und wieder kam es vor, daß einer von ihnen zu spät zum Unterricht kam; damals wie heute zur Freude der Kinder.

Der Schulalltag war geprägt von der nationalsozialistischen Ideologie. In den Fibeln war vom „braven Landmann“ die Rede und vom „Führer“, und seiner großen Liebe zu den Kindern. Die Bilder zu den Texten zeigten Jungen und Mädchen in Uniform die marschierten, das Horst-Wessel-Lied sangen, für das Winterhilfswerk sammelten, abkochten, den Tag der Arbeit feierten und „Sieg Heil“ riefen.

Als Lehrmittel wurden Wandbilder wie rassenkundliche Tafeln oder Kolonialbilder eingesetzt. Geschrieben wurde „Deutsch“ eigentlich „Sütterlin“, die Schreibvariante, die ab 1917 zuerst in Preußen und ab 1935 in ganz Deutschland eingeführt worden war.

Vor Unterrichtsbeginn hatte der Lehrer vor der Klasse stehend mit erhobener rechter Hand mit „Heil Hitler“ zu grüßen. Jeweils vor und nach den Schulferien wurde vor der Schule von allen Schülern und Lehrern das Deutschlandlied gesungen, und anschließend mit erhobenem ausgestrecktem Arm und ausgestreckter Hand das Horst-Wessel-Lied. Anlässlich dieser Appelle wurde jeweils die Fahne gehißt (nach Ende der Ferien), oder sie wurde eingeholt (zu Ferienbeginn).

Vor der gehißten Flagge wurden von einzelnen Schülern oder von der gesamten Schülerschaft Fahnenprüche deklamiert, z.B.:

*„Brüder, zu Hauf!
Ein neuer Jahreslauf beginnt.
Fahne, blick auf!
Daß sich jeder im Hauf besinnt,
daß sich jeder im Kreis
zu steter Pflicht zusammenreiß
und neu die Treu verspricht!“*

Die Zugehörigkeit zur „Hitler Jugend“ war bereits „freiwilliger Zwang“, andere Jugendgruppen wurden verboten. Trotzdem setzte die katholische Jugend ihre Verbandsarbeit fort, wenn auch jetzt statt Wanderungen, Zeltlagern und Geländespielen mehr Heimatabende mit Lektüre und Liedern stattfanden. Ein Umstand der der HJ sicher sehr gelegen kam. Sieht man von der weltanschaulichen Ausrichtung ab, tat jetzt diese vieles von dem, was früher die katholische Jugend als Ziel hatte. Allerdings verlagerte sich der Dienst in der HJ mehr und mehr auf Drill und Soldatenspielen.

Mittwochabend und Sonntagmorgens hatten die Kinder der „Siedlung Bilderstöckchen“ in der Mauenerheimer Schule „anzutreten“. Daß die sonntäglichen Treffen jedoch nur stattfanden, wenn die jungen Leute vorher am Gottesdienst teilgenommen hatten, ist sicher auf die religiöse Einstellung der meisten Siedler zurückzuführen. Mit dieser Anordnung befanden sich die Eltern allgemein im völligen Einklang mit den Eltern des verantwortlichen HJ-Führers. Und so wurde gehandelt, auch wenn die übrigen „HJ-Fähnlein“ aus der Umgebung hohnlachend von den „Kirchenläufern“ aus Bilderstöckchen sprachen. Dem damaligen Schulleiter war es jedoch ein besonderes Anliegen, am Montagmorgen zu ermitteln, wer am Sonntag nicht am Dienst im „Jungvolk“ teilgenommen hatte.

Die Zahl derer, die zum Appell erschienen, wurde bald immer geringer. Daran änderten selbst schriftliche „Einladungen“ nichts. Gartenarbeit und das Füttern der Tiere wurden oft als Gründe für das Fernbleiben angegeben. Es war nicht ungewöhnlich, daß der Fähnleinführer durch die Siedlung ging, um seine „Schäflein“ einzusammeln.

Die Kinder und Jugendlichen waren verpflichtet, als sichtbares Zeichen ihrer Zugehörigkeit zu den NS-Organisationen, eine Uniform zu tragen. Wie diese auszusehen hatte, war von der „Reichszeugmeisterei“ vorgeschrieben. Die Uniform war entweder von dort zu beziehen oder bei einem der Geschäfte, die für den Vertrieb die besondere Genehmigung hatten, wie zum Beispiel in Nippes das „Textilfachgeschäft Hosen-Herzog“. Es befand sich an der Ecke Kuen- und Neusser Straße (Heute „McDonald's“). Bei Herzog wurden alle für Jungvolk, HJ und BDM benötigten Uniformteile bereitgehalten. Manche Eltern machten zwar manchmal nur unter Stöhnen das Geld hierfür locker, hatten aber kaum eine andere Wahl. Meist wurde zuerst die billigere Sommeruniform angeschafft, die aus einem Braunhemd und aus einer schwarzen Hose bestand. Die Winteruniform war wesentlich teurer und schlug „Schneisen“ in die Haushaltskasse. Wegen ihres Nutzens in der kalten Jahreszeit wurde sie letztlich doch angeschafft. Sie bestand aus einer blusenähnlichen Jacke und der bei allen „Pimpfen“ so beliebten Skihose aus dem gleichen Wollstoff. Als Kopfbedeckung wurde eine schwarze Skimütze dazu getragen.

War die Uniform mehr ein notwendiges Übel, so waren die Jungen besonders von dem dazugehörigen Dolch angetan. Ein Dolch gehörte zu den höchsten Wonnen und durfte auf keinen Fall fehlen. Aber die RM 6,— waren von den wenigsten Eltern aufzubrin-

gen. Doch irgendwann wurden die Eltern, Großeltern weich und endlich zu Namenstag oder Geburtstag baumelte das gute Stück am Koppel.

Vorschriftsmäßig ausgestattet wurde jetzt angetreten. Im Blücherpark, am Bahndamm oder auf dem Rennbahngelände fanden Geländespiele statt. Jugendliche die dem Exerzieren entgehen wollten, meldeten sich zu einer Sondereinheit der Hitlerjugend. Da gab es die Rundfunk-Spielschar beim Reichssender Köln, die Reiter-HJ, die Flieger-HJ, die Nachrichten-HJ, die Marine-HJ. Eine Junge aus der Siedlung, offensichtlich ein Motorradliebhaber, war der Motor-HJ beigetreten. Die Spezialformationen sollten, abgesehen von der Rundfunkspielschar, einer spezialisierten vormilitärischen Ausbildung dienen; sie wurden aber von der Wehrmacht nicht ernst genommen.

Den Lehrern bürdete das System immer neue Aufgaben auf. Sie waren manchmal kaum noch in der Lage, selbst bei bestem Willen ihren Amtspflichten nachzukommen. Im Dezember 1937 wurden sie zum Verteilen der „Fettkarten“, den ersten Vorboten der Lebensmittelrationierung, herangezogen.

Ein Jahr später wurden die Kinder wieder „dienstverpflichtet“. Auf Anordnung des Reichsministers für Ernährung und Landwirtschaft mußten sie sich an der Kartoffelkäfersuche beteiligen. Die sich an diese Aktion anschließenden Schulferien wurden wegen der in Köln grassierenden Kinderlähmung bis zum 26. September 1938 verlängert. Dies war zwar für alle, die nicht zu den 233 Erkrankten gehörten einerseits erfreulich, andererseits jedoch nachteilig. Wegen der Ansteckungsgefahr durfte nämlich die Jugendvorstellung im Nippeser Kino „Tivoli“ nicht mehr besucht werden.

Nachdem die Nationalsozialisten seit 1937 eine systematische Umgestaltung des Schulwesens betrieben hatten, erfolgte am 17. April 1939 die Aufhebung der Bekenntnisschulen. Die katholische Volksschule Bilderstöckchen erreichte der Erlaß bereits am 12. April.

Der Inhalt ist hier auszugsweise wiedergegeben.

„Mit Einführung der „Deutschen Schule“ sind Kreuze und konfessionelle Bilder aus den Klassen zu entfernen und zwar unter Ausschluß der Öffentlichkeit und in Verwahrung zu nehmen. Die Möglichkeit zu Beschwerden hat der Schulleiter durch taktvolle Art die Spitze zu brechen. Das übliche konfessionelle Gebet vor und nach dem Unterricht fällt fort. Der Schulalltag beginnt und endet mit einem Dankspruch. Die Sprüche werden ohne konfessionell bedingte Haltung gesprochen.“

Damit wurde aus der katholischen Volksschule am Altleinigenweg 2 die „Deutsche Volksschule“. Dort wurden nun trotz des Protestes der Eltern und einigen Lehrern die Kreuze aus den Klassenzimmern entfernt. An ihrer Stelle hing jetzt ein Bild des „Führers“. Pastor Müller durfte nicht mehr zum Religionsunterricht in die Schule kommen.

Dies alles geschah gegen die Vereinbarungen zwischen dem Vatikan und der damaligen Reichsregierung. Danach war eine Fortexistenz der Konfessionsschule ausdrücklich zugesichert worden. Aber die ethischen Grundpositionen des Christentums, dessen Wurzeln die gleichen sind wie die des Judentums, das mutige Eintreten mancher Kirchenleute gegen das Unrecht, mußte die Nationalsozialisten letzten Endes zu einer antikirchlichen Politik veranlassen.

Schon bald warf der Krieg seine Schatten voraus. Vom 8. bis zum 14. Mai 1939 nahm die Schuljugend vom Altleinenweg an einer praktischen Einsatzübung beim Luftschutz teil. Drei Tage später war wieder schulfrei, weil vier Lehrer als „ehrenamtliche Helfer“ bei der Volkszählung eingesetzt waren. Bei Kriegsausbruch am 1. September 1939 waren bereits vier der an der Schule tätigen Lehrer eingezogen. Die zwei verbliebenen wurden zum Verteilen von Lebensmittelkarten eingesetzt. Dadurch hatte jede Klasse nur noch 1 1/2 Stunden Unterricht am Tag. Es gab ja auch Wichtigeres zu tun. Zum Beispiel mußten vor der Schule Luftschutzgräben ausgehoben werden, da kein Luftschutzkeller vorhanden war.

Während des Krieges stürmten dann alle möglichen und unmöglichen Aktionen auf die Kinder ein. Sie mußten Altmaterialien und Heilkräuter sammeln. Flugblätter, die von den englischen Flugzeugen abgeworfen wurden, um die deutsche Zivilbevölkerung „aufzuklären“, waren einzusammeln und in der Schule abzugeben.

Im Februar 1940 traten erste Versorgungsengpässe auf. Die Schule mußte wegen Kohlenmangels geschlossen werden. Mit zunehmenden „Kriegsglück“ wurde der damalige Schulleiter immer „heldenhafter“. Die anfänglichen Siege der deutschen Truppen in Polen und in Frankreich ließ er mit den üblichen Fahnenappellen feiern. Die Kindern, die sich am Fahnenmast neben dem Schuleingang versammelt hatten, mußten eine Rede über sich ergehen lassen und nachdem sie mit hochgehobener rechter Hand die Nationalhymne gesungen hatten, ging es in die Klasse.

Angeblich um die deutsche Seegeltung herauszustellen, fand 1940 im „Haus der Deutschen Heimat“ in Deutz unter dem Leitwort „Seefahrt ist Not“ eine Ausstellung statt. Angeregt durch den nationalsozialistischen Lehrerbund ließen die Lehrer in den Klassen Schiffsmodelle und Zeichnungen anfertigen. Außerdem wurden Aufsätze geschrieben, die sich mit diesem Thema beschäftigten. Der tatsächliche Hintergrund der Aktion war offensichtlich. Die jungen Burschen sollten für die Kriegsmarine begeistert werden, was in vielen Fällen auch gelang. Besonders gute Arbeiten wurden mit dem Buch „Ewiges Deutschland“ bedacht.

Die ersten Luftangriffe waren noch relativ harmlos und vor allem für die Jugend recht interessant. Auf dem Weg zur Schule wurden Flaksplitter gesammelt, die dann auf dem Schulhof ausgehandelt wurden, zwei Kleine für einen Großen. Ein Bombensplitter war so bedeutsam, wie die Mauritius unter den Briefmarken. Der Taxwert war uner-

schwinglich. Doch sein Seltenheitswert verging sehr schnell, mit zunehmenden Angriffen. Der nächste war bereits in der Nacht vom ersten auf den zweiten Oktober 1940. Der Unterricht begann aus diesem Grund erst um 10 Uhr.

Mit Beginn des Schuljahres 1941 wurde durch die Verfügung der Partei die deutsche Schrift durch eine deutsche Einheitsschrift ersetzt, die sich eng an die lateinische Form anlehnte. Alle gebrochenen Schriften wurden jetzt als „Judenlettern“ abgetan.

Immer häufiger griff der Krieg in den Schulalltag ein. Die Chronik notiert: „*Mit Rücksicht auf die Kriegswirtschaft werden der Himmelfahrtstag (22. Mai 1941) und der Fronleichnamstag (12. Juni) auf die folgenden Sonntage verlegt.*“

Am 8. November 1941 sammelten die Schüler und Schülerinnen der Siedlung 2000 Flaschen für die Wehrmacht.“

Zunehmend schlechter wurde die Versorgung. Als der Winter 1941/42 in Köln bis zu 25 Kältegrade brachte, mußte die Schule erneut wegen Mangel an Kohlen geschlossen werden.

Bei dem ersten 1000-Bomber-Angriff am 31. Mai 1942 wurde das Schulgebäude nur gering beschädigt. Eine Brandbombe durchschlug zwar das Schuldach und die Decke einer Klasse, doch es konnte schnell gelöscht werden. Auch die zwanzig eingedrückten Fensterscheiben waren im Vergleich ein „kleiner Schaden“. Aber dabei blieb es nicht. Knapp ein Jahr später, am 2. Februar 1943 wurde die Schule von mehreren Sprengbomben getroffen. Mit vereinten Kräften wurde das Gebäude wieder notdürftig instandgesetzt. Jedoch in der Nacht vom 28. auf den 29. Juni 1943 fiel erneut eine Sprengbombe hinter die Schule. Die Schulräume waren nun völlig unbrauchbar geworden.



Viele erhielten in diesen Tagen einen Gestellungsbefehl von der Polizei. Für die Jugendlichen war eine „frohe Botschaft“ beigefügt in Form eines Handzettels, auf dem zu lesen stand:

„Nach einer Vereinbarung zwischen dem Reichsjugendführer und dem Reichsführer SS und Chef der deutschen Polizei werden überall dort, wo nicht schon geschlossene Feuerwehrscharen der Hitlerjugend vorhanden sind, aus den örtlichen Einheiten der Hitlerjugend auf Anforderung durch die Polizei geeignete Ergänzungskräfte für die Feuerwehr herangezogen. Sie sollten im allgemeinen das 15. Lebensjahr vollendet haben und müssen körperlich geeignet sein. Die Ausbildung erfolgt durch geeignete Feuerwehrführer. Als Zeichen der bestandenen Prüfung wird das HJ-Feuerwehrabzeichen verliehen. . .“

Jetzt also auch Kinder bei der Feuerwehr.

Durch die Evakuierungsmaßnahmen der Regierung war die Schülerzahl inzwischen auf 49 zusammengeschumpft. Aus diesem Grund und wegen des schlechten Zustandes des Schulgebäudes erfolgte am 1. September 1943 die Zusammenlegung mit der Schule Ossendorfer Straße. Am 1. Oktober 1944 wurde der gesamte Unterrichtsbetrieb in Köln eingestellt. Dafür hielt die Kreisleitung der NSDAP für die Jugendlichen zwischen 14 und 17 Jahren wieder eine Überraschung bereit. Von der Abteilung Jugend erhielten die Jungen und Mädchen einen Einberufungsbescheid zum Baueinsatz „Westwall“. Vom Bahnhof am Venloer Wall, dem Sammelpunkt, ging es mit der Bahn zum Schanzdienst an den Westwall zwischen Schleiden und Aachen. Unter der Leitung der Partei wurden Stellungen und Panzergräben ausgehoben.

Dem mutigen Einsatz von Kindern ist es zu verdanken, daß die Schule nach einem Bombenangriff am 14. Oktober 1944, nicht völlig ein Raub der Flammen wurde. Unter Anleitung eines Siedlers hatten sie mehrere große Brände gelöscht.

Nachdem Zusammenbruch 1945 besuchten die Kinder zunächst die Schule in der Auguststraße bzw. die Schule in der Nibelungen Straße in Mauenheim. Der Schulweg dorthin war lang und gefährlich, besonders dann, wenn die Kinder eine Abkürzung nahmen und unter Lebensgefahr über die Bahngleise des Verschiebebahnhofs rannten. Fahrräder, die den Weg erleichtert hätten, waren damals Mangelware. Doch nicht nur der Schulweg, sondern auch die schlechte Bekleidung der Kinder, besonders im Winter machten den Wiederaufbau des Schulgebäudes dringend notwendig. So richteten die Väter unter der Anleitung des alten Poliers der Siedlungsgesellschaft, Peter Steffens, zunächst das Unterhaus von Schule und Kirche so her, daß bereits 1946 vier Räume zur Verfügung standen: drei für die Schule, einer für den Gottesdienst.

Belastet mit dem Schrecken des „totalen Krieges“, unzulänglich gekleidet, noch schlechter beschuht, mangelhaft ernährt ohne Bücher, Hefte und Tafeln begann für die Kleinen in der „alten“ Schule wieder der Unterricht. Der Mangel an Schulbüchern lag nicht nur

darin begründet, daß der größte Teil vernichtet worden war und es bis zur Währungsreform kaum etwas zu kaufen gab. Vielmehr durften die Fibeln aus der Nazizeit nicht mehr benutzt werden und neue, „entnazifizierte“ waren erst ab 1949 auf dem Markt.

Infolge der Unterernährung stellten sich Krankheiten wie Skrofulose und Rachitis ein. Der Gesundheitszustand der Kölner Kinder war nach Feststellung der Stadtverwaltung schlechter als in jeder anderen Großstadt. Um den Ernährungszustand zu verbessern, war seit November 1945 die Schulspeisung aufgenommen worden. Für den geringen Unkostenbeitrag von 25 Pfennig erhielten die Kinder zunächst nur Suppen, dann auch Brötchen – in Abständen – Süßigkeiten. So gerne wie damals sind Kinder wohl nie mehr zur Schule gegangen.

Trotz der großen Schwierigkeiten, die infolge der Geldentwertung sich dem weiteren Aufbau der Schule entgegenstellten, war das Schulgebäude bald soweit wieder hergestellt, daß der Unterricht am 14. April 1948 wieder für alle Jahrgänge aufgenommen werden konnte. Einen Monat später trat Herr Berhausen als neuer Schulleiter seinen Dienst an.

Am 18. August 1948 wurde das 700-jährige Domjubiläum gefeiert. An dem feierlichen Pontifikalamt nahmen 50.000 Kinder aus Köln und Umgebung teil. Selbstverständlich waren auch die Kinder der Schule vom Altleinigenweg bei der Veranstaltung vor dem Südportal dabei. Das Jubiläum hatte seit Monaten im öffentlichen Interesse gestanden und den gesamten Schulunterricht wesentlich bestimmt.

Nachdem auch am Altleinigenweg erstmalig Klassenpflegschaften gewählt worden waren und Herr Althoff als neuer Schulleiter am 16. Oktober 1952 seinen Dienst aufgenommen hatte, begannen am 28. Januar 1953 hinter der Schule die ersten Arbeiten für einen Sportplatz. Die 1500 m² große Fläche wurde umgepflügt und geeeggt. Im gleichen Jahr fand wieder ein Schulleiterwechsel statt. Rektor Poplutsch wurde von der Stadtschulrätin Dr. Hermes eingeführt. Im Zuge der Instandsetzungsarbeiten im Jahre 1954, wurde auch der Schulhof (heute Spielplatz vor dem Pfarrheim) mit Grenzsteinen umstellt, um das zunehmende Parken von Autos zu verhindern.

Die Frequenz der Klassen lag 1954 noch im Durchschnitt bei 50 Kindern. 1956 besuchten bereits 292 Kinder die Schule am Altleinigenweg. Wie der Stadtteil wuchs, so wuchsen auch die Schülerzahlen. Das alte Schulgebäude war längst zu klein geworden. Ein Neubau wurde geplant. Im April 1959 besuchten 346 Schüler die Schule. Die Enge in den Klassen muß unerträglich gewesen sein. Am 17. November 1959 wurde endlich mit einem Neubau begonnen. Richtfest war am 28. April 1960. Am 7. September 1960 erfolgte die feierliche Einweihung der neuen „katholischen- und jetzt auch evangelischen Volksschule Am Bilderstöckchen“.

Nach der Pensionierung von Schulleiter Poplutsch, wurde am 12. April 1961 Herr T. Jägers mit der Schulleitung beauftragt. Aufgrund seiner Initiative fanden in der Aula der Schule im Advent Elternabende statt, bei denen die Kinder für die Eltern und

Pfarrangehörigen sangen, spielten und musizierten. Rektor Jäger schrieb später dazu in einer Festschrift: *„Diese mit Herz und Gemüt und Kunstsinn gestalteten Feierstunden waren ein echtes Anliegen der Schule in der gemeinsamen Aufgabe mit der Pfarrgeistlichkeit, den Kindern, aber auch den Erwachsenen zu verdeutlichen, daß das Wunder der Christnacht in der Geschäftigkeit und in den Äußerlichkeiten des Lebens, die alles Besinnliche in uns zu ersticken drohen, nicht verloren gehen darf“*.

Die rege Bautätigkeit im Stadtteil führte zu einem weiteren Anwachsen der Schülerzahlen. Die verantwortlichen Stellen der Stadtverwaltung wurden mehrfach vor einem evtl. Schulnotstand (Kinder kommen – Lehrer fehlen) gewarnt.

Auf eine Kinderlähmungs-Epidemie folgte im Januar 1962 eine Grippe-Epidemie, an der über 30% der Kinder erkrankten. Die Schule mußte vom 30. Januar 62 bis 3. Februar 62 geschlossen werden.

Am 17. April 1963 wurden 160 Schulneulinge aufgenommen. Unter ihnen auch Kinder aus den s.g. Übergangshäusern, die schon zu dieser Zeit ein ernstes Problem darstellten. Bilderstöckchen war zum sozialen Brennpunkt geworden (s. dort). Noch heute sind Lehrer und Schulleiter stolz darauf, daß man an der katholischen Volksschule die Situation stets im Griff hatte. Mit viel Verständnis für das Schicksal benachteiligter Kinder aus den sozial unterprivilegierten Familien, wurden mit tatkräftiger Hilfe der Lehrer und Lehrerinnen innerhalb und außerhalb des Unterrichts, Vorurteile aus weiten Kreisen der Bevölkerung gegenüber diesen oft gemiedenen Kindern abgebaut. Es ist sogar im wesentlichen gelungen, diese voll in die Erziehungs- und Bildungsarbeit und damit auch in die Schulgemeinschaft zu integrieren.

1964 hatte die Schule 634 Schüler. Es wurde wieder eng.

Die Pflege des „kölnischen Brauchtums“, besonders in der Karnevalszeit, war der Schule von Anfang an ein besonderes Anliegen. Seit 1962 finden regelmäßig Karnevalssitzungen statt. Weil die Aula die Zuschauer nicht alle fassen konnte, kam man bald im Pfarrsaal zusammen. Die Brauchtumspflege spiegelt sich auch in der Beteiligung der Schule an den „Schull und Veedelszöch“ wieder. Am 20. Februar 1966 zum ersten Mal mit dem Erfinder der Quadratlatschen „Quadratus Latschus“, der als Großfigur auf einem selbstgebastelten Festwagen thronte.

Am 1. Mai 66 wurden in 19 Klassen von 19 Lehren/-innen bereits 701 Kinder unterrichtet. 800 Kinder zwängten sich am 5. Dezember 66 in die Klassen. Rektor Jägers und sein Kollegium hatten die Zweitgrößte Volksschule Kölns zu betreuen. Unterrichtet wurde jetzt in der Aula (2 Klassen), im Werkraum, im Lehrerzimmer und im Physikraum. Insgesamt 21 Klassen. Die seit langem sich abzeichnende Schulraumnot wurde erst gemildert, durch das Aufstellen von vier Pavillons.

Die Schulreform brachte der „katholischen Volksschule, Alzeyer Straße“, wie sie inzwischen hieß, die damit verbundenen Veränderungen. Die letzte Lehrerkonferenz fand

am 26. Juni 1968 statt. Seit 1. August 1968 beherbergt das Schulgebäude u.a. die katholische Grundschule. Die Kinder der Klassen 5 bis 10 besuchen die Hauptschule Reutlinger Straße (s. dort).

Die Gemeinschaftsgrundschule Alzeyer Straße (ehemals Evangelische Volksschule Bilderstöckchen)

Durch die sprunghafte Entwicklung der Einwohnerzahl im Stadtteil, vor allem im Norden, war es zwangsläufig zu einem Anwachsen der Schülerzahlen gekommen, die von der alten Schule am Altleinigenweg nicht mehr verkraftet werden konnten (s. hierzu auch d. Kapitel über die kath. Volksschule). Hinzu kam, daß der Unterricht für evangelische Kinder in einer katholischen Schule nicht gerade unproblematisch war. Die einzige Alternative bot sich in Mauenheim. Denjenigen, denen der Weg bis zur Nibelungenstraße zu weit war, blieb nichts weiter übrig, als unter „Andersgläubigen“ zu sitzen. Unter diesen Umständen war es nur zu logisch, daß in dem 1956 geplanten Schulneubau auch Räume für eine noch einzurichtende evangelische Volksschule vorgesehen waren.

Kurz vor Baubeginn im November 1959 hatten 114 Eltern bei der Stadt hierfür zu Ostern 1960 den Antrag gestellt. 178 evangelische Kinder sollten endlich eine eigene Schule erhalten. Noch im gleichen Monat erfolgten die offiziellen Anmeldungen, deren Zahl mittlerweile 186 Kinder, 94 Jungen und 92 Mädchen, ergab. Aufgrund dieses Ergebnisses genehmigte der Kultusminister des Landes Nordrhein-Westfalen am 22. März 1960 die Errichtung der fünfklassigen „Evangelischen Volksschule, Am Bilderstöckchen“.

Am 21. April wurde in der neuen Schule zum ersten Mal Unterricht erteilt. Da das Gebäude zu diesem Zeitpunkt noch nicht ganz fertiggestellt war, mußte die „neue evangelische Schule“ zunächst die Räume der katholischen Volksschule mitbenutzen. Das war eine herbe Enttäuschung für Schüler und Lehrer. In einem Neubau nur als „Untermieter“ geduldet zu sein, daß mußte zwangsläufig zu Problemen führen. Dabei waren die Absprachen, die Rektor Schäfer mit seinem Kollegen von der katholischen Volksschule über die Raumbelegung zu treffen hatte, noch das geringere Übel. Vor allem war es die Ausstattung der Klassenzimmer, die zu teilweise heftigen Auseinandersetzungen führte. Dies lag in erster Linie daran, daß sich die für die evangelische Schule vorgesehenen Möbel zum größten Teil in den für die katholische Schule vorgesehenen Räume wiederfanden. Die Organisation von deren „Rücktransport“ war neben der Beschaffung von Kreide, Zeigestöcken, Linealen, Papierkörben und vielen anderen Dingen, die zum Rüstzeug einer Schule gehören, eine der ersten Aufgaben des Schulleiters.

Bereits wenige Tage nach Unterrichtsbeginn, mußte dieser schon das erste Mal ausfallen. Am 22. April 1960 erfaßte ein Bulldozer bei Straßenarbeiten in der Nähe des Schul-

gebäudes einen Blindgänger aus dem zweiten Weltkrieg. Ein Bombenräumkommando entschärfte das „verspätete Osterei“ ohne Zwischenfälle und sorgte für den Abtransport.

Mit der weiter anwachsenden Schülerzahl, inzwischen 270, wurden Lehrermangel und Raumnot deutlich. Der „Fürsorge“ des damaligen Schulrates war es zu verdanken, daß trotz des allgemein großen Mangel an Lehrkräften, von den sieben Planstellen schon bald sechs besetzt waren. Die Raumnot konnte nach langwierigen Verhandlungen mit dem Schulleiter der katholischen Schule in der Form gelöst werden, daß der Handarbeitsraum nun primär als Klassenraum genutzt wurde. Dadurch war es möglich, das auf über 50 Schüler angewachsene erste Schuljahr in zwei Klassen aufzuteilen.

Bald traten erneut Beeinträchtigungen des Unterrichts auf. Da die neue Schule nur ca. 50 m neben der Tierkörper-Verwertungsanstalt stand, waren die Kinder und Lehrer ständig den „Duftausbrüchen“ dieser Einrichtung ausgesetzt. So häuften sich die Stimmen, daß die in der Siedlung vermehrt auftretenden Fälle von Gelbsucherkrankungen auf die ekelerregenden Gerüche der TVA zurückzuführen waren. Eine Protestversammlung der Schulpflegschaften beider Schulen verhinderte schließlich den Verbleib der Anlage im Ortsteil Bilderstöckchen. Aber es sollte noch einige Zeit vergehen, bis der „Duftbetrieb“ endlich abgerissen wurde. Bis dahin kam es immer wieder vor, daß der Unterricht wegen der Geruchsbelästigung unterbrochen werden mußte.

Mit Wiederbeginn des Schulbetriebes nach den Sommerferien, am 1. September 1960 wurde auch die siebte Planstelle besetzt. Damit hatte die Zahl der Lehrkräfte mit dem Wachstum der Schule trotz des allgemeinen Lehrermangel schrittgehalten.

Nach Fertigstellung des Gebäudes für die evangelische Schule am 1. September, fand am 7. September 1960 die feierliche Einweihung des gesamten Schulkomplexes statt. Der von Stadtbaumeister Brähler und Architekt Schneider vom städtischen Hochbauamt weiträumig gehaltenen Neubau umfaßte nun in zwei Trakten 24 Klassenräume und eine Turnhalle. Außerdem waren großzügige Schulhöfe angelegt worden. 2,8 Millionen hatte die Schule gekostet. Die Mosaikbilder im Eingangsbereich stammen vom Kölner Künstler Otto Gerster. Eine Bronzefigur des Bildhauers Lambert Schmitthausen mit der Darstellung eines Schulknaben ziert den Schulhof. Während der Eröffnungsfeier erklärte der Schuldezernent Johannes Giesberts: „*Nach den Zerstörungen vergangener Jahrzehnte, muß man dankbar sein für eine Zeit, die es erlaubt, Beständiges für die Zukunft zu schaffen*“. Ferner wies er darauf hin, daß auch die Schule darüber zu wachen habe, daß nicht noch einmal eine Zeit komme, in der in einer Nacht alles zerstört werde, was mühevoll aufgebaut worden war.

Die außerordentliche Bautätigkeit im Gebiet Bilderstöckchen, führte bald zur vollen Belegung der Schule, die bei ihrer offiziellen Eröffnung von rund 300 evangelischen Schülern besucht wurde. Weitere Siedlungen und Projekte standen vor der Vollendung und ließen die Schülerzahlen ansteigen. Die Schulplanung trug dieser stürmischen Ent-

wicklung Rechnung, indem 1961 der Bau einer neuen, größeren evangelischen Schule am Schiefersburger Weg beschlossen wurde. Als diese am 17. Mai 1965 bezogen wurde, verblieb in den Räumen der Schule „Am Bilderstöckchen“ die katholische Schule jedoch, wie bereits erwähnt, nur bis zu den Sommerferien im Jahre 1968. Ab dem 1. August 1968 gab es die Volksschule „alter Art“ nicht mehr, und das Gebäude „Am Bilderstöckchen“ beherbergt seitdem neben der „Katholischen Grundschule“ die „Gemeinschaftsgrundschule (GGs Alzeyer Straße)“.

Bis zum Jahre 1968 war die Grundschule als Unterstufe der Volksschule eingeordnet in die Theorie einer volkstümlichen Bildung. Ihr vorrangiges Ziel bestand darin, für das einzelne Kind „eine schlichte Deutung der Welt“ zu erreichen. Ferner wurde der Unterricht im wesentlichen von der Auslesefunktion bestimmt, die ihr für die weiterführenden Schulen zukam. Damit diente die unterrichtliche Arbeit eigentlich der Vorbereitung zur mittleren und höheren Bildung.

Die Errichtung der Hauptschule als eine weiterführende Schule hat für die Grundschule eine Neubesinnung notwendig werden lassen. Durch die Herauslösung aus der Theorie der volkstümlichen Bildung gewann die Grundschule jene Eigenständigkeit, die den Zweck hatte, a l l e späteren Schulformen zu ermöglichen. Ihre Arbeit wird seitdem weder von Zielen der Gymnasien oder Realschulen noch Hauptschulen bestimmt. Jedes einzelne Kind kann somit seinen individuellen Lernmöglichkeiten und seinem Alter entsprechend auf den Weg des Lernens gebracht werden. Schließlich brachte die Reform neue Lernmethoden und neue Organisationsformen für den Unterricht.

Als die GGs-Alzeyer Straße am 1. August 1968 eröffnet wurde, waren die neuen Richtlinien zwar veröffentlicht, doch so manche Lehrkraft hatte mit deren Umsetzung noch Schwierigkeiten. Verständlich, denn die Lehrer und Lehrerinnen, die Schulleiter Viebke um sich versammelt hatte, stammten fast ausnahmslos von der „Evangelischen Volksschule, Schiefersburger Weg“. Als die Einführung der Grund- und Hauptschulen beschlossen worden war, hatten sie sich aussuchen können, ob sie in Zukunft in der Grund- oder Hauptschule unterrichten wollten. Die Entscheidungen dürften nicht leicht gefallen sein, zumal innerhalb des Kollegiums das Gerücht aufgekommen war, daß durch die Reform ein Hauptschullehrer gegenüber einem Grundschullehrer mehr Achtung in der Bevölkerung zu erwarten hätte. Jene, die sich dadurch in ihrer Entscheidung nicht beeinflussen ließen, wechselten zur Grundschule und begannen dort voller Zuversicht.

Gleich zu Beginn hatte die „neue“ Schule großen Zulauf. Daher war es erforderlich für jedes Schuljahr vier Klassen einzurichten. Bald machte sich schon wieder die Raumnot bemerkbar, und die acht Räume innerhalb des Schulgebäudes reichten nicht mehr aus. Erst durch die Aufstellung von vier Pavillons konnte die Situation entschärft werden. Im Laufe der Jahre verringerten sich die Schülerzahlen. Ab Mitte der 80er Jahre wurde die Schule dreizügig (3 Klassen pro Schuljahr). Heute ist sie nur noch zweizügig und in 8 Klassen werden etwa 200 Schüler unterrichtet. Parallel zu den veränderten Schül-

erzählen, veränderte sich auch die Anzahl der Lehrkräfte. Waren zu Beginn noch 15 bis 18 Lehrer an der Schule tätig, sind es heute neben dem Schulleiter nur noch 13 Personen.

Im Zuge der Studentenbewegung wurde Ende der 60er Jahre die antiautoritäre Erziehung propagiert. Ein Trend, der von den Lehrern der GGS-Alzeyer Straße sehr unterschiedlich bewertet wurde. Die Sympathisanten der s.g. „68er Generation“ die sowohl durch ihre Kleidung als auch durch ihre Lebensart, die Ablehnung der konservativen Werte verdeutlichten, lehnten im Unterricht jede Form von erzieherischer Bevormundung gegenüber Kinder ab. Dagegen standen die Lehrer, die weiterhin auf Disziplin setzten. Sie beschränkten sich auf die Vermittlung sachbezogener Fähigkeiten und meinten damit der Liberalität genüge getan zu haben. Wollten diese z.B. der Zerstörungswut der Kinder in den Klassenräumen oder auf dem Schulhof Einhalt gebieten, hörten sie von *„fortschrittlichen Kollegen“ nicht selten die vorwurfsvolle Frage: „Ist die Schule für die Kinder da oder sind die Kinder für die Schule da?“*

Seit 1970 gibt es an der GGS-Alzeyer Straße einen Schulkindergarten. Er hat die Aufgabe, mangelnde Schulfähigkeit bei Kindern des 1. Schuljahres auszugleichen, damit auch sie anschließend im Unterricht erfolgreich mitarbeiten können.

Auf die Zusammenarbeit mit den Eltern hat die GGS stets großen Wert gelegt. So fanden sich bald einige Hausfrauen mit pädagogischem Geschick und eine Lehrerin als Fachkraft zu einer Erziehungs- und Bildungshilfegruppe zusammen. Täglich von 15.00 Uhr bis 17.00 Uhr wird mit Kindern, die auf diesen Gebieten als besonders problematisch gelten, gearbeitet. Seit 1987 nehmen die zur Bezugspersonen gewordenen Mütter sogar am Unterricht teil.

Eltern halfen mit bei der Schulhofgestaltung und sind eifrig bei der Sache, wenn Schulfeste, Ausflüge und der Martinszug zu organisieren sind. Bei der Gestaltung der Schulfeste achtet man an der GGS-Alzeyer Straße darauf, daß keine „Freßfeste“ ausgerichtet werden. Die Kinder sollen bei diesen Veranstaltungen die Gelegenheit haben, den anwesenden Gästen etwas selbst erarbeitetes vorzuführen. In der Vergangenheit hat man auch immer wieder versucht neue Wege zu gehen. Z.B. als Eltern und Lehrer überein gekommen waren, die bei diesen Festen üblichen Spiele einmal ohne Gebühren und Preise anzubieten. Der Leistungsdruck sollte damit vermieden werden. Die Erfahrung hat jedoch gezeigt, daß es offensichtlich ohne einen gewissen Anreiz nicht geht.

Mit den Schwierigkeiten, bedingt aus dem sozialen Umfeld der Schule (Übergangshäuser) ist man an der GGS-Alzeyer Straße stets gut fertig geworden. Sozial engagierte Lehrer und eine gute Mischung von Kindern aus den unterschiedlichsten Elternhäusern, beschränkten die Probleme auf ein Minimum. Das gleiche gilt auch für den seit Jahren zunehmenden Ausländeranteil, der im Schuljahr 87/88 bei über 68% lag. Wenn dieser auch zwischenzeitlich wieder rückläufig ist (heute – 1992 – etwa 50%), ist die GGS eine Grundschule geblieben, bei der sich alle Nationalitäten und Glaubensrichtungen vorurteilsfrei bewegen können und sollen.

Die Hauptschule „Reutlinger Straße“ (ehemals „Evangelische Volksschule - Schiefersburger Weg)

Bis zu ihrer endgültigen Bestimmung im Jahr 1968 war die Schule vielen Wandlungen unterworfen.

Begonnen hatte alles damit, daß für die „Evangelische Volksschule-Bilderstöckchen“ am Schiefersburger Weg ein Neubau errichtet wurde. Am 10. Mai 1965 begann der Umzug, der sich bis Juli des Jahres hinzog. Dieser verhältnismäßig lange Zeitraum war keineswegs geplant und die Beteiligten hatten eigentlich gehofft, die Angelegenheit zügiger abwickeln zu können. Aber die Vielzahl der gewichtigen, besonders aber der kleinen Dinge, war wohl größer, als man es geahnt hatte. Deren Transport, das Ein- und Auspacken nahm die meiste Zeit in Anspruch. Dabei hatten die Kinder einen ungeheuren Spaß, wenn sie sich mit Leiterwagen, Handkarren und Fahrradanhängern als Spediteur beschäftigen durften. Es fehlte noch einiges, als am 17. Mai 1965 in dem neuen Schulgebäude der Unterricht begann.

Die Architekten Berner, Jakobs und Vetter hatten ein großzügig und modern gestaltetes Schulgebäude erstellt. Dabei war bei der Raumgestaltung in den 16 Klassen auf eine besonders wohnliche Atmosphäre Wert gelegt worden. So wurden z.B. die Klassen durch unterschiedliche Farbflächen der Wände belebt. Außerdem waren für Nadelarbeit, Physik und Filmvorführungen jeweils Sonderräume eingerichtet worden. Werk- und Bastelräume für Metall-, Holz- und Keramikarbeiten befanden und befinden sich noch im Keller des Gebäudes.



Aquarien und Schautruhen lockern das Bild der Gänge auf. Kästen mit Werkarbeiten geben noch heute einen Überblick über die Werkarbeiten der Schüler und Schülerinnen.

Eine große, schlichte, aber ansprechende Aula in Backstein, Beton und Holz und eine Turnhalle gehören dazu.

Zwanzig Jahre nach dem Ende des 2. Weltkrieges war man endlich in den Bereich normaler Arbeitsbedingungen zurückgekehrt. Der schon seit Jahren zur Gewohnheit gewordene Schichtunterricht (Im Schulgebäude am Bilderstöckchen standen für zuletzt 14 Klassen nur sieben Klassenräume zur Verfügung) konnte eingestellt werden. Mit

dem Umzug war auch eine Namensänderung verbunden. Aus der „Evangelischen Volksschule am Bilderstöckchen“ wurde die Evangelische Volksschule, Köln-Nippes, Schiefersburger Weg“.



Ungetrübte Freude kam jedoch nicht auf. Bei der offiziellen Eröffnung am 11. März 1966 waren bereits fünf Klassenzimmer und zwei Gruppenräume von der „Sonderschule für Lernbehinderte“ (vormals: Auguststraße) belegt. So trat bereits am Anfang das Gespenst des Raum Mangels wieder auf. Es galt neben den 560 eigenen Schülern noch weitere 100 der Sonderschule unterzubringen. Dies war nur durch Zweckentfremdung der Sonderräume möglich. Dabei hatte es bei der Einweihung an schönen Worten nicht gefehlt. Die Redner von Stadtverwaltung und Schulamt beschränkten sich auf das Übliche; trugen dem neuen „Mißstand“ jedoch keinerlei Rechnung. Lediglich der Rektor der Sonderschule bedankte sich in seiner Rede für die gastliche Aufnahme. Mit

seinem Dank an das Lehrerkollegium der Schule „Schiefersburger Weg“ knüpfte er gleichzeitig die Hoffnung, daß seine Schule nach Jahren der Heimatlosigkeit auch bald ein eigenes Schulgebäude erhalte.

Die Erfüllung dieses Wunsches ließ jedoch noch Jahre auf sich warten. (s. Osterrather Straße)

Im November 1966 stellen die „Erziehungsberechtigten“ des Schulbezirks den Antrag auf Umwandlung der Schule in eine Gemeinschaftsschule. In dem am 29. November bis 12. Dezember durchgeführten Anmeldeverfahren, wurden von 641 Kindern, die zu dieser Zeit die Schule besuchten, 538 für die Gemeinschaftsschule angemeldet. Damit war die gesetzlich vorgeschriebene Zweidrittelmehrheit überschritten und der Rat der Stadt Köln konnte der Umwandlung in eine Gemeinschaftsschule zustimmen. Die Genehmigung des Kultusministers wurde am 1. Februar erteilt.

Eltern, Lehrer, Stadt- und Landesregierung hatten sich zum Gebot der Toleranz bekannt und aus der evangelischen Volksschule war die „Gemeinschaftsschule, Schiefersburger Weg, Köln-Nippes“ geworden. Doch damit kehrte keineswegs Ruhe ein. Im Zuge der Schulreform im Jahre 1968 wurde die Schule die erste weiterführende Schule im Stadtteil Bilderstöckchen. Ihr Name: „Gemeinschafts-Hauptschule Reutlinger Straße. Die „Sonderschule für Lernbehinderte“ wurde nun gemeinsam mit der „katholischen Grundschule“ in dem Gebäude an der Osterather Straße untergebracht.

Knapp fünfzehn Jahre später waren die Schülerzahlen deutlich zurückgegangen. Eine Entwicklung die auch in den Folgejahren weiter anhielt. Parallel stieg der Ausländeranteil.

Die nachfolgenden Aufstellung gibt einen Überblick:

1983/84	443 Schüler und Schülerinnen Ausländeranteil: 43,6%
1985/86	351 Schüler und Schülerinnen Ausländeranteil: 47,3%
1987/88	273 Schüler und Schülerinnen Ausländeranteil: 52,5%
1990/91	239 Schüler und Schülerinnen Ausländeranteil: 59,0%
1991/92	251 Schüler und Schülerinnen Ausländeranteil: 61,0%

Bedingt durch die sinkenden Schülerzahlen, ging die Zahl der Lehrer immer weiter zurück. Waren im Schuljahr 1983/84 noch 26 Lehrer an der Schule, 1984/85 sogar 28 und 1985/86 27 Lehrer, so sank deren Zahl im Schuljahr 1986/87 auf 25. 1987/88 waren es dann noch 24 und ab 1988/89 gehören nur noch zwanzig Lehrende dem Kollegium an. Im Dezember 1989 mußte der Schulbetrieb für einige Tage unterbrochen werden. An der Rückseite von einigen Klassentafeln war Asbest festgestellt worden. Nachdem die Tafeln demontiert und gereinigt worden waren, konnte der Unterricht am 12. Dezember 1989 wieder aufgenommen werden.

Ende der achtziger Jahre, als die Zahl der alleinerziehenden Eltern und der Doppelverdiener stark angewachsen war, kam die Forderung nach einem Strukturwandel an den Schulen auf. Nach mehrmonatiger Debatte einigten sich Ende September die Fraktionsmitglieder der SPD, der Grünen und der CDU auf ein Konzept, daß dem Rechnungstrug und Köln zum Vorreiter der Ganztagschule machen sollte. Schritt für Schritt sollten in jedem Stadtbezirk Schulen aller Schulformen mit Ganztagsangeboten eingerichtet werden. Im Schulbezirk Nippes war für diese Maßnahme unter anderem die Hauptschule Reutlinger Straße in der Diskussion. Das Konzept wurde jedoch bisher nicht umgesetzt.

Ob Schulfest, Projektwoche oder Schulausflug, immer wird versucht, die ausländischen Kinder in die Aktivitäten mit einzubinden. Damit sind nicht nur die Kinder von Gastarbeitern gemeint, die so wie so schon „halbe Kölsche“ sind, sondern auch z.B. Kinder aus Jugoslawien, die zum Teil erst mit 14 Jahren hierherkommen sind und noch nie zuvor eine Schule besucht haben. Die intensive Auseinandersetzung mit diesen Kindern zeigt mittlerweile in der Gestalt Erfolge, daß zwei Drittel relativ regelmäßig zum Unterricht erscheinen.

Die Schule hat immer wieder ihre Verbundenheit mit Bilderstöckchen dokumentiert. Zahlreiche Ausstellungen hatten in der Vergangenheit den Stadtteil zum Thema.

Das Städtische „Dreikönigsgymnasium“

Daß das älteste Kölner Gymnasium einmal in den Stadtteil Bilderstöckchen umziehen würde, damit hatte bis 1964 in Köln kaum jemand gerechnet. Es war wohl auch weder für die Stadt noch für die Anstalt selbst, eine leichte Entscheidung, dieses Traditionshaus so weit nach „draußen“ zu verlegen. Da aber für den dringend benötigten Neubau in der Innenstadt kein günstiges Grundstück zu erwerben war, kam es 1964 zum Ankauf des Geländes an der Escher Straße. Kaum daß die Pläne bekannt wurden, regten sich auch schon die ersten Widerstände, vor allem aus den Reihen der „Bursa Tricoronata“ (Vereinigung ehemaliger Schüler und Lehrer des Dreikönigsgymnasiums, die



sich zur Aufgabe gesetzt hat, die Pflege der Tradition durch Kontakte zu ihrer ehemaligen Schule aufrecht zu erhalten, gegründet 1929). Es war nämlich das Gerücht aufgekommen, daß mit einem Umzug in einen anderen Stadtteil auch eine Namensänderung verbunden sein.

Die Bewohner von Bilderstöckchen sahen dem

Neubau mit gemischten Gefühlen entgegen, weil sie durch „lärmende Schülermassen“ ihre Ruhe und Abgeschlossenheit gefährdet sahen. Die Proteste und Widerstände unterschiedlichster Zielsetzung verzögerten den Baubeginn bis Ende 1974. Drei Jahre später am 13. Oktober 1977, erfolgte durch den damaligen Bürgermeister Blens die offizielle Einweihung. Der Neubau, der inklusive der Inneneinrichtung 18,2 Millionen DM gekostet hatte, galt damals als einer der modernsten Schulbauten Kölns.

Der Name „Dreikönigsgymnasium“ war zur Freude aller erhalten geblieben. Ein Ergebnis, das keineswegs sicher war, zumal sich innerhalb der Verwaltung bereits „Gymnasium Escher Straße“ als Name „eingeschlichen“ hatte. So war dann auch der Schulleiter sehr erleichtert, als er erstmals den neuen Schulstempel mit der alten Bezeichnung „Dreikönigsgymnasium“ in der Hand hielt. Nach seiner Meinung hätte es die Tradition der Schule nicht vertragen, wenn der Name „Dreikönigsgymnasium“ so einfach weggefallen wäre.

Das älteste Kölner Gymnasium wurde bereits im Jahre 1450 gegründet. Es ist aus einer der s.g. „Bursen“ hervorgegangen, die im Gefolge der 1388 gegründeten Universität entstanden waren, und es sich zur Aufgabe gemacht hatten, die Schüler auf ein Universitätsstudium vorzubereiten.

Im 16. Jahrhundert erhielt die Schule das Hoheitszeichen mit den drei Kronen im Wappen, nach denen sie sich „bursa tricornonata“ und später „Gymnasium tricornonata“ nannte. Den Namen „Dreikönigsgymnasium“ trägt sie seit 1911.

Obwohl sich die Schule heute noch stark ihrer Tradition verbunden fühlt, ist sie gleichzeitig offen für Neuentwicklungen. Dies drückt sich auch darin aus, daß neben dem traditionellen altsprachlichen Schwerpunkt die neuen Fremdsprachen und moderne Naturwissenschaften gefördert werden. Daneben wird dem kulturellen Bereich eine große Bedeutung beigemessen. Da ist zunächst die aus Eltern, Schülern und Lehren bestehende Singgemeinschaft zu nennen, die seit einigen Jahren sogar eine Schulooper aufführt. Stimmbegabte Kinder haben hier erste Gelegenheit, solistisch an die Öffentlichkeit zu treten. Das Orchester setzt sich ebenfalls aus eigenen Kräften zusammen. Die Aufführungen sind keineswegs nur bei den der Schule nahestehenden Personen beliebt, sondern auch bei den „Leuten aus dem Viertel“ die dieses Angebot gerne annehmen und zur Escher Straße kommen wenn es heißt:



„Oper am DKG“. Die Theatergruppe ist aus den Leistungskursen der Oberstufe hervorgegangen. 1990 wagen sich die Schüler und Schülerinnen sogar an Villon heran. Keine leichte Aufgabe! Handelte es sich doch um „szenische Darstellungen von Balladen aus dem Testament des französischen Dichters des 15. Jahrhunderts“. Der Kölner Stadtanzeiger vermerkte hierzu: „Nicht nur die zum Teil hervorragend vorgetragenen Texte und Lieder, sondern auch der große Einfallsreichtum, mit dem die Schüler und Lehrer es verstanden, diese in Szene zu setzen, machten den Abend zu einem unterhaltsamen Ausflug in die Welt des Francois Villon“. Noch jung ist am DKG das Marionettenspiel. Die Aufführungen waren von Beginn an ein Erfolg. Anders als bei den Thea-

teraufführungen sind beim Marionettenspiel neben Schülern und Schülerinnen der Oberstufe vor allem Schüler der Mittelstufe beteiligt. Bei der Anfertigung der Kostüme, jedes ein kleines Kunstwerk, werden auch Nähkünste von engagierten Müttern gerne einbezogen. Traditionell wird am „DKG“ auch Karneval gefeiert. Der Schuleigene Karnevalsverein „Tricorönche“ (Zusammenarbeit von Schülern, Eltern und Lehrern) bereitet Schulsitzungen und die Teilnahme an den „Schull und Veedelszöch“ vor. Die Aktivitäten außerhalb des Unterrichts beschränken sich jedoch nicht nur auf reine Freizeitgestaltung. Der Arbeitskreis „Schulpartnerschaft Manghopir“ unterstützt eine Einrichtung der Leprahilfe in Pakistan.

Daß dies alles nicht umsonst zu haben ist, versteht sich von selbst. Wenn die Mittel des Schulträgers nicht mehr ausreichen, greift der „Verein der Eltern und Freunde des Dreikönigsgymnasiums“ helfend ein. Außerdem erleichtert der Verein durch Zuschüsse Schülern und Schülerinnen die Teilnahme an Wander- und Studienfahrten.

Die Berufsbildende Schule 2 Josef-Du-Mont-Schule

Mit einer Investition von 34,6 Millionen DM stellte das Bauvorhaben zur Errichtung der „Berufsbildenden Schule 2“ das größte und bedeutendste Projekt seit dem Bau der Kölner Gesamtschulen in den 70er Jahren dar. Die Ausführung schien jedoch zunächst gefährdet.

Nachdem die Stadt 26 Jahre nach einem geeigneten Grundstück gesucht hatte, und dieses endlich an der Escher Straße gefunden war, klagten die Anwohner gegen die Errichtung einer weiteren Schule. Nachdem die Klage abgewiesen worden war, konnte zwar mit dem Bau begonnen werden, doch die Widerstände bei den zukünftigen Nachbarn blieben. Dieser Umstand veranlaßte am 16. August 1990 die Nathanaelgemeinde zu einer Gesprächsrunde einzuladen, bei der Schulleitung und Lehrer der zukünftigen Schule Rede und Antwort standen. Diese erwiesen sich als offene Gesprächspartner mit viel Einfühlungsvermögen in die Empfindlichkeit und Skepsis der Bürger. Manche Befürchtungen konnten an dem Abend aufgehoben werden. Abschließend kam man zu dem



Ergebnis, das Gebäude und seine Benutzer so gut wie möglich aufzunehmen und einzugliedern. Den Menschen, die hier in Zukunft lernten, sollte die Chance gegeben werden, sich in die neue Umgebung zu integrieren. Lebende Kontakte sollten dazu beitragen, Ängste und Vorurteile abzubauen. Nachdem sich Lehrer und Schulleitung für zukünftige Fragen der Nachbarschaft von Schule und Stadtteilbevölkerung als Ansprechpartner angeboten hatten, war sogar etwas wie ein „Wirgefühl“ aufgekommen.

Nach einer Bauzeit von drei Jahren konnte am 2. September 1991 der Schulbetrieb in der „Josef-Du-Mont-Schule“ aufgenommen werden. Endlich gab es für fast 2750 Schüler, die hier zu Groß- und Außenhandelskaufleuten, Buchhändlern, Verlags- und Werbekaufleuten, kaufmännische Medienassistenten, Rechtsanwalt- und Notargehilfen ausgebildet werden oder eine Handelsschule besuchen, ein neues, mit Blick auf die Zukunft gerichtetes Schulhaus. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten sich die Schüler auf mehrere Standorte in Köln verteilen müssen. Bei der Eröffnung Anfang November 1991, waren die Vertreter der Stadt, des Kultusministers, des Regierungspräsidenten und der Industrie- und Handelskammer mit dem Erreichten sehr zufrieden. Unter den Ehrengästen war auch Marianne Conzen, die 25 Jahre die „Berufsbildende Schule 2“ geleitet hatte. Ihr, die maßgeblich an der Planung des Neubaus beteiligt war, war es leider nicht vergönnt, die Feierlichkeiten noch während ihrer aktiven Zeit zu erleben. Zu lange hatte sich der Neubau hingezogen. Trotzdem freute sie sich riesig, daß es jetzt endlich so weit war. Auch Oberbürgermeister Burger kam zu dem Schluß: „*Was lange währt, wird endlich gut*“.

Bei dem auf über 13000 Quadratmetern entstandenen Komplex sind weitgehend natürliche Materialien verbaut worden. Fassaden, Innenwände und Flurböden bestehen aus Ziegeln. Die Fensterrahmen außen mit Aluminium verkleidet, sind weitgehend aus heimischen Hölzern gefertigt. Die Verglasung in den Gebäuden mit ihren zwei verschiedenartigen Blautönen, prägen den Charakter der Schule. Auf dem großzügigen Hof, hat man den Baumbestand belassen, der seit Ende des Krieges hier wildwüchsig entstanden war.

Bald nach Fertigstellung stellte sich heraus, daß die Schule nicht nur Lernenden und Pädagogen ein neues Zuhause gab, sondern auch Vorteile für den Stadtteil und seine Bevölkerung brachte. Während die 46 Klassen der Ausbildung der Schüler dienen, können die teilbare Sporthalle und die Aula des pädagogischen Zentrums auch außerschulisch genutzt werden. Bilderausstellungen, Konzerte und Schauspiel sind geplant. Die Schule wird zum „kulturellen Zentrum“ des Stadtteils, der gerade in diesem Bereich deutliche Mängel aufzuweisen hat. Förderlich für die Verankerung der Schule im Stadtteil ist auch der Kooperationsvertrag, der mit der Volkshochschule geschlossen wurde. Neben Fremdsprachenunterricht werden von der VHS vor allem EDV-Kurse angeboten. Zahlreiche hochmoderne Computer stehen hierfür zur Verfügung.

Der erste Schritt zu einer multifunktionalen Nutzung ist damit getan.

Verkehrswesen

1. Straßen

Die Römer hatten die Köln tangierenden Straßen nach militärischen Gesichtspunkten angelegt (z.B. Niehler Str., Escher Str.). In der französischen Zeit wurden einige dieser Straßen zu Staatsstraßen ausgebaut. An erster Stelle ist hier die Aachener Straße zu nennen, die von Köln über Aachen nach Belgien führte. Bis zur Fertigstellung der Eisenbahnverbindung nach Belgien blieb sie für den Kölner Handel und Verkehr die wichtigste linksrheinische Strecke. Neben den Staatsstraßen gab es außerdem Bezirksstraßen und Gemeindestraßen erster und zweiter Klasse. Die restlichen, vor den Stadttoren liegenden Straßen, waren klassifiziert als unbedeutende Wege.

Ab 1815 wurde auf größeren Straßen die Schotterung üblich. Diese rauhe Straßendecke wurde bis zur Jahrhundertwende innerhalb Kölns und in den Durchgangsstraßen der Vororte sukzessiv durch Pflaster aus groben Basaltsteinen ersetzt. Im Zuge dieser Maßnahme erhielt auch die Geldernstraße einen Belag mit 14 x 18 cm großen Quadern.

Als der Lastwagen das Pferdefuhrwerk verdrängte, nahmen im „Schlachthofviertels“ Verkehr- und Lärmbelästigung zu. Bereits vor dem zweiten Weltkrieg klagten die Anwohner des südlichen Bilderstöckchens über den ständig zunehmenden Lastwagenverkehr. Da die Stadtverwaltung damals andere Sorgen hatte, verhallten die Proteste, ohne daß etwas geschah. Ruhig ging es dagegen im nördlichen Teil von Bilderstöckchen zu. In der Siedlung gab es damals lediglich zwei Autos. Den Dreirad-Tempo des Milchhändlers und den Opel Olympia von Willi Hilgers, Kaufmann an der Longericher Straße/Ecke Trifelsstraße. Später, als die Metzgerei und Bäckerei am Altleiningenweg eingerichtet wurden, benötigten die Herren Velten und Reisten Autos, um ihre Kunden zu versorgen. Die autoarme Zeit war vor allem für die Kinder ein Segen. Sie konnten nach Herzenslust spielen und toben. Während des Krieges und in den ersten Jahren danach war der private Autoverkehr aus Versorgungsmangel weitgehend lahmgelegt. Doch schon 1954 wird in der Festschrift zur 50-Jahrfeier der Schule Ossendorfer Straße über unerträglichen Verkehrslärm geklagt. Aber die Stadt, mit dem Aufbau beschäftigt, begrüßte eine aufblühende Wirtschaft und deren Abhängigkeit vom rollenden Verkehr. Eine Chance wieder ruhiger zu schlafen, sahen die Anwohner erst wieder 1962, als der Plan zum Ausbau der Autobahn A 57 feste Formen annahm. Die Enttäuschung war groß, als bekannt wurde, daß ein Anschluß des Gewerbegebietes an die Autobahn nicht vorgesehen war. Der Verkehr quälte (und quält) sich weiterhin, zum Teil mit Schwertransportern durch die Wohnstraßen Escher- und Geldernstraße.

Mitte der 80er Jahre beschäftigte sich eine Expertenkommission, die ein städtisches Gesamtverkehrskonzept zu erstellen hatte, u.a. mit den Verkehrsproblemen des Stadtbezirkes Nippes. Dabei wurden erstmals sämtliche Verkehrsnetze (Auto, Rad- und Fußgängerwege, öffentlicher Regionalverkehr und überregionaler Verkehr) zusammen analy-

sirt. Im Herbst 1989 lag eine umfangreiche Liste vor, welche die Vielzahl der Probleme im Stadtbezirk Nippes aufzeigte. U.a. hatte die Kommission festgestellt, daß alle Stadtteile des Bezirks ein zu hohes Verkehrsaufkommen mit einer entsprechenden Lärm- und Abgasbelastigung in den Wohnbereichen aufwiesen. Die Gründe sahen die Verkehrsplaner nicht nur in einer generell großen Nutzung des Autos im Güterverkehr, sondern auch im Personenverkehr. Ferner wurde die schlechte Ausstattung von Fuß- und Fahrradwegen und des öffentlichen Nahverkehrs kritisiert.

Bilderstöckchen, durch Auto- und Eisenbahn von den Nachbargebieten abgeschnitten und dadurch in seiner Lebensqualität beeinträchtigt, wollten die Planer zumindest vom Gewerbeverkehr entlasten. Im September 1990 stimmte die Bezirksverwaltung diesen Plänen im wesentlichen zu.

Mittlerweile war der „LKW-Verkehr“ ins Unerträgliche gestiegen. Die Bezirksvertretung forderte daraufhin die Vollsperrung der Osterrather- und Lämmer Straße, zwischen Liebig- und Hornstraße für den LKW Verkehr. Dieses Ansinnen stieß bei den zuständigen Stellen auf Ablehnung.

Statt dessen sollten Lastwagen eine besonderer Genehmigung benötigen, um die Straßen befahren dürfen. Da die Stadt diese Genehmigungen sehr großzügig erteilte, blieb für die Anwohner alles beim alten.

Bereits im Mai 1990 war die Neugestaltung der Geldernstraße beschlossen worden. Die einstige Viehtrift hatte sich in den letzten Jahren zur gefährvollen Durchgangsstraße entwickelt. Ihr gradliniger Verlauf entlang der Bahntrasse verführte, zu schnell zu fahren. Infolgedessen ereigneten sich immer wieder Unfälle. Allein 1988 waren drei Schwerverletzte zu beklagen. Neben anderen glimpflich verlaufenden Unfällen, waren hier besonders die „Beinahe-Unfälle“ im Bereich der Bushaltestelle Ludwigsburger Straße an der Tagesordnung. Im Januar 1991 wurden zwischen Heinrich-v.-Stephan-Straße und Gürtel die Arbeiten begonnen. Der Durchgangscharakter der Straße sollte dabei bestehen bleiben. Ziel war jedoch, durch einige Veränderungen die Verkehrssicherheit zu erhöhen. Ob diese Maßnahmen den erwarteten Erfolg bringen, muß die Zukunft zeigen.

Unverändert groß ist bis heute (1993) die Lärmbelastigung im Bereich Escher-, Liebig-, Osterather Straße. Die im September 1991 im Rahmen des „Förderungsprogramms für Stadterneuerungsmaßnahmen“ beschlossenen Verkehrsberuhigungen wurden bisher nicht durchgeführt. Die Ampel, die das Linksabbiegen von der Hornstraße auf die Innere Kanalstraße regeln sollte, wurde 1992 vom Finanzausschuß der Stadt abgelehnt. Nach Intervention der Nippeser Bezirksvertretung und der Klage eines Anwohners gab der Verkehrsausschuß im Frühjahr 1993 „grünes Licht“ für den Bau der Ampelanlage. Dennoch dürfte noch geraume Zeit vergehen, bis die vom Schlachthof und der Milchversorgung kommenden Lastwagen direkt auf die Autobahn gelangen können, ohne durch die engen Straßen des Viertels kurven zu müssen.



Bereits 1911 befand sich
im Haus
Escher Str. 79/Ecke Geldernstr.
eine Schenkwirtschaft.

(Foto: Rheinisches Bildarchiv)



1945, im Vordergrund links,
die Trümmer der Ölgasanstalt.



Heute Gaststätte Rosenkranz.

An der Escher Straße, im nördlichen Bilderstöckchen haben Schüler des Dreikönigsgymnasiums schon 1989 eine Verkehrsanalyse durchgeführt. Die mit Hilfe von Laser-Lichtschranken durchgeführten Geschwindigkeitsmessungen und Fahrzeugzählungen ergaben folgendes Bild: Nicht weniger als 550 Fahrzeuge pro Stunde passierten in den Morgenstunden von sieben bis neun Uhr die Escher Straße zwischen Parkgürtel und Äußerer Kanalstraße. Dabei lag der Anteil der Lieferwagen, Busse und Lastwagen bei 20-30%. Einschließlich der verkehrsarmen Nachtstunden ergab die Analyse für die Straße ein Verkehrsaufkommen von 8.000 bis 10.000 Fahrzeugen an einem Tag. Erschreckend war das Ergebnis der Geschwindigkeitsmessung: Von 638 gemessenen Fahrzeugen fuhren 489 (70%) schneller als die erlaubten 50 km/h. Es wurden sogar Spitzengeschwindigkeiten bis zu 80 km/h gemessen. Besonders gravierend waren die Geschwindigkeitsüberschreitungen der Lastwagen. Die Schüler hatten sich zu der Analyse entschlossen, weil nach Meinung der Lehrer, in dem an die Escher Straße grenzenden Gymnasium „*bei geöffneten Fenster ein konzentrischer Unterricht kaum mehr möglich ist*“. Nicht nur die Schüler fühlten sich durch Straßenlärm und Abgase belästigt, sondern auch die Mieter der 5000 Wohnungen die im direkten Beschallungsbereich der Straße liegen.

Die von den Leidtragenden geforderte „Zone 30“ wurde inzwischen eingerichtet. Die Lärmbelästigung ist tagsüber unvermindert groß.

Krach und Gestank verursachen Motorräder, Autos und Lastwagen auch auf der A 57. Einst verband sie als Flughafenstraße die Innenstadt mit dem Flughafen „Butzweilerhof“. Die bereits im Juni 1986 geplanten Lärmschutzmaßnahmen konnten bisher aus Kostengründen nicht verwirklicht werden.

Unfallschwerpunkte sind in Bilderstöckchen die Kreuzungen Longericher-Geldernstraße/Parkgürtel und Escher Straße/Parkgürtel. Zu geringer Abstand, nicht Beachten der Lichtsignalanlage, nicht Beachten der Vorfahrt und unvorschriftsmäßiges Abbiegen sind die häufigsten Unfallursachen.

Schwierig ist an manchen Stellen auch die Situation der Radfahrer und Fußgänger im Stadtteil Bilderstöckchen. Besonders dort, wo die Stadtplaner eine gemeinsame Wegnutzung vorgesehen haben. Fehlt ein entsprechendes Hinweisschild, ist es keine Seltenheit, daß Radfahrer auf der einen Seite und Fußgänger auf der anderen Seite den Weg jeweils für sich reklamieren. Unzählige Anfragen und Bürgervorschläge zum Thema „Verkehrsproblem Bilderstöckchen“, liegen der Bezirksvertretung, sowie den Vertretern von Parteien inzwischen vor. Eine Lösung ist zur Zeit nicht in Sicht.

Die Straßen von Bilderstöckchen und wonach sie benannt sind:

Altbaumburgweg
Burg in der Rheinpfalz.

Aldahnweg
Burg in der Rheinpfalz.

Alteiningenweg
Burg des Grafen- und Fürstengeschlechtes
von Leinigen in der Pfalz.

Alzeyer Straße
Alzey, Kreisstadt in Rheinhessen.

Am Bilderstöckchen
Wegkapelle, 1556 nachweisbar.

An Stankt Franziskus
Gleichnamige Kirche.

Balinger Straße
Balingen, Kreisstadt im südlichen Württemberg.

Berwartsteinweg
Burg in der Rheinpfalz.

Böblinger Straße
Böblingen, Kreisstadt südwestlich von Stuttgart.

Deidesheimer Straße
Deidesheim, Weinort in der Pfalz
nordöstlich von Neustadt.

Donnersbergweg
Höhe im Pfälzer Bergland.

Ebernburgweg
Burg an der Nahe.

Ebersbacher Straße
Ebersbach an der Fils, Gemeinde im Kreis Göppingen.

Edenkobener Straße
Luftkurort im Amt Landau (bayrische Pfalz).

Elvekumer Straße
Elvekum, Ortschaft nördlich von Nievenheim,
an der Bahnstrecke Köln-Neuss.

Eschenbachstraße

Wolfram von Eschenbach,
Dichter und Minnesänger (1170 bis 1220).

Escher Straße 63-301, 68-350 u. ohne Nr.

Esch, Stadt zum Amt Pulheim/Landkreis Köln.
Die Herkunft des Namens ist alemannisch: Ösch und mittelhochdeutsch:
ezzisch. Dies bedeutet soviel wie Gemarkung, Flurstück, Feldmarkung
(Sommer-Winter-Brachesch). In Westfalen wurde auch
oft das uneingeräumte Gemeindeland damit bezeichnet.

Frankenthaler Straße

Frankenthal, Stadt und Stadtkreis in Rheinland-Pfalz.

Friedrichshafer Straße

Friedrichshafen, Stadt am Bodensee.

Geldernstraße

Geldern, Kreisstadt im Regierungsbezirk Düsseldorf.

Göppinger Straße

Göppingen, Kreisstadt in Württemberg.

Hans-Bredow-Straße

Hans Bredow (1879 bis 1959) wird als Vater des Rundfunks bezeichnet.
1919 übernahm er die Organisation des Funkwesens im Reichspostministerium.
Ab 1921 Staatssekretär. Am 23. September 1923 konnte Bredow ein
einstündiges Unterhaltungsprogramm senden.
Das war die eigentliche Geburtsstunde des deutschen Rundfunks.

Hechinger Straße

Hechingen, Kreisstadt in Baden-Württemberg,
unweit des Hohenzollern.

Heckweg

Heckhof, historisches Gehöft.

Heinrich-von-Stephan-Straße

Heinrich von Stephan (1831 bis 1897). 1848 Eintritt in den Postdienst.
Ab 1851 Postassistent in Köln. Später General-Postdirektor des Deutschen Reiches.
Gründer des Weltpostvereins. 1895 preußischer Staatsminister.
Ehrenbürger von Köln.

Hoheneckenweg

Berg in der Rheinpfalz.

Hunsrückstraße

Höhenzug zwischen Rhein, Mosel und Nahe.

Kaiserslauterer Straße

Kaiserslautern, Bezirksstadt in Rheinland-Pfalz.

Kaiserswerther Straße

Seit 1929 Stadtteil von Düsseldorf.

Kropsburgweg

Burg in der Pfalz.

Kuseler Straße

Kusel, Pfälzische Kreisstadt.

Lämmer Straße

Benennung wegen Schlachthofnähe.

Longericher Straße (früher: Londorffer Weg)

Longerich um 980 römisches Kastell.

Ludwigsburger Straße (früher: Müngersdorfer Straße)

Ludwigsburg, Kreisstadt in Württemberg.

Ludwigshafer Straße

Ludwigshafen, Stadt am Oberrhein gegenüber Mannheim.

Madenburgweg

Berg im Hardtgebirge

Mülhauser Straße

Stadt im Elsaß am Rhein-Rhone-Kanal.

Nievenheimer Straße

Nievenheim, Wallfahrtsort im Kreis Grevenbroich.

Osterather Straße (früher Ossendorfer Straße)

Stadt am Niederrhein bei Krefeld.

Ravensburger Straße

Ravensburg, Stadt in Oberschwaben.

Reutlinger Straße

Württembergische Kreisstadt am Nordrand der schwäbischen Alb.

Robert-Perthel-Straße

Robert Perthel (1859 bis 1944),

Architekt, Gründer der Bauunternehmung Perthel.

Mitglied des Rates der Stadt Köln

(1906 bis 1908, 1910 bis 1920, 1924 bis 1933).

Rockenhauser Straße

Gemeinde an der Bahnlinie Kaiserslautern/Bad Münster am Stein,
am Fuß des Donnersberg.

Rottweiler Straße

Rottweil, Kreisstadt am Neckar.

Scharfeneckweg

Burg bei Bayersdorf/Erlangen, 1934 zerstört.

Schieffersburger Weg

1. Scheiffersburg in der Herrlichkeit Mauenheim.
2. Befestigter Bauernhof, unterhalb des Mülheimer Häuschen in Riehl.

Speyerer Straße

Stadt in Rheinland-Pfalz.

Stuttgarter Straße

Landeshauptstadt von Baden-Württemberg.

Trifelsstraße

Burg in der Pfalz, auf drei Felsen errichtet, (heute Ruine).
Lange Zeit war auf drei Straßenschildern „Trifelsstraße“ zu lesen.
Die meisten Anwohner hatten das fehlende „S“ gar nicht bemerkt.
Die Begründung war sicher darin zu suchen,
daß die Straße im Volksmund schon immer
„Triffelstroß“ genannt wurde.

Tübinger Straß

Tübingen, Oberamtsstadt in Württemberg.

Ulmer Straße

Ulm, Stadt an der Donau.

Uracher Straße

Urach, Stadt im Kreis Reutlingen.

Vogesenstraße

Linksrheinisches Mittelgebirge.

Wilensteinweg

Berg in der Rheinpfalz.

Zweibrücker Straße

Zweibrücken, Stadt in Rheinland-Pfalz.

2. Überregionaler Verkehr

Während man in England die Vorzüge der Eisenbahn schnell erkannt hatte, stand der preußische Staat diesem neuen Verkehrsmittel eher ablehnend gegenüber. Privatinitiative war also erforderlich. In Köln machte sie sich zum ersten Mal bemerkbar, als am 3. Mai 1833 das „Kölner Eisenbahnkomitee“ zusammentraf.

Man wollte eine Bahn bauen, die auf preußischem Gebiet die Städte Köln, Düren, Eschweiler, Aachen, Burtscheid und Eupen verbinden sollte. Nachdem der preußische König eine „vorläufige Konzession“ erteilt hatte, kam es 1835 zur Gründung der „Rheinischen Eisenbahn-Gesellschaft“. In Aachen hatte sich mittlerweile eine Gegengesellschaft die „Preußisch-Rheinische-Eisenbahn-Gesellschaft“ aufgetan, die eine andere Streckenführung forderte. Aufgrund eines „Machtwortes“ aus Berlin wurden die beiden Gesellschaften vereinigt. Die neue Gesellschaft erhielt „endgültig“ den Namen „Rheinische-Eisenbahn-Gesellschaft“. Damit hatten sich die Kölner zwar in der Namensgebung durchgesetzt, die Streckenführung mußte jedoch nach den Aachener Plänen erfolgen. Am 2. August 1839 wurde als erstes Teilstück die Strecke Köln-Müngersdorf eröffnet. 1841 erreichte die Bahn Aachen und am 15. Oktober Herbstal an der belgischen Grenze.

An die erste Eisenbahnstrecke von internationaler Bedeutung schlossen sich rasch weitere Linien an. Daneben gab es in Köln auch einige „Lokalbahnen“, wie die am 30. Juli 1853 konzessionierte „Cöln-Crefelder-Eisenbahn“.

Zu dieser Zeit gab es in Köln noch keinen Hauptbahnhof. Die Einzelbahnhöfe der Bahngesellschaften hatten keinerlei Verbindung untereinander. Der Bahnhof der Köln-Krefelder Bahn lag in unmittelbarer Nähe des Bahnhofs der rheinischen Eisenbahn. Er hieß „Am Türmchen“ und war ein s.g. Sackbahnhof. Von hier aus startete am 15. November 1855 ein „schwarzes Ungetüm“ in Richtung Neuß. Die erste Teilstrecke auf der Linie Köln-Krefeld war damit eröffnet. An den Verlauf der Streckenführung erinnert noch heute die Kempener Straße, die auf der alten Trasse der Eisenbahn angelegt wurde. Daher kommt ihre für Nippes ungewöhnliche Breite und die dem Vorbild einer Allee folgende Gestaltung.

Wie die Bevölkerung von Nippes/Bilderstöckchen damals den Tag erlebt hat, ist leider nicht überliefert. Eine erhaltene Aufzeichnung aus Longerich, dürfte jedoch das Geschehen annähernd widerspiegeln.

„Ganz Longerich war auf den Beinen. An der Straße, die von Longerich nach Nüssenberg führte (heute Longericher Hauptstraße), unweit des Schulgebäudes, drängten sich die Menschen. Schranken trennten die Longericher von den Lützelongerichern. Eine weiße Dampfwolke in der Ferne kündete das nahende Ereignis an. Und jetzt kam es heran, rauchend und fauchend. Ein schriller Pfiff und das schwarze Ungetüm, mit Girlanden bekränzt, einen Schwanz ratternder Wa-

gen hinter sich herziehend, raste mit einer Geschwindigkeit von mehr als 20 Stundenkilometern in der Stunde vorbei. Viele jubelten, manche standen sprachlos, einige schlugen das Kreuz über sich. Der erste Eisenbahnzug auf der neuen, 36 km langen, Strecke Köln-Neuss aber verlangsamte sein Tempo und fuhr in den 500 m außerhalb des Dorfes gelegenen Bahnhof Longerich ein. Hier wartete bereits eine Schar illustrierter Gäste, an der Spitze Bürgermeister Rosellen und der frischgebackene Stationsvorsteher, dazu Abordnungen der umliegenden Ortschaften und Vereine. Die schwarz weiße Fahne Preußens flatterte vom eiligst aufgesetzten Mast und in das Geräusch des einfahrenden Zuges mischte sich das Willkommenslied der Musikkapelle. Zwanzig Jahre, nachdem in Deutschland die erste Eisenbahn die Strecke von Nürnberg nach Fürth bewältigt hatte, hielt die Neuzeit Einzug in Longerich, war die Schnellverbindung zur Großstadt hergestellt. Jahrtausendealte Vorstellungen und Gewöhnungen gehörten der Vergangenheit an.“ (H. E. Meyer: Longerich, einst Bauernhof – heute Stadtteil – in: Nippes gestern und heute)

Im Jahre 1859 wurde die „Cöln-Crefelder-Eisenbahn“ von der Rheinischen Eisenbahn übernommen.

Die Eisenbahn in Köln hatte indessen eine rasante Entwicklung durchgemacht. Der Ausbau des Schienennetzes machte die Einrichtung von Reparaturwerkstätten erforderlich. In der Direktion der Rheinischen Eisenbahngesellschaft war man der Meinung, daß es sinnvoll sei, diese Werkstätten zu zentralisieren. Es war vor allem der geheime Rat Hartwich (Hartwichstraße), der sich hierfür einsetzte. Am 5. April 1860 fiel der Beschluß auf dem Gelände eines Ziegelfeldes, an der Strecke Köln-Krefeld die „Zentral-Werkstätte bei Köln“ zu gründen.

Insgesamt 60 Morgen Land kaufte die Gesellschaft vom Inhaber des Mauenerheimer „Rüselshofs“. Als im Herbst 1860 die ersten Reparaturhallen in Betrieb genommen wurden, hatte die Anlage schon 11.500 m² bebaute Fläche. Es gab eine Schmiede mit 30 Feuern und zwei Dampfhammern, eine eigene Gießerei, Dreher und Schlosserwerkstätten. Repariert wurden Lokomotiven und Eisenbahnwaggons. Die geeigneten Arbeitskräfte zu finden erwies es sich anfangs als schwierig, zumal Nippes vor allem durch die Landwirtschaft geprägt war. Da hier außerdem kaum Wohnraum vorhanden war, mußten die Handwerker täglich von auswärts herangeholt werden. 1877 arbeiteten schon 524 Menschen für die Eisenbahn. Als die Gesellschaft 1880 verstaatlicht wurde und sich jetzt „Königliche Eisenbahnhauptwerkstätte Köln-Nippes“ nannte, wurde das Personal in den Staatsdienst übernommen.

Nachdem die Gleise von der Kempener Straße an die gegenüberliegende Seite der Werkstätten, an den Rand des Nippeser Friedhofs verlegt worden waren, wurde das gesamte Gelände der Werkstätten mit einer hohen Ziegelmauer umgeben. Reste davon sind heute noch an der Kempener Straße zu sehen. Durch die Absicherung des Geländes

wurde der Weg nach Ossendorf unterbrochen. Versperrt war jetzt auch der direkte Zugang zum Nippeser Friedhof, der bis dahin über die Kirchstraße (heutige Simon-Meister-Straße), Ossendorfer Weg (später Müngersdorfer Straße, heute Ludwigsburger Straße) zu erreichen war.

Die Zunahme der Geschwindigkeiten machte die Verlegung der Gleise auf einen Bahndamm erforderlich. Als 1902 als Verlängerung des Nippeser Güterbahnhofs an der Longericher Straße, ein Rangierbahnhof gebaut wurde, kam dies fast dem Bau einer neuen Stadtmauer gleich.

So war durch die Eisenbahn die landschaftliche Einheit mit Nippes aufgelöst worden.

Die Eisenbahnwerkstätte erreichte ihre Blütezeit zwischen den beiden Weltkriegen. Zeitweise waren hier über 3000 Menschen beschäftigt. Im zweiten Weltkrieg mußte das inzwischen umbenannte „Reichsbahn-Ausbesserungswerk“, nach vielen schweren Bombenangriffen die Arbeit einstellen. Von den Kriegsschäden hat sich das Werk nie mehr erholt. Zug um Zug wurden immer mehr Aufgaben aus Nippes verlagert. Heute stehen fast alle Hallen leer, das Gelände verkommt mehr und mehr. In den letzten Jahren sind mehrere Pläne für die Nutzung des Geländes diskutiert worden. Doch zu einer auch für die Bevölkerung nutzbringenden Lösung, haben sich die Stadtväter und die Bezirksverwaltung bisher nur teilweise durchbringen können.

Für den Verschiebebahnhof Nippes wird in den kommenden Jahren ein Nutzungsrückgang erwartet, weil die Bundesbahn beabsichtigt, den Güterumschlag auf den Containerbahnhof Eifeltor zu konzentrieren. Der Verschiebebahnhof Nippes bleibt dann nur ein „Unterverteilstützpunkt“ für den Güterverkehr mit Anschluß an die Autobahn A 57.

3. Öffentlicher Nahverkehr

Um das Gelände nördlich und nordwestlich von Köln, das durch die Nähe zu den Braunkohlengebieten des Vorgebirges, des Rheins und der Stadt besonders für Industrieanlagen vorteilhafte Bedingungen bot, besser erschließen zu können, beschloß die Stadtverordnetenversammlung im Oktober 1903 den Bau einer Gürtelbahn. Zu diesem Zweck kaufte die Stadt Köln die bereits 1891 von der Gemeinde Frechen erbaute Köln-Frechen-Benzelrather Eisenbahn auf, die eine normalspurige Güterzugstrecke von Köln-Ehrenfeld über Frechen nach Benzelrath betrieb. Die Planung sah eine Erweiterung der Strecke ab Ehrenfeld, über den Bahnhof Nippes in Richtung Rheinufer vor. Hier sollte die Bahn Anschluß an die Hafenbahn und den neuen Industriehafen Köln-Niehl erhalten. Nach langen, schwierigen Verhandlungen mit den damaligen Militärbehörden konnte das Projekt zum großen Teil verwirklicht werden. Heute bildet die Gürtelbahn die nördliche Grenze von Bilderstöckchen.

Trotz Eisenbahn, Industrie und Siedlungsbau wurde Bilderstöckchen vom öffentlichen Nahverkehr nicht registriert. Die einzige Möglichkeit in die Innenstadt zu gelangen, bot in Nippes die Straßenbahnhaltestelle an der Simon-Meister-Straße. Hiervon machten

die Leute jedoch nur ungern Gebrauch, da es erforderlich war, die schlecht beleuchtete und nach Urin riechende Unterführung, am Parkgürtel zu benutzen. Diese, im Volksmund „Loch“ genannt, war besonders in den Wintermonaten recht unheimlich. Die Randsiedler waren die Leidtragenden, da es für sie keine andere Möglichkeit gab, um nach Nippes zu gelangen. Immer wieder baten sie die Stadtverwaltung, für eine Busverbindung in die Innenstadt oder wenigstens nach Nippes zu sorgen. Leider ohne Erfolg. Dabei sah es 1937 fast so aus, als ob die Verwaltung ein Einsehen gehabt hätte. An einer Laterne auf der Trifelsstraße, vor dem Transformatorenhäuschen hing nämlich auf einmal ein Schild, auf dem zu lesen war, daß ab sofort die Buslinie. . . mehrere Male am Tag zur Stadt fahren würde. Ein Siedler, der oft deswegen bei den Behörden vorgesprochen hatte, rief sofort bei den städtischen Bahnen an und bedankte sich, daß man endlich dem Wunsche der Bürger entsprochen habe, und eine Busverbindung – Bilderstöckchen – Innenstadt eingerichtet habe. Doch bei den Herren der Stadt war von einer Buslinie nichts bekannt. Das Schild war leider ein Jux von zwei Siedlern. Sie hatten beobachtet, daß die NSDAP an mehreren Laternenpfählen Schilder für Hinweise auf Straßensammlungen, Eintopfsonntage usw. anbringen ließ. Die Ähnlichkeit mit Straßenschildern lieferte schließlich die Idee zu dem Spaß.

Bis der abseitsliegende Vorort Bilderstöckchen an den öffentlichen Nahverkehr angebunden wurde, sollte es noch bis 1955 dauern. Mit Einrichtung der Buslinie 32 gab es endlich eine Verbindung zur Innenstadt.

Am 30. September 1963 fuhr die Linie 13 erstmals über den Parkgürtel bis zu einer Schleife vor dem Bahndamm Geldernstraße/Parkgürtel.

Ab 1967 erhielt die Buslinie 38 eine neue Streckenführung. Von Bilderstöckchen waren jetzt die Riehler-Heimstätten und das rechtsrheinische Mülheim zu erreichen.

1972 wurde mit dem Ausbau der Stadtbahn (Linie 13) begonnen. Als Pläne der KVB bekannt wurden, die beiden Buslinien nach Fertigstellung einzustellen, führten diese zu erheblichen Protesten der „Bürgerinitiative Bilderstöckchen“. Zwischen Christophstraße und Niehler Straße wurden etwa 1700 Unterschriften gesammelt. Die Einstellung der Buslinien konnte jedoch nicht verhindert werden.

Am 26. August 1974 wurde die Hochbahnstrecke der Linie 13 bis Mülheim eröffnet.

Jenseits der Escher Straße wechselt die Bahn von der Hochlage in einen Tunnelabschnitt über. Sie unterquert die Bundesbahnlinie Köln-Neuss und die S-Bahn. Die Bahnhöfe der KVB und der S-Bahn tragen beide den Namen Geldernstraße/Parkgürtel und sind miteinander verbunden. In den folgenden Jahren wurde Bilderstöckchen mehr und mehr an den öffentlichen Nahverkehr angebunden. Neben S- und U-Bahn erreichen mittlerweile drei Buslinien den Stadtteil. Die Linie 148 befördert die Fahrgäste bis zum Ebertplatz. Ab 30. September gibt es mit der Linie 147 endlich eine Verbindung nach Nippes. Ab Mitte Oktober 1990 verkehrt zwischen Friesenplatz und Liebigstraße und somit zum S-Bahn-Haltepunkt „Köln-Nippes“ die neue Buslinie 142. Diese Linie wird z.Z.

als sog. Querbuslinie mit einem kleineren Bustyp dem Midi-Bus betrieben. Das Industriegebiet an der Robert-Perthel-Straße ist von der Haltestelle Neußerstraße/Gürtel mit der Buslinie Nr. 137 zu erreichen.

Ausgebaut, wurde inzwischen die S-Bahn Strecke Köln-Chorweiler-Neuss. In den Hauptverkehrszeiten fahren die Züge alle 20 Minuten. Vom Haltepunkt Geldernstraße/Parkgürtel ist der Hauptbahnhof in wenigen Minuten zu erreichen.

4. Das Postwesen

Als man 1850 die dezentralen Oberpostdirektionen für die einzelnen Regierungsbezirke schuf, wurde Köln Sitz der Oberpostdirektion für den Regierungsbezirk Köln. Die Verwaltung befand sich in der Glockengasse. Sie blieb die einzige Kölner Post bis zum Jahr 1860. Später kam die Bahnpostexpedition in der Marzellenstraße hinzu, die für den Stadtbetrieb zuständig wurde. 1863 wurde das Postamt am Mühlenbach eröffnet. Im gleichen Jahr erhielt auch Nippes, als einer der ersten Kölner Vororte, ein eigenes Postamt. Die Unzulänglichkeit in der Zustellung hatte damit ein Ende. Bis dahin gab es nur den sogenannten Landbriefträger, der in den Vororten kaum mehr als ein- bis zweimal pro Woche Post austrug.

Bilderstöckchen verfügt erst seit 1961 über ein eigenes Postamt. Bis dahin wurde der Vorort von Nippes und Ehrenfeld versorgt. Die Verbindung zu Nippes ist auch heute noch sichtbar. Denn auch Bilderstöckchen gehört postalisch zu „Köln-60“.

Die Eigenständigkeit drohte nach 30 Jahren am 31. Dezember wieder zu enden. Der Mietvertrag des Postamtes 602 für die Räume am Schiefersburger Weg lief am 31. Dezember 1991 aus. Bilderstöckchen drohte, wieder zum postalischen Ödland zu werden. Die Neuverhandlungen mit dem Vermieter erwiesen sich offensichtlich als so schwierig, daß in der Oberpostdirektion zeitweise daran gedacht wurde, einen fahrbaren Postschalter aufzustellen. Doch der Mietvertrag wurde verlängert und der Standort Bilderstöckchen gesichert. Eine andere Entscheidung wäre auch kaum vorstellbar gewesen, zumal die Post mit dem Bau des Paketpostamtes am Parkgürtel bereits ihr Votum für Bilderstöckchen abgegeben hatte.

Im August 1981 begann die Post mit dem Bau des zentralen Paketzustellamtes, das heute die gesamte Stadt mit Ausnahme von Rodenkirchen und Porz versorgt. Am 15. März 1984 war Richtfest für das 30 Millionen DM teure Gebäude, dessen erster Bauabschnitt bereits im Sommer 1983 provisorisch genutzt wurde.

Rund 30.000 Paketsendungen werden seit Herbst 1985 von hier verteilt. Der gesamte Bau besteht aus einem dreigeschossigen Haupttrakt mit angrenzenden zweigeschossigen Hallen. Hier sind Verwaltung, Anlieferung und Verteilung untergebracht. Von der Ent- und Beladestelle werden die in Containern ankommenden Pakete auf ein Transportband gekippt, nach Straßen gekennzeichnet und dann automatisch über weitere Bänder zu jedem einzelnen der 85 Hallentore befördert, an denen die Zusteller die Pakete in ihre Fahrzeuge verladen. Großabnehmer können an einer Ausgabe im Erdgeschoß ihre Pakete mit eigenen Fahrzeugen abholen.

Industrie, Handel und Gewerbe

Um die Jahrhundertwende befand sich Deutschland in einer Phase des Aufschwungs, deren treibende Kraft besonders die Schwerindustrie war. Der technische Fortschritts-optimismus strukturierte Städte wie Köln zu lärmenden Industriezentren, deren Konzentration von Kapital und Fabriken einerseits Arbeitsplätze schaffte, andererseits durch die zunehmende Maschinenproduktion zu einer Entwertung der Arbeitskraft und damit zu sozialen Mißständen führte.

Wie bereits an anderer Stelle erwähnt, sollte u.a. der Bau von Arbeiterhäusern in Nippes/Bilderstöckchen zur Verbesserung der Situation beitragen. Doch die mit Anlage der Nievenheimer Straße eingeleitete Siedlungsentwicklung stagnierte schon bald wieder.

Der große Schulneubau 1904 an der Ossendorfer Straße (Osterather Straße) und die Anlage der Kaiserswerther Straße (1909) lassen darauf schließen, daß die Stadt damals mit einer eher ungestümen Entwicklung gerechnet hatte. Doch es wurden lediglich um 1905 an der Geldernstraße und an der Escher Straße einige wenige Mehrfamilienhäuser errichtet. Zu einer Bebauung der Kaiserswerther Straße kam es erst in den zwanziger Jahren. Um so mehr entwickelte sich die Industrie.

Als durch die große Eingemeindung von 1888 auch Ehrenfeld und Nippes in das Stadtgebiet einbezogen wurden, ließen die militärischen Vorschriften auf dem vor der Stadt liegende Schußfeld, der Rayon, nur eine leichte Bebauung zu. Das Niemandsland zwischen Stadtkern und Vororten durfte im wesentlichen nur für die landwirtschaftliche Nutzung, Sandgruben, Ziegeleien und als Lagerplätze Verwendung finden. Dazu gehörte auch das heutige Schlachthofviertel und der südliche Teil von Bilderstöckchen. Durch die vielschichtigen Betriebsanlagen und das Schienennetz der Eisenbahn erwiesen sich die Verhältnisse etwas günstiger, indem eine Ausnahmegenehmigung für den Bau des Vieh- und Schlachthofs erwirkt wurde.

Nach fast dreijähriger Bauzeit fand am 1. Juli 1895 die feierliche Eröffnung statt. Acht Millionen Mark waren für die Anlage ausgegeben worden. Auf einem Gelände von 14,5 Hektar waren 35 Einzelgebäude entstanden. Genügend Freifläche für evtl. Erweiterungen war noch vorhanden. Diese wurden übrigens schon 1912 notwendig.

Der Schlachthof, durch eine Einfriedung vom Viehhof getrennt, war in harmonischer Zusammenarbeit mit dem Fleischerhandwerk entstanden. Vier Schlachthallen waren errichtet worden. Zwei für Großvieh eine vier Kleinvieh und eine für Schweine.

Der Viehhof gliederte sich in Verkaufshallen und Viehställe die wiederum nach den verschiedensten Tiergattungen eingeteilt waren. Die Ställe konnten bis zu zweitausend Stück Vieh aufnehmen, das einmal pro Woche in den Großviehverkaufshallen zum Verkauf angeboten wurde.

Vor der Anlage fand regelmäßig ein Pferdemarkt statt. Da der äußere Zustand der Tiere, nichts über ihre Leistungsfähigkeit aussagen konnte, mußten die Pferde diese, durch einen Wettlauf bis zur Hornstraße unter Beweis stellen. Ein Schauspiel, welches sich die damalige Jugend fast nie entgehen ließ.

Der Schlacht- und Viehhof hatte zunächst noch keinen eigenen Gleisanschluß. Das mit der Bahn ankommende Vieh mußte daher am Güterbahnhof Nippes entladen werden. Die Tiere wurden meist nachts, über die noch unbewohnte Geldernstraße zur Liebigstraße getrieben. Das Gemuh der Kühe und das Geblöke der Schafe vermischte sich mit dem Hüh und Hoh der Treiber. Daß die wenigen Anwohner der Umgebung dadurch nachts kaum zur Ruhe kamen, störte damals noch niemand. Denn Köln verfügte jetzt über einen Schlachthof von überörtlicher Bedeutung, da fielen solche „Kleinigkeiten“ wohl kaum ins Gewicht.

Nachdem an der Hornstraße eine Gleisverbindung zur Strecke Köln – Krefeld gelegt worden war, konnte das Versorgungszentrum in Verbindung mit der betriebseigenen Bahn, weitgehend autark arbeiten. Daher sprachen die Kölner gerne von der „Insel“, wenn sie den Schlacht- und Viehhof meinten. Der Inselcharakter wurde allerdings auch gepflegt. Es war praktisch eine Welt für sich, die hier entstanden war, mit eigener Sprache, Umgangsformen und Normen, die die soziale Struktur des südlichen Teils von Bilderstöckchen stark beeinflusste.

In den kommenden Jahren nahmen Auftrieb und Schlachtungen einen Umfang an, der alle Erwartungen übertraf. Der Erfolg bestätigte die Kalkulation der Planer. Mit Optimismus blickte man in die Zukunft, wenn auch oft unterbrochen von schicksalsschweren Jahren und Enttäuschungen.

Am Ende des zweiten Weltkrieges war der Schlachthof zu 87% zerstört. Wiederaufbau, Modernisierung und Konzentration auf einen kleineren moderneren Neubau (1960) veränderten das Gesicht der Anlage erheblich. Seit Jahren kann man eine stufenweise fortschreitende Abriß- und Bebauungssituation beobachten. Heute befindet sich auf dem Gelände unter anderem ein Teil der Milchversorgung. Anstelle der ehemaligen Verkaufshalle für Kleinvieh befindet sich heute eine Bank. Wo einst der Überständehof war, befindet sich heute der Kontakthof des „Eros-Centers“.

Durch den Bau des Schlacht- und Viehhofes hatte sich Köln zu einem international bekannten Versorgungszentrum entwickelt. Das hatte eine umfangreiche Ansiedlung von Groß-, Verarbeitungs- und Zulieferbetrieben zur Folge. Gut angesehene Firmen rühmten sich damals im Umkreis der Liebigstraße ansässig zu sein. Industrieunternehmen, die innerhalb der Stadtmauern für ihre Projekte keine hinreichend großen und billige Grundstücke mehr fanden, siedelten in der Nähe der Eisenbahn und der Zentral-Werkstätte. Der Boden war hier noch preiswert zu haben, und es gab kein Bauverbot mehr.

Das Adreßbuch von 1900 verzeichnet bereits in der Escher Straße eine Seifenfabrik, eine Goldleistenfabrik und eine chirurg. Instrumentenfabrik. Zu dieser Zeit betrieb die Firma Julius Pintsch in der Geldernstraße eine Ölgasanstalt und die Chemische Fabrik Kalk eine Ammoniakanlage.

In deren unmittelbare Nähe erwarb 1901 die **Feuerlöschgeräte u. Armaturenfabrik Aug. Hoenig** ein Grundstück von ca. 15.000 m².

Der „Gelbgießer“ August Hoenig hatte die Firma 1832 in der Breitestraße gegründet. Er spezialisierte sich bald auf die Herstellung von Feuerlöschgeräten und Armaturen. Die Nachfolger, Fritz und Franz Hoenig, erweiterten die damalige handwerkliche Fertigung. Kurze Zeit später siedelte die Firma, die sich ab 1869 „Fabrik“ nannte, zum Alter Markt, dann zum Appellhofplatz und schließlich zur Gereonsmühlengasse über. Mit der Konstruktion der ersten Drehturmleiter machte das Unternehmen im In- und Ausland Furore. Das Hauptinteresse lag jedoch in der Konstruktion und Fertigung von Armaturen. Bei Hoenig wurde die „Universal-Schlauch-Kupplung“ und eine „Feuerspritze“ entwickelt. Schon bald zählten Stadt- und Fabrikfeuerwehren im In- und Ausland zu den Kunden.

Am 26. Juni 1899 änderte das Unternehmen seine Rechtsform in eine GmbH und der aus der bekannten Kölner Zucker-Industriellenfamilie stammende Max Langen trat als Teilhaber in die Firma ein.

Mittlerweile waren die Geschäftsräume in der Innenstadt zu eng geworden. Deshalb wurde die Produktionsstätte weit vor die Festungsmauern der Stadt, in die Geldernstraße 48-50, verlegt. Am 6. Juni 1902 trat Christoph Andrae als weiterer Gesellschafter in die



GmbH ein. Der aus einer Kölner Industriellenfamilie stammende Andrae, war nach langjähriger Tätigkeit als Ingenieur für Krupp, aus Südafrika zurückgekehrt. Sein Fachwissen verhalf der Firma Hoenig zu einer positiven Entwicklung.

Wie bei vielen Kölner Unternehmen, wurde ein weiterer Aufstieg durch den ersten Weltkrieg und die Inflation stark beeinträchtigt. Außerdem waren Max Langen und Christoph Andrae den Anforderungen der veränderten Zeit aus Altersgründen nicht mehr vollgewachsen. Die Firma geriet in Schwierigkeiten. Durch den Eintritt des Sohnes Dr. Christoph Andrae am 2. März 1926 nahm das Unternehmen neuen Aufschwung. Nach dem Tode des Vaters (1932) und dem Ausscheiden von Max Langen führte Dr. Christoph das Unternehmen zunächst allein weiter (Die Umwandlung in eine KG erfolgte erst am 28. Dezember 1937). Eine neue Aufwärtsentwicklung begann mit Beendigung der Weltwirtschaftskrise. Mit ca. 300 Belegschaftsmitgliedern konnte man den Anforderungen des In- und Auslandes wieder gerecht werden.

Im zweiten Weltkrieg wurden Betriebs- und Geschäftsgebäude durch Bombenangriffe fast völlig zerstört (s. Kapitel Im 2. Weltkrieg). Durch rechtzeitige Verlagerung des Maschinenparks nach Tann/Rhön, war es möglich, die Fabrikation notdürftig aufrecht zu erhalten. Mit etwa 60 Arbeitern und Angestellten wurde nach Kriegsende in Köln eine bescheidene Produktion aufgenommen. Das Unternehmen hatte zu dieser Zeit die Rechtsform einer OHG, die jedoch am 12. November 1948 wieder in eine Kommanditgesellschaft umgewandelt wurde.

Die Fabrikation von Feuerlöschgeräten wurde nach dem Krieg nicht wieder aufgenommen. Produziert wurden Feuerlöscharmaturen, Pressluft- und Gasarmaturen, ferner Armaturen für die Wein und Bierbranche. Als wesentliche Erweiterung des Geschäftes kam Anfang 1950 die Produktion von Filigran-, Dach- und Deckenkonstruktionen hinzu. Ein günstiger Geschäftsverlauf veranlaßte das Unternehmen zu Neuinvestitionen. Neu erstellt wurden: ein Büro- und Wohnhaus, eine Gießerei, eine mechanische Werkstatt, eine Werkhalle für die Filigranproduktion sowie eine Vorratshalle. Unter der sachgemäßen und soliden Führung der Inhaber verlief der Geschäftsgang weiter positiv. 1958 war die Vorkriegsproduktion bereits überschritten, 12.000 m² des Betriebsgeländes waren bebaut und 200 bis 250 Personen wurden beschäftigt. Dr. Andrae war es gemeinsam mit seinen Söhnen gelungen, die Firma wieder in die erste Reihe deutscher Feuerlösch-Armaturenhersteller zu bringen. Auch im Ausland erwarb sich das Unternehmen in zunehmenden Maße einen guten Namen. Der Exportanteil betrug teilweise bis zu 30%

In den folgenden Jahren wechselte das Rechts- und Beteiligungsverhältnis verschiedentlich. Die Geschäfte verliefen zufriedenstellend. Durch die Modernisierung der Betriebseinrichtungen wurde die Leistungsfähigkeit weiter erhöht. Dagegen verliefen Mitarbeiterzahlen rückläufig. 1968 fanden etwa 160 Arbeiter und Angestellte Beschäftigung.

Im September/Oktober des Jahres 1981 wurde der Firmensitz in die Lichtstraße nach Ehrenfeld verlegt. Dort konnte man ein Jahr später auf eine 150jährige Tradition zurückblicken.

Am 1. Januar 1985 wurde die Firma verkauft. Der Name „Hoenig“ hat jedoch in der „Aug. Hoenig Stahlbau GmbH & Co. KG weiter Bestand.

Wie bereits erwähnt, hatte ab Anfang 1950 die Feuerlöschgeräte- und Armaturenfabrik Hoenig eine Produktion von Filigrankonstruktionen aufgenommen. Hieraus entwickelte sich ein Stahlbau, der 1976 als selbständiges Unternehmen ins Handelsregister eingetragen wurde. Am 21. Oktober 1982 verlegte die Firma ihre Geschäfts- und Betriebsräume von der Geldernstraße in die Robert-Perthel-Straße.

Hier beschäftigt sich das Unternehmen mit der Herstellung und der Errichtung von Stahlkonstruktionen für den Industrie- und Wohnungsbau, von fahrbaren Krananlagen, ferner mit der schlüsselfertige Herstellung von Hoch- und Stahlbauten aller Art sowie dem Handel mit Stahl und Stahlerzeugnissen.

Das Grundstück Geldernstraße 48-50 wird heute von der Milchversorgung Rheinland genutzt.

Anfang des Jahres 1906 schlossen sich die Herren Bergerhoff, Cremer und Schleyen zusammen, um gemeinsam eine Brotfabrik zu gründen. In der Geldernstraße fanden sie für ihr Vorhaben ein passendes Grundstück (heute Nr. 41). Am 16. November des gleichen Jahres gründeten sie die **„Brotfabrik Hansa Schleyen & Cremer OHG“**. Zu dieser Zeit war bereits die Backstube mit drei Ausziehöfen, eine Expedition und ein Büro eingerichtet, außerdem ein Brikettschuppen und ein Pferdestall. 32 Pferde wurden für die Auslieferungen gehalten. Für Stadttouren waren Ein- und Zweispänner und für Auswärtstouren sogar Dreispänner im Einsatz. Die Gründer bemühten sich selbst um Kunden und erste Erfolge stellten sich ein. Zwei weitere Öfen mußten in Betrieb genommen werden. 1912 wurde die Firma „Hansa“ Alleinlieferant des „Rheinischen Kaufhauses“. Schon bald arbeiteten zwölf Bäcker in der Nachtschicht und weitere vier in der Tagschicht. Die gesamte Brotherstellung, wie das Abwiegen der Teigstücke geschah noch manuell. Das Brot, teilweise auch schon mehrere Sorten, wurde unverpackt geliefert.

1911 kostete ein 3-Pfund Brot 50 Pfennige. Der Verdienst eines Arbeiters lag bei einer 60-Stundenwoche bei 22 Mark.

Als am 1. August 1914 die Extrablätter die Mobilmachung verkündeten, durften die Kunden außerhalb des Stadtgebietes ab Militärringstraße nicht mehr beliefert werden. Bereits im November hatte der preußische Innenminister einen Erlaß zum Brotsparen herausgegeben. Die Geschäfte in der Stadt erhielten eine Brotnummer, mit genau vorgeschriebener Brotverkaufmenge.

Ab 1915 war Brot, daß inzwischen mit Kartoffelmehl „gestreckt“ wurde, nur noch auf Lebensmittelkarten zu bekommen war. Trotzdem wurde Brot immer knapper. Um den Verbrauch möglichst gering zu halten, wurde die Abgabe von frischem Brot untersagt und ein Nachtbackverbot eingeführt.



Bei Kriegsende standen in der „Brotfabrik Hansa“ nur noch sieben Pferde in den Ställen, die restlichen waren von der bespannten Artillerie gebraucht worden.

Die schwere Zeit der Inflation, die 1923 ihren Höhepunkt erreichte, wirkte sich erheblich auf die Brotpreise aus. Im Januar kostete ein Brot bereits 250 Mark. Im August des gleichen Jahres 69.000 Mark. Im Dezember mußten für ein Brot 399 Mrd. Mark gezahlt werden.

Am 11. Juni 1924 starb Karl Cremer. Alfred Cremer wurde als persönlich haftender Gesellschafter sein Nachfolger. Im Jahre 1925, ein Jahr nach der Währungsreform, wurde die Brotfabrik um zwei weitere Öfen erweitert. Im gleichen Jahr hielt die Motorisierung in Form eines alten Omnibus Einzug. Ein vollgummibereifter Horch folgte. Die Landtouren, jetzt wieder möglich, wurden nach und nach auf Autos umgestellt.

Als 1926 einer der Hauptkunden zum Wettbewerb wechselte, sank die zu verkaufende Sackzahl von wöchentlich 300 Sack auf 220 Sack. Das Unternehmen geriet zum ersten Mal in Schwierigkeiten. Alfred Cremer trat aus der Gesellschaft aus, und die OHG wurde aufgelöst. Jakob Schleypen führte jetzt das Geschäft unter dem alten Firmennamen weiter. Am 28. Januar erfolgte dann die Umbenennung in „Brotfabrik Hans Jakob Schleypen“.

Mit Einzug der Wehrmacht ins Rheinland, ging es wieder aufwärts. 1933 wurde die erste Lieferung an die Streitkräfte durchgeführt. Neue Kunden wurden gewonnen und als die „Hansa“ bei einer Wehrmachtsausschreibung den Zuschlag erhielt, stieg die Produktion zunächst auf 400 Sack, dann auf 500 Sack wöchentlich. Hierbei ist zu beach-

ten, daß der Staat nur die Dienstleistung des Backens zahlte. Die Rohstoffe wurden zur Verfügung gestellt. Es wurde wieder Tag und Nacht gearbeitet. Die Zeit schien kaum zu reichen. Auf der Geldernstraße kam es ständig zu „Verkehrsstaus“ (s. auch Verkehrswesen); Pferdefuhrwerke und LKW standen bis zur Escher Straße und warteten auf Lieferungen. Das Militär nahm den Betrieb so in Anspruch, daß die ureigene Kundschaft vernachlässigt werden mußte.

Am 1. Januar 1938 traten die Kaufleute Albert Schleypen und Rolf Schleypen als persönlich haftende Gesellschafter in das Unternehmen ein, daß nun wieder eine OHG wurde.

Am 1. Januar 1945 wurde die Firma in eine Kommanditgesellschaft umgewandelt. Rolf Schleypen schied als persönlich haftender Gesellschafter aus. Als Kommanditistin trat Leni Schleypen in das Unternehmen ein.

Nach Kriegsende begann man bei der „Hansa“ mit einer Hand voll Leuten, unter schwersten Bedingungen das erste Brot zu backen. Die geringen Zuteilungsmengen von monatlich 141 Sack Roggenmehl, 16 Sack Roggenschrot, 90 Sack Weizenmehl reichten jedoch nicht aus, um die große Nachfrage zu befriedigen (Vor dem Krieg lag der Normalbedarf bei insgesamt 1000 bis 1200 Sack Mehl monatlich). Die hungernden Menschen hätten das Brot am liebsten direkt aus dem Ofen gerissen. Als mehr Rohstoffe zu bekommen waren, konnte die Stückzahl wesentlich erhöht werden. Personal wurde eingestellt. Teilweise wurden bis zu 14 Bäcker beschäftigt.

Wenn auch die Bedingungen primitiv waren, 1949 begann die Brotfabrik Hansa mit der Herstellung und Verpackung des ersten Schnittbrot.

Die Nachfrage und die Anfangserfolge in der Nachkriegszeit veranlaßte die Inhaber des Unternehmens zu Investitionen. Personell pendelte man sich auf einen Stand von ca. 30 Mitarbeitern ein. 1956 konnte die Brotfabrik „Hansa“ auf ihr 50-jähriges Bestehen zurückblicken. Innerhalb der Gesellschaft hatte es wieder Veränderungen gegeben. Leni Schleypen war als Kommanditistin ausgeschieden.

Bald mußte man erkennen, daß sich die Nachkriegserfolge nicht weiter fortsetzen ließen. Obwohl 1958 die Kohleöfen auf Ölfuerung umgestellt worden waren und durch Rationalisierung eine maschinell und ablaufbedingte optimale Fertigungsstätte zur Verfügung stand, verliefen sowohl die Produktions- als auch die Umsatzzahlen rückläufig. Der Versuch, neue Kunden zu werben, gelang nur teilweise.

Welche Sorgen den damaligen Inhaber bewegten, spiegeln die am 19. Juni 1967 niedergeschriebenen Zeilen wider:

„Als Grundlage unseres Unternehmens betrachten wir heute: Seine ideelle und volkswirtschaftliche Daseinsberechtigung im höherem Sinne, seine unbedingte Dienstbereitschaft, die unter diesen Vorzeichen wirkende Leistungsbereitschaft

aller Mitarbeiter. Die dafür nötige innere Einstellung findet ihren Ausdruck auch im Bemühen einer vorbildlichen sozialen Haltung gegenüber den Mitarbeitern, in der Bereitschaft, Leistungen anzuerkennen und durch Übertragen wachsender Verantwortung die Arbeitsfreude hoffentlich fördern.

Unser Unternehmen soll für den einzelnen nicht nur Tätigkeitsstätte sein, die einen Verdienst bringt. Es soll ihm zugleich die Aufgabe bieten, die ihm eine innere Befriedigung gewähren im Rahmen einer guten menschlichen Verbundenheit des Ganzen. Wir vertrauen der Zukunft, weil wir unser Ziel und unsere Pflichten kennen, weil wir von der Notwendigkeit unseres Tuens überzeugt sind, einer guten Sache dienen und Willens sind unsere schöpferische Tatkraft niemals erlahmen zu lassen.“

Alle Versuche der Gesellschafter, das Unternehmen wieder zu neuen Erfolgen zu führen sind leider fehlgeschlagen. Dem zunehmenden Konkurrenzdruck war der Familienbetrieb nicht mehr gewachsen.

Am 31. Mai 1978 wurde die Gesellschaft aufgelöst und im Handelsregister die Nr. 1278 gelöscht.

Auf das Jahr 1898 führt die **Möbelfabrik Mellmann** ihren Ursprung zurück. Sie wurde von Fritz Mellmann sen. in Köln-Raderberg gegründet. Von der ersten Stunde an beschränkte sich das Haus auf die Anfertigung von Gebrauchs- und Wohnküchen. Der Betrieb wurde schon bald zu klein. Da das vorhandene Grundstück keinerlei Erweiterung zuließ, kaufte man 1908 in der Geldernstraße (später Nr. 55 – 75) ein Gelände von 35.000 m². Auf diesem Gelände entstand eine Fabrik in der im Laufe der Jahre bis zu 550 Arbeitskräfte tätig waren. Die Erzeugnisse erreichten durch den Werbeslogan: „Kerner kaufen Kölner Küchen“ einen hohen Bekanntheitsgrad.



KÜCHEN=MELLMANN

Neben der vorgenannten Küchenmöbelfabrik wurde am 12. Januar 1909 die Firma Leopold Mellmann ins Handelsregister eingetragen. Dieses Unternehmen befaßte sich mit der Herstellung von Möbeln aller Art. Zwischen den beiden Firmen bestand eine Personalunion. Am 24. Juni 1936 erfolgte die Umwandlung in eine Vermögensgesell-

schaft. In der am 6. Januar 1938 ins Handelsregister eingetragenen Kommanditgesellschaft, wurde Fritz Mellmann sen. persönlich haftender Gesellschafter, während seine Kinder, die Fabrikanten, Fritz Mellmann, Willi Mellmann und Helene Kleinkowski als Kommanditisten beteiligt waren.

Während des zweiten Weltkrieges wurde der Betrieb mehrfach von Bomben getroffen (s. Kapitel im II. Weltkrieg). Mit Wirkung vom 18. März 1945 ging die Firma „Fritz Mellmann sen. (Küchenfabrikation) auf Helene Kleinkowski geb. Mellmann über, die den Betrieb unter der Bezeichnung „Fritz Mellmann senior – Küchen Mellmann“ fortführte.

Mit 22 Mitarbeitern wurde im Juni 1945 die Produktion wieder aufgenommen. Die geringe Zahl ermöglichte es nicht, die von den Kölner Krankenhäusern dringend benötigten Tische und Schränke zu produzieren. Außerdem war die Fertigung zu 85% zerstört. Noch unter den ungünstigen Bedingungen der RM-Zeit, wurde mit dem Wiederaufbau begonnen und es gelang, die Schäden zu etwa 35% zu beheben. 1954 entsprachen die wiederaufgebauten, überdachten Betriebsgebäude (ca. 500 bis 600 m²) erst etwa der Hälfte der früher genutzten Fabrikgebäude. Mit Hilfe eines Aufbaudarlehens konnten die restlichen Kriegsschäden weitgehend behoben werden. Parallel zum geschaffenen Arbeitsraum stiegen auch wieder die Umsätze. In den Lagerhallen und Büroräumen waren bald wieder 140 Arbeiter tätig.

Am 1. Juli 1957 wurde aus der „Fritz Mellmann senior – Küchen Mellmann“ eine offenen Handelsgesellschaft (OHG) mit den Gesellschaftern Fritz und Willi Mellmann gebildet. In diesem Jahr erreichte der Umsatz erstmalig wieder Vorkriegsniveau. Zur Belieferung der Kundschaft (Einzelhandel), die sich nun über das ganze Bundesgebiet erstreckte, bediente sich das Unternehmen sowohl eigener Fahrzeuge als auch einiger Vertragsspediteure. Von Hamburg und Berlin bis Würzburg, München und Aschaffenburg spannte das Kölner Haus ein Netz von Auslieferungslägern. Aufgrund der günstigen Zukunftsaussichten wurde der Geschäftsbetrieb ständig erweitert. Ab Mitte 1958 entschloß man sich, neben der Küchenmöbelproduktion einen Großhandel in Möbeln und Polstermöbeln zu betreiben. Trotz alledem geriet das Unternehmen in Schwierigkeiten. Die Inhaber hatten es nicht verstanden, ihre Produktion den Käuferwünschen anzupassen. Während früher Wohnküchen dem Geschmack des Publikums entsprachen und in der ersten Nachkriegszeit sogar zum Bedürfnis geworden waren, wollten die jungen Eheleute Ende der 50er Jahre die Wiederherstellung der Küche als Arbeitsraum. Daraus resultierte die immer sachlich werdende Form der Einbauküchen. Dieser augenscheinlichen Entwicklung war die Gesellschaft nicht rechtzeitig gefolgt. Die Werkskapazität konnte nicht mehr voll ausgenutzt werden. Außerdem entsprach die Betriebseinrichtung nicht mehr den Erfordernissen der Zeit. Im Juni 1960 reichten die Gewinne des Großhandels nicht mehr aus, die Verluste bei der Fabrikation auszugleichen. Die Gesellschafter sahen sich gezwungen, Vergleich zu beantragen. Die noch vorhan-

denen Mittel und Außenstände reichten jedoch für die gesetzlich vorgeschriebene Mindestquote von 35% nicht aus. Um den Familiennamen nicht mit dem Makel eines Konkurses zu belasten, erklärte sich der damals 86jährige Fritz Mellmann bereit, innerhalb von 12 Monaten durch Verkauf von Grundbesitz, Immobilienbesitz und Maschinen den Vergleich zu erfüllen. Solch ein Verhalten, dürfte auch bereits in dem damaligen Wirtschaftsleben nicht geradezu häufig anzutreffen gewesen sein.

Am 7. September 1965 wurde die Gesellschaft „Fritz Mellmann senior – Küchen Mellmann“ aufgelöst (Die Firma Leopold Mellmann war bereits am 28. August 1963 erloschen). Die Produktionshallen wurden abgerissen. Auf dem Gelände baute die Post für ihre Bediensteten. Neue Straßen wurden angelegt. Aber innerhalb der „Breefmarkesiedlung“ hatte sich Fritz Mellmann in einem kleinen Häuschen das Wohnrecht erhalten. Nach seinem Tod wurde es noch kurze Zeit von seiner Haushälterin allein bewohnt. Als das Häuschen abgerissen wurde, verschwand damit die letzte Erinnerung an ein einst so blühendes Unternehmen.

Wer heute über die Geldernstraße geht, kann kaum glauben, daß es hier einmal nach Holz und Leim roch.

In den zwanziger Jahren hatte sich der südl. Teil von Bilderstöckchen zum Industriegebiet entwickelt. Die einst dort ansässigen traditionsreichen Unternehmen sind heute fast alle erloschen. Da gab es z.B. die Wäschefabrik Hygiea und eine Lederwarenfabrik, die bis Kriegsende Koppel und Schlösser für die Mannschaften im Feld herstellte hatte (beide Geldernstr. 46), oder Abraham Salm, der seit 1920 ein kleines Metallschmelzwerk (Geldernstraße Nr. 115) betrieb. Hier befand sich die älteste deutsche Margarinefabrik (Jagdfeld) und Kölns erste Tapetenfabrik. Es gab die Seifenfabrik Müller und die Werkzeugfabrik von Fuchs & Trube. An der Stelle, wo sich heute in der Geldernstraße ein Baubedarfshandel befindet, beizte die Reichsbahn ihre Schwellen.

Seit der Gründung der **Milchversorgung Köln GmbH** im Jahre 1924, heißt Bilderstöckchen; „das Land aus dem die Milch fließt“.

Als die Zwangswirtschaft der Milch ihr Ende erreichte, entschloß sich Köln einen „städtischen“ Milchhof errichten. Das Unternehmen mußte, um sich im freien Wettbewerb durchsetzen zu können, die gleiche Beweglichkeit haben, wie der freie Handel. Dabei wollte man sich nicht nur bei der Landwirtschaft in der nächsten Umgebung versorgen, sondern auch im Bergischen Land, der Erft-Niederung oder vom Niederrhein. Ein verkehrsgünstiger Standort, möglichst in Nähe der Eisenbahn, war hierfür Voraussetzung. In der Geldernstraße (Nr. 46) fand man das geeignete Grundstück.



*Das Verwaltungsgebäude der Milchversorgung Köln befand sich im hinteren Gebäude. Im vorderen Gebäude fertigte Firma Hygiea GmbH s.g. Gesundheitswäsche.
Vor der Mauer der Fußballplatz von „Nippes 10“*



Die „MVK“ in den 60er Jahren.

Die Milchversorgung war in Köln zu einer wichtigen kommunalen Frage geworden. Milch war zwar einerseits ein unentbehrliches Nahrungsmittel von erheblicher Bedeutung, andererseits bot kein anderes Nahrungsmittel so günstigen Nährboden für krankheitserregende Keime. Neben Typhus war es die Säuglingssterblichkeit, die als Infektionsquelle in der Milch zu suchen war. Seit Gründung der „Milchversorgung Köln GmbH“ wurde Milch nur noch nach strengsten Kontrollen an Schulen, Krankenhäuser und Kleinhändler ausgeliefert. Krankheiten wie Tuberkulose, Typhus und Paratyphus gingen deutlich zurück.

Die von der Milchversorgung zugesicherten Kontrollen ließen den Milchverbrauch in Köln aber nur unwesentlich ansteigen. Offenbar hielt die damalige Bevölkerung Milch für ein Nahrungsmittel für Kranke und Kinder. Bereits 1926 beklagte sich der Geschäftsführer der „MVK“, Zander, über stagnierenden Absatz: *„Es ist doch sehr bedauerlich, daß der Verbrauch an Milch in Deutschland bei weitem nicht die Höhe erreicht, wie in anderen Ländern. Die entschuldigenden Hinweise auf die deutsche Verarmung und Arbeitslosigkeit vermag in keiner Weise zu wirken angesichts der für Bier, Schnaps und Tabak ausgegebenen Millionen“*. Der Vorwurf schloß mit der Hoffnung, daß mit der Zeit auch in Deutschland aus Milchverachtern Milchanhänger würden. Ein Anfang schien gemacht, als in Köln schon ein leichter Absatzanstieg zu verzeichnen war.

Dann ging es wohl Schlag auf Schlag. 1934 wurde die „Bäuerliche Milchverwertungsgenossenschaft eGmbH“ gegründet. Am 23. September 1965 wurde der Verschmelzungsvertrag zwischen der Milchversorgung Köln-Milchhof eGmbH und der Milchverwertung Bonn eGmbH unterzeichnet. Durch den Zusammenschluß von über 30 Molkeriegenossenschaften des Rheinlandes entstand im Laufe der Jahre die „Milchversorgung Rheinland eG“ mit heute rund 650 Mitarbeitern. Zu den Genossenschaftsmitgliedern gehören ca. 6000 Landwirte aus dem Raum Köln, Bonn bzw. Siegburg. Die Produktpalette umfaßt neben Milcherzeugnissen wie Trinkmilch, Joghurt, Frischkäse, Speisequark usw., auch Kälberfuttermittel, Fettkonzentrate und Milchezucker. Derzeit werden täglich bis zu 1,5 Millionen Kilogramm Milch verarbeitet. Damit zählt die Milchversorgung Rheinland eG. zu den bedeutendsten milchwirtschaftlichen Unternehmen der Bundesrepublik Deutschland.

Verschwunden sind heute die vielen Sand- und Kiesgruben. Nach ihrer Ausbeutung wurden sie meist mit Abfällen aller Art gefüllt und sind heute fast alle bebaut (s. Altlasten).

Bekannt im ganzen Viertel war die Kiesgrube von Michael Fischer an der Ossendorfer Straße (heute Osterrather Str. bzw. Gelände GEW/Paketpost). Die „Fischer's Kuhl“ war immer wieder Treffpunkt von Kindern und Jugendlichen, besonders dann, wenn die Lakritzfabrik aus der Sechzigstraße hier ihre Abfälle ablad. Wie ein Lauffeuer muß es dann durch die Straßen gegangen. „Kuletsch, Kuletsch“ die Pänz hatten ihren Spaß. Die Spuren an Gesicht und Händen waren für Lehrer und Eltern ein „Corpus delicti“ und manch einem ist in Erinnerung an die erhaltene Strafe auch in späteren Jahren der Appetit auf Lakritz vergangen. Die Villa des Grubenbesitzers Fischer und das in der Nähe befindliche Holzsilos sind den älteren Anwohnern noch gut im Gedächtnis.

In der Escher Straße stellte die Firma Becker & Baumann Lacke aller Art her (heute Reifenhandlung). Die Firma Weber betrieb einen Darmgroßhandel. In der Ossendorfer

Straße gab es die „Kamellefabrik“ Jülich und Herrn Kestner, der seiner Familie mit einem Fleischtransport den Lebensunterhalt sicherte.

Während im südlichen Bilderstöckchen die Industrie Einzug gehalten hatte, ging es im nördlichen Teil noch ländlich zu. Das von Kies- und Sandgruben durchsetzte Acker- und Weideland hatte erst relativ spät Beachtung gefunden. 1908 mit der Errichtung der Tierkörper-Verwertungsanstalt am Schiefersburger Weg und 1909 durch den Bau eines



*Die Tierkörper-Verwertungs-Anstalt.
Nach Abriß entstand hier ein modernes Seniorenheim.*



Artilleriedepots (s. dort). Nach dem ersten Weltkrieg betrieb der Kohlenhändler Paul Mallmann an den Mauern des leerstehenden Depots ein Fuhrgeschäft. Außerdem gab es hier noch einen Geflügelhof und zwei Ziegeleien.

Die um die Jahrhundertwende begonnene Industrialisierung von Bilderstöckchen fand in den 30er Jahren zunächst ihr Ende.

Ende der 60er Jahre wurde im nördlichen Zipfel des Stadtteils mit dem Ausbau eines neuen Industriegebietes begonnen.

Wie so oft in Bilderstöckchen gab es auch wieder Verwirrung bei der Namensgebung. Nachdem es anfangs als Gewerbegebiet Longerich bezeichnet worden war, bürgerte sich Ossendorf als Name ein. Danach verbreitete die Stadtverwaltung, vermutlich in Anlehnung an die damals falsche Bezeichnung für die Autobahnausfahrt, den Namen Weidenpesch. So war es auch jahrelang auf der Hinweistafel an der Kreuzung Escher-/Äußere Kanalstraße zu lesen. Erst im Jahr 1991 erfolgte die richtige Zuord-

nung zum Stadtteil Bilderstöckchen. Inzwischen war hier ein nahezu immissionsfreies Gewerbegebiet herangewachsen, mit einem Branchenmix, der seinesgleichen sucht. Hier ließen sich u.a. Installationsfirmen, Buchdrucker und -binder, Schreiner, Kosmetikerhersteller, ein Zeitungsvertrieb, Getränke- und Computerfirmen nieder. Die Ansiedlung des Technischen Überwachungsvereins mit einer vollautomatischen KFZ-Prüfstelle, hatte offensichtlich Magnetwirkung auf Autofirmen. Namhafte Autohersteller sowie Betriebe und Spezial-Service für LKW sind hier ebenso vertreten wie eine Rennwagen „Schmiede“ oder Mietwagen-, Transport- und Speditionsunternehmen.

Citynah und sehr attraktiv,



das Gewerbegebiet Bilderstöckchen.

Die Vorteile des Standortes Bilderstöckchen liegen auf der Hand. Die citynahe Lage, bis zum Dom sind es nur wenige Autominuten, und der fast vor der Tür liegende Autobahnanschluß schaffen ideale Bedingungen für kleine und mittlere Betriebe.

Mit dem wirtschaftlichen Erfolg kam für die meisten Betriebe ein gewisser Erneuerungsdruck. Die „erste Generation“ war gezwungen zu erweitern oder aufzustocken. Neue Unternehmen, die sich für die letzten freien Grundstücke entschieden haben, geben dem Gebiet mit architektonischen Glanzpunkten den letzten Schliff.

In den letzten Jahren ist das Gewerbegebiet Bilderstöckchen, mit seinen attraktiven Betrieben ein Begriff geworden, der aus dem Kölner Wirtschaftsleben nicht mehr wegzudenken ist.

Wie sich die Industrie, Handel und Gewerbe im Stadtteil Bilderstöckchen entwickelt haben, ist aus dem folgenden Anhang ersichtlich. Die Angaben sind den Kölner Adreßbüchern entnommen. Sie erheben somit zwangsläufig keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

Anhang: Industrie, Handel und Gewerbe

Escher Straße: I. Teil

Nr.	Gewerbe	1900	1911	1920	1935	1942	1951	1960	1970	1980	1990
69	Getränke										●
75	Backwaren			●				●	●		
77	Feinkost				●	●					
79	Gaststätte		●	●		●		●	●		
101	Seifenfabrik		●	●							
	Landerzeugnisse				●	●	●				
	Lackfabrik				●						
	Samenhandlung						●				
	Rechtsanwalt						●				
	Arzt							●			
	Drogerie							●	●		
	Gießerei									●	●
103	Vulkanisieranstalt						●	●	●	●	●
	Frisör							●	●	●	●
	Reinigung							●	●		
111	Gaststätte								●		
	Autoreparatur								●	●	●
	Automobilhandel									●	●
113	Lebensmittel							●	●		
115	Koloialwaren			●							

Nr.	Gewerbe	1900	1911	1920	1935	1942	1951	1960	1970	1980	1990
117	Goldleistenfabrik		●								
	Stahlfenster				●	●					
	Werkzeugfabrik			●							
	Kunsthare							●			
	Getränkhandel										●
	Tonstudio										
121	Milchhandlung				●	●	●				
123	Gaststätte				●	●		●	●		
124	Steinholzfabrik		●								
	Karosseriebau				●		●				
	Schreinerei				●						
	Taxi						●				
125	Darmhandel				●	●					
127	Mineralwasser		●								
	Lebensmittel						●	●	●		
128	Chirug. Instrum.		●								
129	Automobilhandel										●
141	Bäckerei						●	●	●		
147	Spezialhandel		●								
	Metzgerei						●				
	Fleischgroßhandel								●		
148	Rohproduktehandel								●		
151	Schrotthandel								●		
153	Bauunternehmer								●		

Nr.	Gewerbe	1900	1911	1920	1935	1942	1951	1960	1970	1980	1990
157	Sargfabrik						●		●	●	●
163	Sargfabrik					●		●			
165	Tapetenfabrik		●	●	●	●	●	●	●	●	
	Baumarkt										●
	Imbiss										●
170	Tankstelle								●	●	●
215	Ziegelei		●	●	●						
221	Marmorbearbeitung										●
ohne	Geflügelzucht					●					
	Gärtnerei						●				
235	Imbiss										●
243	Zahnarzt								●		
255	Arzt									●	●
261	Arzt									●	●
ohne	Tankstelle								●	●	●
284	Schusterei						●				
ohne	Gärtnerei						●				
350	Bausteinwerk							●			
	Schornsteinbau									●	●
	Spedition										●
	Bauunternehmung										●

Geldernstraße:1. Teil

Nr.	Gewerbe	1900	1911	1920	1935	1942	1951	1960	1970	1980	1990
ohne	Imbiss							●			
10	Zahnärzte							●	●	●	●
12	Tabakwaren				●	●					
	Textilhandel							●			
	Schreinerei								●		
	Schumacherei									●	
22	Gasanstalt	●	●								
23	Baubedarf										●
24	Petroleumhandlg.		●								
26	Gasanstalt	●	●	●							
30	Ölgasanstalt				●	●					
32	Ammoniakanlage	●	●	●							
35	Milchverwertung							●	●	●	●
37	Autoreperatur						●				
39	Sargfabrik				●						
41	Brotfabrik		●	●	●	●	●	●	●		
46	Gesundh. Wäscher.		●	●	●						
	Flachwirkerei		●								
	Milchversorgung				●	●	●	●	●		
	Lederwarenfabrik			●							
47	Weingroßhandel								●		
48	Feuerlöschgeräte		●	●	●	●	●	●			
	Armaturenfabrik								●		
50	Waschanstalt				●						
55	Möbelfabrik			●	●	●	●	●			

Nr.	Gewerbe	1900	1911	1920	1935	1942	1951	1960	1970	1980	1990
105	Tankstelle								●		
	Autoreparatur								●	●	●
	Automobilhandel										●
107	Bauunternehmer								●	●	●
109	Schreinerei								●		
	Karosseriebau										●
111	Karosserierep.								●		
113	Tankstelle								●		
	Autovermietung										●
115	Metallschmelzwerk			●							
	Tabakfabrik				●						
	Möbelfabrik					●					
	Schreinerei						●	●			
	Lebensmittel							●	●		
	Gaststätte								●	●	
	Gartenbau										●
123	Wetterschutzkldg.							●	●	●	●

Nr.	Gewerbe	1900	1911	1920	1935	1942	1951	1960	1970	1980	1990
1	Gaststätte			●	●	●	●	●	●	●	●
	Lebensmittel								●		
	Sparkasse								●	●	●
2	Zweirad-Eink.Gen.										●
3	Frisör								●	●	●
7	Kolonialwaren								●		
10	Bauunternehmung								●		
30	Dampfkesselfabrik		●								
31	Gaststätte								●		
43	Bäckerei								●		
	Imbiss									●	●
57	Gaststätte							●	●	●	●
61	Buchdruckerei					●					
63	Taxi							●			
67	Taxi							●			
79	Werkzeugmaschinen								●		
	Spedition										●
81	Taxi							●	●		
99	Versicherung									●	●
101	Kolonialwaren							●			
	Lebensmittel								●		
103	Zahnärztl.Instrum.							●			
111	Kolonialwaren				●						
115	Unternehmensber.										●

Nr.	Gewerbe	1900	1911	1920	1935	1942	1951	1960	1970	1980	1990
117	Zahnärztl. Instrum.							●			
	Lebensmittel							●			
119	Versicherung								●		
121	Spedition		●	●	●						
131	Geflügelhof		●			●	●				
	Schweißbedarf						●				
	Kolonialwaren				●	●					
138	Schlosserei										●
151	Gaststätte			●							
	Schrott										●
175	Kaffeerösterei								●		
177	Kabelmontage								●	●	●
179	Holzhandlung								●		
	Autoreparatur									●	●
183	Reisebüro										●
	Spedition										●
	Computer										●
	Beleuchtung										●
187	Chemikalienhandel								●	●	●
193	Armaturen										●
	Bauunternehmung										●
199	Spedition										●
203	Autoreifen										●
215	Autoreparatur										●

Nr.	Gewerbe	1900	1911	1920	1935	1942	1951	1960	1970	1980	1990
221	Stahlbau										●
223	Spedition										●
227	Schreinerei								●	●	
	Bäckerei										●
231	Leitem										●
233	Autosattlerei								●		
	Karosseriebau									●	●
235	Wäscherei/Reinig.								●		
237	Wachdienst										●
239	Spedition										●

Robert-Perthel-Straße: 1. Teil

Nr.	Gewerbe	1900	1911	1920	1935	1942	1951	1960	1970	1980	1990
1	Automobilhandel.										●
2	Elektronik										●
	Feinmechanik										●
	Atenschutz										●
	Meß- u. Regeltechn.										●
3	Büroorganisation										●
	Filmproduktion										●
	Spedition										●
	Sportbedarf										●
	Werbeagentur										●
	Reisebüro										●
	Rohrleitungsbau										●
	Unternehmensber.										●
	Datenverarbeitung										●
	Baugesellschaft										●
4	Datenverarbeitung										●
5	Bürobedarf										●
	Nahrungsmittel										●
6	Autozubehör										●
7	Möbeltransport								●	●	●
8	Türen/Tore										●
	Rolläden										●
9	Meß- u. Regeltechn.										●

Robert-Perthel-Straße: 2. Teil

Nr.	Gewerbe	1900	1911	1920	1935	1942	1951	1960	1970	1980	1990
10	Setzerei.										●
	Werbeagentur										●
	Baugesellschaft										●
12	Innenausbau										●
13	Ingenieur.										●
	Video										●
	Bauunternehmung										●
14	Chemikalien								●	●	●
	Arzneimittel										●
15	Ladenbau								●	●	
17	Gebäudereinigung								●	●	
	Putzgeschäft								●	●	
	Bekleidung										●
	Spedition										●
18	Brauerei										●
19	Imbiss										●
20	Zeitschriften								●		
21	Damenmoden										●
23	Verpackung										●
24	Spedition										●
	Design										●
25	Isolierungen										●
	Ingenieur										●

Robert-Perthel-Straße: 3. Teil

Nr.	Gewerbe	1900	1911	1920	1935	1942	1951	1960	1970	1980	1990
25	Spedition										●
	Fernmeldetechnik										●
	Bauunternehmung										●
	Tachometer										●
26	Computer										●
27	Baumaschinen								●	●	
	Karosseriebau										●
	Autoschiebedach										●
28	Modellbau										●
29	Biergroßhandel								●	●	
	Modegesellschaft										●
	Game										●
30	Spedition										●
	Karosseriebau										●
31	Autoreparatur										●
32	Automobilhandel										●
33	Getränke										●
35	Akustik										●
37	Druckerei										●
38	Sanitärhandel										●
48	Rohrleitungsbau										●

Altlasten

Die meisten der Altlasten im Stadtteil Bilderstöckchen sind Müllkippen für Industrie- und Hausmüll aus den letzten 100 Jahren (auch mit Kriegsschutt). Einige Stellen, wie das an den Stadtteil grenzende Bundesbahnausbesserungswerk, sind mit gefährlichen Industrierückständen verseucht.

Die Verteilung der Altlasten zeigt, wie sorglos bisher Abfall aus Haushalten und Industrie abgelagert wurde. Eine besondere Gefahr geht von den Altlasten für das Grundwasser aus: Zwar werden im Stadtbezirk Nippes keine Brunnen zur öffentlichen Trinkwasserversorgung betrieben, doch im Gebiet des Stadtteils Bilderstöckchen gibt es bei der Milchversorgung Rheinland einen Brunnen für Brauchwasser, der unmittelbar neben den Altlasten des Bundesbahngeländes liegt.

Obwohl die nachstehend aufgeführten Altlasten schon lange bekannt sind, ist bisher kaum etwas geschehen. Die Giftstoffe dringen durch Auswaschungen immer tiefer in den Boden, verteilen sich und gelangen ins Grundwasser. Trotz der Verdünnung, ist das Grundwasser als Trinkwasser nicht mehr zu gebrauchen. Das Umweltamt hat bereits vor Jahren Karten mit sogenannten „Verdachtsflächen“ angelegt. Doch die Stadt stellte bisher weder Personal noch Geld zur Verfügung, um die Schäden festzustellen, geschweige denn beseitigen zu lassen:

Grünfläche zwischen Heckhofweg und Robert-Perthel-Str.	Ablagerungen von 1949 bis 1952 vermuteter Inhalt: Hausmüll.
Grünfläche zwischen Heckhofweg und A 57	Altablagerungen/ ehemalige Kiesgrube.
Grünfläche zwischen Heckhofweg und A 57 südöstlich des Heckhofes.	Altablagerungen von 1968 bis 1969 vermuteter Inhalt: Hausmüll, Bauschutt, Gummi, Papier.
Grünfläche Am Bilderstöckchen/Escher Straße	Altablagerungen
Grünfläche um Drei-Königs-Gymnasium.	Altablagerungen von 1970 bis 1972 vermuteter Inhalt: Hausmüll, Bauschutt ca. 750.000m ³
Wohngebiet Schiefersburger Weg/Longericher Straße.	Altablagerungen
Wohngebiet Geldernstraße/ Parkgürtel.	Altablagerungen
Wohngebiet Ludwigsburger Straße.	Altablagerungen

Wohngebiet Eschenbachstr

Altablagerungen

Bei Erweiterungsarbeiten an der Kindertagesstätte, wurde festgestellt, daß das gesamte Gebäude auf einer ehemaligen Bauschuttdeponie errichtet worden ist. Die anschließend durchgeführten Boden - Luftuntersuchungen ließen kein Gesundheitsrisiko erkennen.

Parkgürtel/ Zentrales
Paketzustellamt.

Altablagerungen

Grünfläche zwischen Escher
und Robert-Perthel-Straße.

Altablagerungen von
1968 bis 1969 vermuteter
Inhalt: Hausmüll ca. 120.000 m³.

Altlasten machten auch den Bauunternehmern schwer zu schaffen, wenn Häuser auf ehemaligen Sand- oder Kiesgruben errichtet wurden. Der Unterbau bestehend aus Hausmüll, Beizabfällen und Kalk erwies sich zunächst als stabil. Die Setzrisse zeigten sich erst später. An einem Haus an der Friedrichshafener Straße sind diese heute noch zu sehen.

Altlasten verhinderten bisher den Bau einer Lärmschutzwand im Bereich der A 57. Denn obwohl auf Ehrenfelder Seite bereits ein Wall fertiggestellt, bzw. weiter aufgeschüttet wird, gibt es für das Gelände der ehemaligen Forddeponie im Bereich zwischen Äußerer Kanalstraße und KFB-Bahnlinie noch keine konkreten Pläne. Hier muß erst eine Gefahrenabschätzung für die Deponie abgewartet werden.

1985 stieß beim Rangierbetrieb auf dem Bundesbahngelände ein Waggon mit einem vollgefüllten Kesselwagen zusammen. Dieser wurde derart beschädigt, daß ca. 22 bis 25 m³ Dieselöl ins Erdreich eindrangen. Die umfangreichen Untersuchungen der Schadensausdehnung belegten eine Grundwasserbeeinträchtigung. Die Bundesbahn führte daraufhin einen Bodenaustausch durch und installierte einen Sanierungsbrunnen.

Untersuchungen ergaben Grundwasserschäden im Bereich der Escher Straße/Parkgürtel; Osterather Straße/Julio Goslar Straße; Äußere Kanalstraße/östlich der Escher Straße.

Zwischenzeitlich wurden vom städtischen Gutachter verschiedene Sanierungsangebote eingeholt, und darauf geprüft, inwieweit sie durchzusetzen waren.

Alle bisher angebotenen Verfahren sind mit gewissen Mängeln behaftet, so daß erst weitere Leistungsdaten zur Verfügung stehen müssen, bis eine Entscheidung zu Gunsten eines bestimmten Verfahrens getroffen werden kann.

Bilderstöckchen, ein geteilter Stadtteil?

Als Bilderstöckchen in die Eigenständigkeit entlassen wurde, war die Trennung zwischen dem nördlichen- und dem südlichen Teil bereits Realität. Der Parkgürtel und nicht zuletzt die Stadtbahn hatten ein Zusammenwachsen verhindert.

Als „Bilderstöckchener“ bezeichnen sich auch heute noch bestenfalls die Bewohner, die im Umfeld der Altsiedlung, dem „Dorf“ zu Hause sind. Hier ist wenigstens manchmal eine gewisse Identifikation mit dem Stadtteil spürbar. Zum Beispiel bei den ortsansässigen Firmen, die ihre „Heimatliebe“ dadurch zum Ausdruck bringen, daß sie in ihren Emblemen und Zeichen den Bildstock verwenden. An der Longericher Straße ziert ein Türgriff (Email und Messing) in „Bilderstöckchenform“ das Haus Nummer 85. Vom Hobby-Komponisten Heinz Knaab stammt der „Bilderstöckchen-Walzer“. Als das Stück 1958 erstmalig anlässlich einer Karnevalssitzung von „Zint Franz“ gespielt wurde, hatte Bilderstöckchen seine „Nationalhymne“. Die Verse von Hilger Jardin und Heinz Stemmler spiegeln noch etwas von der Romantik wieder, die der Stadtteil heute so vermissen läßt. Sie lauten :

*Am Rand vun Kölle, bahl om Land
Do litt e herrlich Fleckche.
Dat es uns allen wohlbekannt:
Et schöne Bilderstöckche!
Als kleine Pänz do spillte mer
En dinge enge Strößje.
Dat wor et allerschönste Pläseer
För Bilderstöckchens Quösge.*

*Em Winter kunnt mer üverall
Herrlich de Rötschbahn schlage.
Nor av un zo kom Päd und Kar,
Doch nie en Auto jefahre.
Un kom et Fröjohr üvver Naach,
Dann soch`ste bahl kein Hüsjje:
Uns Siedlung es en Blötepraach
E richtig Blomestrüßje.*

*Refr:
Bilderstöckche, schön und fing usw.*

*Refr:
Bilderstöckche, schön und fing,
dich ham mer jo su jän!
Do beß et allerschönste Stöck
vun unsrer Vatterstadt.
Vun die dun me nit loße,
sin mer dir och noch su fän!
En dir han mer die schönste Freut
jehatt!*

*Mer feere och de Feste all,
Wie se uns jrad su gefalle:
Maifeß un Kirmes, Karneval,
Dat schönste Feß von alle.
Dröm drinke mer manch Fläschje leer,
Bes mer jek sin im Köppche.
Fründe, dröm singk jetzt dat Leed all
met meer: Dat Leed vun Bilderstöckche:*

*Refr:
Bilderstöckche, schön und fing usw.*

Dies alles täuscht jedoch nicht darüber hinweg, daß die Gegensätze zwischen den Bewohnern der Altsiedlung und der neueren Wohnbebauung bis heute kaum abgebaut werden konnten. Von einer Einheit zwischen Siedlern und „Zugereisten“ kann auch nach Jahren immer noch nicht gesprochen werden. Völlig abgeschnitten liegt der südliche Teil des Vorortes. Die hier wohnenden Leute fühlen und bezeichnen sich selbst als Nippeser. Deutlich wird ihre Einstellung auch dadurch, daß sie sich lieber in Richtung Sechszigstraße orientieren, als die „Demarkationslinie“ Stadtbahn/Parkgürtel zu überschreiten. Vielleicht ist auch hier der Grund zu suchen, daß nur den wenigsten bekannt ist, daß sie in Bilderstöckchen wohnen.

Auch die Stadtverwaltung leistet zu diesem Verwirrspiel ihren Beitrag. Als diese endlich nach Jahren die Bezeichnung des Stadtteils in ihr Vokabular aufgenommen hatte, wurden die von einer Nippeser Bezirksvertreterin geforderten Ortseingangstafeln aufgestellt. Der südliche Teil wurde dabei offensichtlich vergessen. Wer von Ehrenfeld kommend von der Liebigstraße in die Geldernstraße einbiegt, wird somit kaum bemerken, daß er sich in Bilderstöckchen befindet. Auch die später angebrachten Hinweisschilder zeigen nur in Richtung Norden. Unter diesen Umständen dürfte zwischen den Bewohnern hüben wie drüben weiterhin nur schwer ein Zusammengehörigkeitsgefühl aufkommen.

Ausdruck des mangelhaften Zusammengehörigkeitsgefühls ist auch das *sehr dürftige Vereinsleben*. Dabei hat es durchaus gute Ansätze gegeben.

Der Köln - Nippeser - Sportklub - 1910

Der 1910 als „Köln-Nippeser-Fußball-Klub“ gegründete Verein hat bis etwa 1942 bestanden. Die Vereinsunterlagen sind vermutlich in den Wirren des Krieges verloren gegangen oder vernichtet worden.

Seit 1929 befand sich die Geschäftsstelle in der Gaststätte von Wilhelm Mandt, Nievenheimer Straße Nr. 1. Im Keller des Vereinslokals waren die Umkleidekabinen für die Spieler. Hier wurden auch die Pfosten für die Tore gelagert, die sonntags noch von den Spielern zum Platz getragen werden mußten.

Der Platz lag an der Geldernstraße zunächst in Höhe der heutigen Haupteinfahrt der Milchversorgung. Doch die damalige Milchverwertung benötigte das Gelände für den Ausbau ihres Betriebes und der Verein mußte zum Blücherpark ausweichen. Hier war jedoch auch kein lückenloser Spielbetrieb möglich, weil noch andere Vereine den Platz nutzten.

Zwischen dem alten Nippeser Friedhof und der Feuerlöschgerätefabrik Hönig befand sich zu dieser Zeit ein Freigelände, welches die Möbelfabrik Mellmann von dem Landwirt Contzen erworben hatte, um dort Holz zu lagern. Dieses Gelände stellte der damalige Inhaber, Fritz Mellmann, offensichtlich ein Sportfreund, dem Verein als Fuß-

ballplatz zur Verfügung. Endlich hatte man wieder einen richtigen Platz. Er war begrenzt von der Eisenbahn, der Friedhofsmauer, dem Betriebsgeländes der Firma Hönig und von einer Ziegelmauer an der Geldernstraße. Hier befand sich auch das Kassenhäuschen.

Für einen Eintritt von 50 Pfennig (Arbeitslose 20 Pfennig) konnte man hier sonntags ein paar vergnügliche Stunden verbringen. Da jedoch in den 30er Jahren viele Anwohner arbeitslos waren oder nur ein geringes Einkommen hatten, waren selbst diese Beträge nur schwer aufzubringen. Doch man wußte sich zu helfen. So war es keine Seltenheit, wenn der benachbarte Friedhof bei interessanten Spielen regen Zulauf hatte. Von der Friedhofsmauer war das Geschehen auf dem Sportplatz gut zu verfolgen. Dies und nicht zuletzt die soziale Einstellung des Kassieres, brachte den Verein häufiger in Schwierigkeiten. Zum Beispiel dann, wenn der Beauftragte des „Deutschen Reichsbundes für Leibesübungen“ die Bücher überprüfte.

Der Spielverlauf selbst war nicht immer reibungslos. Flog während des Spiels ein Ball über die Mauer zur MVK, hatte dies meist eine längere Unterbrechung zur Folge. Es mußte zunächst ein „Freiwilliger ausgeguckt werden“, der den Mut hatte über die Mauer zu klettern, um den Ball wieder zurückzuholen. Denn der Wachmann der MVK hatte einen scharfen Schäferhund. Im Laufe der Jahre ist bei solchen Aktionen manche Hose zerrissen worden. Doch aus Erfahrung wird man bekanntlich klug, und die Spieler trafen sich von nun an sonntags mit mehreren Bällen. Die über die Mauer geflogenen Bälle konnten montags völlig gefahrlos abgeholt werden.

Der Platz an der Geldernstraße wurde auch von anderen Vereinen genutzt. Unter anderem von der Fußballabteilung des Eisenbahner-Sportvereins. Diese hatte 1935 ihren Sportplatz am Westbahnhof räumen müssen, weil das Gelände in den Grüngürtel einbezogen wurde. Als im August 1938 die Sportanlagen im „Gleisdreieck“ fertiggestellt waren, verfügte die Mannschaft der Reichsbahn über einen der schönsten Kölner Plätze. Dies wird mit ein Grund gewesen sein, warum bereits ab 1937 einige Spieler von „Nippes 10“ zu „Reichsbahn“ wechselten. Andere wiederum zu „Eintracht-Köln“, die am Methweg (Teil des heutigen GEW-Geländes) ihren Platz hatte.

Die Abwanderung zu anderen Vereinen, doch vor allem der Krieg entzog „Nippes 10“ immer mehr Spieler. Es ist zwar zu vermuten, daß der Verein letztlich aus diesen Gründen „eingegangen“ ist, zu beweisen ist dies jedoch nicht. Ältere Anwohner der Nievenheimer Straße halten nämlich an der Meinung fest, daß es die Nationalsozialisten waren, die den Verein systematisch kaputtgemacht hatten, weil dessen Mitglieder fast ausnahmslos katholisch waren und der KAB angehörten. Unterlagen z.B. über den Spielbetrieb seien deshalb nicht mehr vorhanden, weil sie vor ihrer Beschlagnahmung vernichtet worden seien.

Ein weiterer Fußballplatz befand sich an der Escher Straße. Auf der so genannten „Wammeskul“ (heute Autohaus) spielte bis zu seiner Auflösung durch das NS-Regime im Jahre 1933, der Nippeser DJK-Verein, Sportfreunde 1919. (heute „Grün-Weiß-Nippes e.V.“).

Der Kleingartenverein Blücherpark e.V.

Auf eine lange Tradition können die Mitglieder des „Kleingartenvereins-Blücherpark e.V.“ zurückblicken. Die Geschichte des Vereins geht zurück auf das Jahr 1917. Obwohl zur damaligen Zeit noch kein Land zur Verfügung stand, fand im August des gleichen Jahres im städtischen Schlachthof die Gründungsversammlung statt. Die Eintragung ins Vereinsregister erfolgte fünf Jahre später unter dem Namen „Gartenbauverein Köln-Ehrenfeld“. In den ersten Jahren hatte der Verein bis zu 2700 Mitglieder und ebensoviele Gärten. 1930 gehörten zum Verein der „Verein der Schlösserchen Schrebergärten“ und der „Eisenbahn Tierzucht- und Gartenbauverein“, der jedoch 1932 eigenständig wurde. Im Zuge der allgemeinen Gleichmacherei während der Zeit des Nationalsozialismus trat 1933 der gesamte Vorstand zurück. Alle Positionen wurden nun fast ausnahmslos von Nationalsozialisten bekleidet. Noch im gleichen Jahr erfolgte die Aufteilung des Vereins in „Köln-Ehrenfeld-Nord“ und „Köln-Ehrenfeld-Süd“. Nord übernahm die Gärten zwischen Escher Straße, Liebigstraße und Nußbaumer Straße.

1938 war der Verein auf 1600 Mitglieder angewachsen und war damit der größte unter den 50 Kölner Kleingartenvereinen. Aufgrund der damit verbundenen Verwaltungsprobleme wurde ein Teil dem neuen Verein „Takufeld“ und ein Teil dem Verein „Flügelrath“ (ehemals Reichsbahn-Kleingarten-Verein) zugeschlagen.

In der Nachkriegszeit kam den Kleingärten für die Ernährung der Bevölkerung eine besondere Bedeutung zu. Damit die Ernte auch dem zu gute kam, der mühsam sein Stückchen Land angepflanzt hatte, wurden die Gärten bewacht. Befürchtungen anderer Art, kamen durch den Fragebogen des Ernährungsamtes auf. Kleingärtnern mit mehr als 200 qm zu bewirtschaftetem Land drohte der Entzug der Obst- und Gemüsekarten. In der außerordentlichen Hauptversammlung am 25. Juli 1947 beschlossen daher die Mitglieder den Fragebogen nicht auszufüllen.

Anfang der 50er Jahre kamen schwierige Zeiten auf den Verein zu. 1951 mußten wegen Verwahrlosung der Gärten 12 Anträge auf Kündigung gestellt werden. Entlang der Flughafenstraße mußten mehrere Blocks an das Liegenschaftsamt zurückgegeben werden. Diese ließen weder eine Bewirtschaftung erkennen, noch konnte der Pachtzins eingetrieben werden.

1952 beschlagnahmte die Stadt Köln Grundstücke des Vereins an der Nußbaumer Straße, der verlängerten Otto Straße, am Parkgürtel und an der Ossendorfer Straße, um dort Wohnbauten für Angehörige der Besatzungsmacht zu errichten.

1954 erfolgte die Namensänderung zum „Kleingartenverein Blücherpark“, da inzwischen mehrere Gartenvereine den Stadtteilnamen „Ehrenfeld“ führten und ebenfalls im Raum Blücherpark angesiedelt waren.

In den Folgejahren gingen für öffentliche Belange mehr und mehr Gärten verloren. Der größte Teil mußte dem Ausbau des Blücherparks und der Autobahn A 57 weichen. Es kamen jedoch auch neue Grundstücke hinzu, wie zum Beispiel 1981 der Block am Fröschener Weg mit 46 Gärten. Der Plan der Stadt Köln, an der Autobahn einen Lärmschutzwall zu errichten, wodurch wieder ein Großteil der Gärten verloren ginge, wurde bis heute vom Vorstand des Vereins verhindert.

Heute werden vom „Kleingartenverein Blücherpark“ 670 Gärten auf 220 000 Quadratmetern Grund verwaltet. 1992 wurde das 75jährige Bestehen des Vereins mit einem großen Fest im Blücherpark gefeiert.

Der Tennisklub „Grün-Gold e.V.“

Mit Eröffnung des Blücherparks standen den tennisbegeisterten Kölnern erstmals acht öffentliche Plätze zur Verfügung. Vier befanden sich in der Senke des heutigen Fußballplatzes, vier weitere auf dem heutigen Klubgelände. Eine gesonderte Tennisriege des Ehrenfelder Bürgervereins spielte von Beginn an hier regelmäßig Tennis.

Am 25. Oktober 1927 trafen sich 34 Mitglieder der bereits erwähnten Riege, um eine eigene Sportgemeinschaft zu gründen. Wenig später, am 7. November erfolgte die Eintragung des Clubs ins Vereinsregister unter dem Namen „Tennisklub Grün-Gold e.V. Köln von 1927“. Erst später wurde den Gründern klar, daß sie bei der Namensgebung einen Irrtum aufgesessen waren. Denn man glaubte damals, daß „grün-gold“ die Farben des Kölner Stadtteils Ehrenfeld wären. So schmückte sich die neue Tennisgemeinde guten Glaubens an das Ehrenfelder Bürgerbewußtsein mit diesem Farbenpaar. Als der Irrtum bemerkt wurde, hatte sich die Vereinsbezeichnung schon so eingebürgert, daß man im nachhinein keinen Grund sah, sie zu ändern.

Der neue Verein hatte 40 Mitglieder. Ein Jahr später bereits 77. Die Aufnahmegebühr, die ratenweise entrichtet werden konnte, betrug 30 Mark pro Person. Als Jahresbeitrag waren im Gründungsjahr 35 Mark zu entrichten. Im Jahr danach 40 Mark und zwei Jahre später 45 Mark. Eine Erhöhung, die von den Mitgliedern nur unter Protest hingenommen wurde.

Von Anfang an war „Grün-Gold“ keine fanatische Leistungsgemeinschaft und schon gar keine tierisch-ernste Sport-Mannschaft mit profihaften Ambitionen. Man spielte aus Freude und Spaß am „weißen Sport“, den man ohne falschen sportlichen Ehrgeiz mit dem den Kölnern zu eigenen „laisser-faire“ betrieb. An dieser Einstellung hat sich bis heute nichts geändert.

In den Anfangsjahren wurden zwar noch keine großen Turniere veranstaltet, wohl aber Freundschaftsspiele mit anderen Clubs ausgetragen. Dabei muß es sich eher um amüsante, als sportliche Unternehmen gehandelt haben.

Es gab damals weder ein Klubhaus noch eine Umkleidekabine. Dazu benutzte man notgedrungen einen 300 m entfernten Geräteschuppen, eine alte Holzbaracke. Die Versammlungen und geselligen Zusammenkünfte fanden bis zur Fertigstellung des Clubheims in der Ehrenfelder Gaststätte Maria Kratz, Ecke Eichendorff- und Otto Straße statt. Die bescheidenen Clubfeste wurden im damaligen Kölner Kolpinghaus, dem ehemaligen Hotel Fürstenberg gefeiert. Auch hier soll es immer fröhlich, ungezwungen und familiär zugegangen sein.

Als der Krieg über Deutschland zog, hörten auch im Tennissport Spiel und Spaß auf. Bei Kriegsende waren die Platz-Anlagen des Clubs ein von Bombentrümmern übersähtes Trümmerfeld. Viele Mitglieder waren im Krieg gefallen oder vermißt. Doch ein Häuflein Überlebender machte sich bald an den Aufbau. Mit Spaten und Hacken rückten die Tennisreken den Bombenkratern und dem Unkraut zu Leibe. Aber leider waren Tatkraft und Idealismus vergebens. Die Akteure mußten dem totalen Werk der Zerstörung gegenüber kapitulieren. Der Spielbetrieb wurde bis zur Wiederherstellung der Anlagen im Blücherpark nach Köln-Riehl verlegt. Als 1955 der Club seine ehemalige Anlage übernahm, bestanden die Tennisplätze in der Senke des Blücherparks nicht mehr. Die Stadt hatte inzwischen dort einen Fußballplatz angelegt. Innerhalb der Clubanlage begann mit viel Tatkraft der Mitglieder der Ausbau und die Verschönerung. Im Zuge dieser Maßnahmen wurde das Spielfeld erst auf fünf, dann auf sechs Plätze erweitert. Mit dem Bau eines Klubhauses begann man erst 1956. Für die Erfüllung des lang ersehnten Wunsches wurden 89.000,— DM aufgebracht. Viele Mitglieder halfen tatkräftig beim Bau mit. Der Wert der erbrachten Eigenleistung betrug 8000,— DM.

Das einstöckige, winkelige Gebäude verfügt über einen geräumigen Aufenthaltsraum mit großer Glaswand und mehreren Umkleidekabinen mit Wasch- und Duschgelegenheit. Im „Sportheim am Blücherpark“ gibt es außerdem einen kleinen Wirtschaftsraum und für den Platzwart eine Wohnung. 1971 wurde das Gebäude großzügig umgebaut und erweitert.

Auch sportliche Erfolge hat der Club zu verzeichnen. Die wichtigsten sind hier aufgeführt:

1962 gewannen die Junioren des Clubs die Rheinbezirks-Manschaftsmeisterschaft.

1973 gelang der ersten Damen-Mannschaft der Aufstieg in die Sonderklasse.

1976 feierten die Herren der ersten Mannschaft große Triumphe. Sie schafften den Gruppen- und Klassen-Sieg in der Bezirksklasse, den Aufstieg in die zweite Verbandsklasse und erkämpften den Bezirks-Vereinspokal.

Seit der Tennissport in Deutschland nahezu Volkssport geworden ist, platzt der Verein „aus allen Nähten“. Doch der Zustrom von Tennisbegeisterten hält weiter an. Hier immer die richtige Auswahl zu treffen, wird auch in Zukunft keine einfache Aufgabe sein.

Die Nippeser Schotten

Sie sind keine direkten Nachfahren von Sir John, keine Smyth, Osborns, Mcbeths, MacKenzies, Sutherlands, MacDonalds oder MacIntoshs. Sie haben weder in Eaton, Oxford noch Sundhurst eine Erziehung genossen. Sie brechen im Herbst nicht zur Hirschjagd auf und tanzen auch nicht zum Klang von Dudelsäcken im Kilt auf feucht-grünem Rasen alter Parkanlagen. Der 1973 gegründete Stammtisch widmet sich mit seinen rund 30 Mitgliedern vor allem der Pflege der Geselligkeit und des Brauchtums im Kölner Karneval.

„COSMOS GRETCHEN“

Am 7. Juli 1977 gründeten ein paar Fußballbegeisterte in der Gaststätte Bauer (heute Reuter) eine Thekenmannschaft. Für den Namen mußte der Vorname der Wirtin erhalten. Seit dieser Zeit mißt man sich im sportlichen Wettstreit mit Gleichgesinnten. In der Vergangenheit zählten jedoch nicht nur Theken- oder Firmenmannschaften zu den Gegnern, sondern auch „richtige Fußball-Vereine“, wie die Mannschaft des „ESV-Olympia“. Heimspiele werden entweder in der Senke im Blücherpark oder auf dem Platz der „Turn- und Fechtgemeinde (TFG)“ ausgetragen. Mitglieder des fröhlichen Vereins sind in erster Linie „Sportler“, die im Umfeld der Gaststätte zu Hause sind.

SG Bilderstöckchen von 1982 „Klaus Junge“

Eine Gruppe von Schachenthusiasten des Albertus Magnus-Gymnasiums und des Dreikönigsgymnasiums hat den Verein aus der Taufe gehoben. Dank der freundlichen Unterstützung der Nathanaelgemeinde, war das schwierigste Problem, einen regelmäßigen Spielort zu finden bald gelöst. Seit 1982 trifft man sich regelmäßig im Gemeindezentrum der Nathanael-Kirche meistens bis zum Zapfenstreich oder bis die Köpfe rauchen. Das Spektrum der Mitglieder reicht vom Schüler über den Studenten bis zum Arbeiter. Mitglieder der Gemeinschaft spielen regelmäßig in der Bezirksklasse des Kölner Schachverbandes und belegen dort seit Jahren immer einen der vordersten Ränge.

Im übrigen herrscht hinsichtlich des Vereinslebens in Bilderstöckchen große Funkstille. Eine Belebung scheint dringend erforderlich, zumal Ortsvereine bei der Bewältigung von Sozialproblemen sehr hilfreich sein können.

Der Stadtteil Bilderstöckchen seit der Gebietsreform

Die Bevölkerung war 1975 auf 14.968 Einwohner zurückgegangen. Nach einem kurzen Anstieg in den Jahren 1976 bis 1980 setzte sich dieser rückläufige Trend in den Folgejahren weiter fort.

Heute (1991) hat Bilderstöckchen 13.183 Einwohner. Davon 6.412 Männer und 6.769 Frauen. Der Ausländeranteil beträgt 20%.

Ende der 70er Jahre war die bauliche Erschließung des Stadtteils im wesentlichen abgeschlossen. In den 80er Jahren geschah im Miet-, Wohnungs- und Eigenheimbau noch kaum Nennenswertes.

Die in Eigenbesitz übergebenen Bauten an der Nievenheimer Straße sowie die aus den Depothallen geschaffenen Wohnhäuser haben heute in der Mehrzahl eine individuelle, den Gesamteindruck beeinträchtigende „Überformung“, erfahren.



Der allgemeinen Wohnungsnot versuchen zur Zeit die Stadtwerke mit einer Art Sparprogramm zu begegnen. Unter dem Motto „Draufsetzen ist billiger“ entstanden in der Alzeyer- und in der Stuttgarter Straße durch Ausbau der Dachgeschosse, 29 Wohnungen und Appartements mit einer Wohnfläche von insgesamt 1765 m². Wenn dieses Beispiel Schule machen sollte, könnten in Köln allein durch den Ausbau von Dachgeschossen rund 10.000 Wohnungen geschaffen werden. Um Hauseigentümer und Wohnungsgesellschaften von dieser Idee besser zu überzeugen, wurden inzwischen finanzielle Anreize durch Steuervorteile und Sonderkredite geschaffen. Bei all diesen Bemühungen die allgemeine Wohnungsnot zu lindern, erscheint es seltsam, daß im Stadtbezirk Nippes Wohnungen leer stehen. Ein Phänomen, welches hin und wieder auch in Bilderstöckchen (Escher Straße) zu beobachten ist.

Mit Zunahme der Bebauung des Stadtteils waren die Kinder ihrer Spielmöglichkeiten beraubt worden. Es gab kaum noch Möglichkeiten zu spielen und sich richtig auszutoben. Der einzige städtische Spielplatz befand sich im Blücherpark, eine einfallslose An-

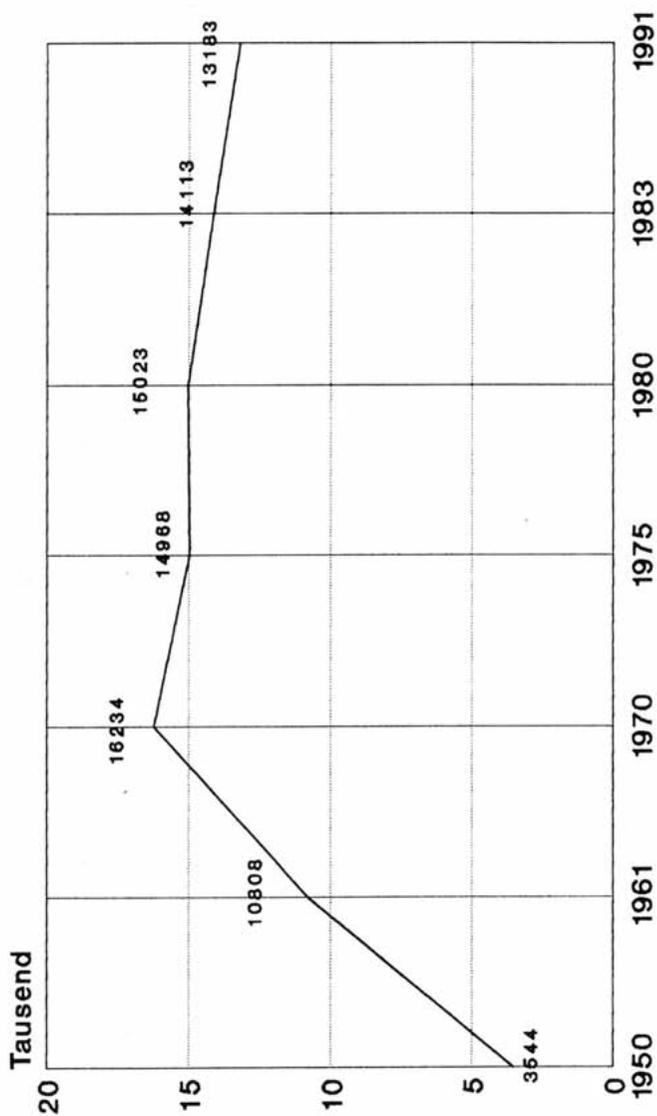
lage. Sonst blieb den Kindern nur die Schaukel im Garten, oder der Sandkasten und das Klettergerüst in der privaten Wohnanlage. Die Kiesgruben als Spielplatz zu benutzen war zwar reizvoll, jedoch gefährlich und deshalb mit Recht verboten. Die Mißachtung dieses Verbotes war einem 16-jährigen Schüler zum Verhängnis geworden. Mit seinen Freunden hatte er an einem sonnigen Tag beschlossen, im Tümpel auf dem Gelände der „Kölner Bausteinwerke“ baden zu gehen. Beim anschließenden Nachlaufen spielen, erklomm er einen Kiesberg, den ein Löffelbagger aufgeschüttet hatte. Kaum oben angekommen, rutschte der Schüler in den Trichter der lockeren Kiesmassen. Seinen Freunden gelang es nicht mehr den Jungen frei zu bekommen. Die herbeigerufene Feuerwehr schaffte es zwar mittels eines besonderen Gerätes an den Verschlütteten heranzukommen, Wiederbelebungsversuche blieben jedoch erfolglos.

Die Lage für die „Pänz“ verbesserte sich erst 1981 mit der Eröffnung des Abenteuer-spielplatzes im Geldernpark (s. Friedhof). Im gleichen Jahr wurde der städtische Spielplatz zwischen Mülhauser Straße und Vogesenstraße angelegt. Die moderne Anlage gibt den Kindern Gelegenheit, sich an einem Hüpflockenspiel, einem Kletterknubbel, einer Seilbahn, Rutschen und einer Zirkuspyramide auszutoben.

Obwohl es in dem mit sozialen Problemen behafteten Vorort Bilderstöckchen wenig Sensationelles gibt, wird der Leser, der bis hierhin gefolgt ist, festgestellt haben, daß die Geschichte von Bilderstöckchen doch nicht so uninteressant verlaufen ist, wie man das auf den ersten Blick vermuten würde. Aus den einstigen, wenigen Ansiedlungen rund um das Heiligenhäuschen ist ein Wohnvorort und ein beehrter Gewerbestandort geworden, der durchaus mit einigen Vorzügen aufwarten kann. Dabei sind es nicht nur die hervorragenden Verkehrsverbindungen und die zentrale Lage im Stadtgebiet, die den Stadtteil attraktiv machen.

Bilderstöckchen verfügt über keine kulturelle Tradition und so gut wie keinen Altbestand. Trotzdem ist der Stadtteil nicht ohne Reiz. Für die Zukunft wäre zu wünschen, daß Bilderstöckchen etwas mehr Selbstbewußtsein entwickelt, und daß die Menschen, die hier wohnen, endlich zu einer Einheit zusammenfinden.

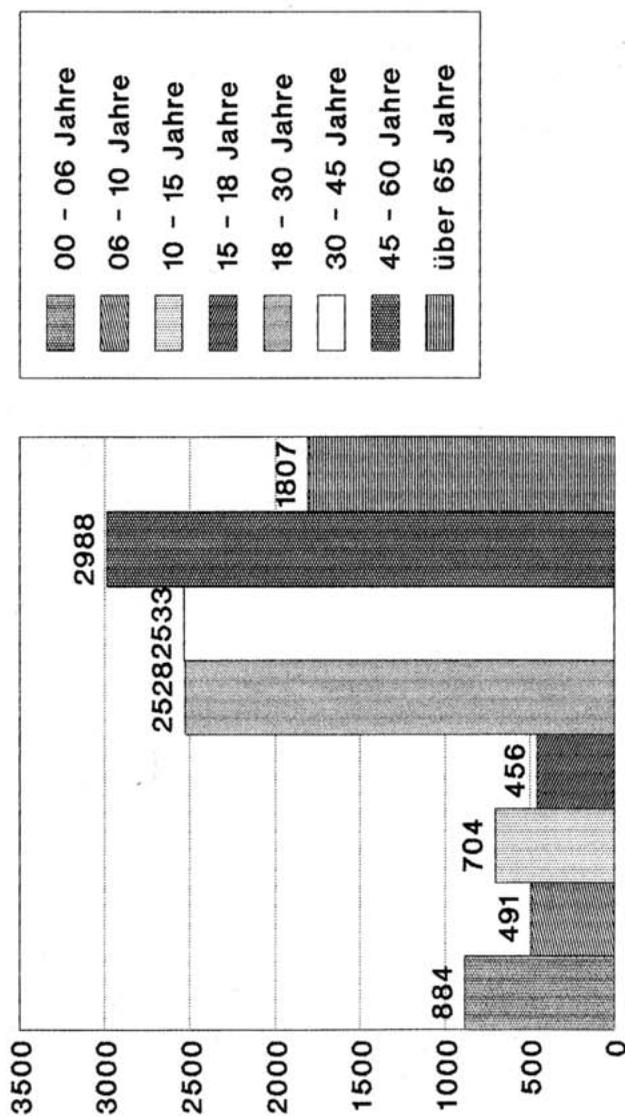
Bilderstöckchen Einwohnerentwicklung



Quelle: Kölner Monatszahlen

Bilderstöckchen

Alterstruktur in 1990



Statistisches Amt der Stadt Köln

Quellen und Literatur

- ADERS, GEBHARD: Darstellung Hintergründe und Ablauf. In : Köln, 31. Mai 1942: Der 1000-Bomber-Angriff. Köln 1992.
- ALTE, HANDGEZEICHNETE KÖLNER KARTEN. ([Ausstellungskatalog.] Bearb.: Everhard Kleinertz.) Köln 1977.
- ALTPETER, WERNER: Warum Volkornbrot?, hrsg. von der NSDAP - Gau Köln-Aachen. Amt für Volksgesundheit. Köln 1941.
- ANLAGE 1a, 1b, 1c zur Einsatzliste der Gestapo Köln bei Sonderfandung v. 21.Jan. 1943. STA Düsseldorf RW 34.
- ARBEITSGRUPPE PÄDAGOGISCHES MUSEUM (Hrsg): Heil Hitler, Herr Lehrer. Volksschule 1933-45. Reinbek b. Hamburg 1983.
- ARGUS: Das große Werk am Bilderstöckchen. In: Der Neue Tag v. 25.5.1933.
- AUBIN, HERMANN (Hrsg.): Die Weistümer der Rheinprovinz. Zweite Abteilung: Die Weistümer des Kurfürstentums Köln, Bd 1-Amt Hülchrath. Bonn 1913.
- AUSGEWÄHLTE QUELLEN zur Kölner Stadtgeschichte IV: Neuzeit 1794-1918. Bearb. v. Konrad Schilling. Köln 1991
- AUSWÄRTIGES AMT: Akten,Pläne und Bilder der ehemaligen Festung Köln. Bestand II FM,Paket 141,Nr.1 bis 10.
- AVERESCH, SIGRID: Jugendliche beser als ihr Ruf. In: KSTA v. 28.6.1991.
- BARTELS, KLAUS: „Wie in einer Kaserne“. In: KSTA v. 15.1.1992.
- BARTELS, KLAUS: Armut und Not wurden hinter einem Zaun versteckt. In:KSTA v. 19.10.91.
- BAYER, JOSEF: Die Franzosen in Köln. Köln 1925.
- BAYER, JOSEF: Köln um die Wende des 18. u. 19. Jhs. Köln 1912.
- BECKER, CURT: Stadt du darfst nicht sterben.Köln o.J.
- BECKER-JÄKLI, BARBARA: Die Protestanten in Köln. Köln 1983. (Schriftenr. d. Vereins f. Rhein. Kirchengeschichte, Bd. 75)
- BENDER, FRANZ, U. THEODOR BÜTZLER: Kleine illustriert Geschichte von Köln und Umgebung. Köln 1933.
- BERG, ANNEMARIE: Erinnerungen an meine Kindheit in Köln von 1909 bis 1918. In : Kindheit in Köln (Ausstellungskatalog). Köln 1989.
- BERGMANN, JÜRGEN: Festschrift zum 50jährigen Bestehen der Siedlung am Bilderstöckchen. Köln o.J.
- BERRES, GEORG K.: Die Glocken aufeinander abgestimmt. In: KSTA v. 16.2.1978.
- BERUFSBILDENDE SCHULEN der Stadt Köln „100 Jahre“. Sonderveröffentlichung des KSTA v. 27.5.1992.
- BILDERKNÜPPEL (Schülerzeitung an der HS Reutlinger Str.) Heft Nr. 3. Köln 1991.
- BILLSTEIN, REINHOLD (Hrsg.) Das andere Köln. Demokratische Traditionen seit der französischen Revolution. Köln 1979.
- BINDER, EVELIN: Die Erwartungen wurden erfüllt. Nathanael-Kirche feierte 25jähriges Bestehen. In KSTA v. 16.5.91.
- BISKUP, HARALD: Der Mutter des Augustinus geweiht. Kardinal Joseph Höffner konsekrierte St. Monika. In: KSTA v. Aug. 1972.
- BOBERACH, HEINZ: Jugend unter Hitler. Düsseldorf 1982.
- BOLT, KIRSTEN: Ganztagschulen für alle Stadtteile geplant. In: KSTA v. 28.9.1990.
- BÖNISCH, GEORG: Köln und Preußen. Kultur und sozialgeschichtliche Skizzen des 19. Jh. Köln 1982.
- BOY, FRIEDHELM: 100 Jahre Evangelische Kirchengemeinde Köln-Nippes 1881 - 1981., Hrsg. von der Evang. Kirchengemeinde Köln-Nippes. Köln 1981.
- BUNDESBAHNAUSBESERUNGSWERK Köln-Nippes. 100 Jahre. Köln 1962.
- BÜTTNER, RICHARD: Die Säkularisation der Kölner geistlichen Institutionen. Köln 1971. (Schriften zur rheinisch-westfälischen Wirtschaftsgeschichte.)
- BÜTZLER, DR.: Der Städtische Schlacht-und Viehof Köln. In: Deutschlands Städtebau, hrsg. im Auftrag des Oberbürgermeisters Dr. H.C. Konrad Adenauer. Berlin 1926.
- C.V. „Es gibt zu wenige Plätze“ In: KSTA v. 5.10.1990.
- CADAUNS, HELMA: Riehler Straße 13. Aus einer Kölner Kindheit. Köln 1985.
- CCP.: Denkmalschützer gegen Wohnungsbaupläne: In KR v. 13.8.1988.

- CD.: Kölner fühlten sich befreit. In: KSTA v. 31.1.1991.
- CHRIST, ROBERT/ DOLLHOFF, JOSEF: Niehl. Vom Fischerdorf zum Kölner Industrievorort. Köln 1989.
- CHRONIK DER „EVANGELISCHEN VOLKSSCHULE, Köln-Nippes, Altleinigeweg“. Köln 1959-1964.
- CHRONIK DER „EVANGELISCHEN VOLKSSCHULE Schiefersburger Weg“. Köln 1965-1967
- CHRONIK DER KATHOLISCHEN VOLKSSCHULE an der Ossendorfer Straße 1904 - 1989.
- CÖLNER THORBURGEN u. Befestigungen 1180 - 1882. Hrsg. von dem Architekten- u. Ingenieur- Verein für Niederrhein u. Westfalen durch Heinrich Wiethase. Köln 1883.
- CP.: Neues Pfarrheim dient auch der Geselligkeit. Pfarre St.Monika feiert Eröffnung des Neubaus. In: KR v. 4.10.1986.
- DANN, OTTO (Hrsg.): Köln nach dem Nationalsozialismus. Der Beginn des gesellschaftlichen und politischen Lebens in den Jahren 1945/46. Köln 1981.
- DEINE GEMEINDE UND DU. Jubiläumsschrift der Evangelischen Kirchengemeinde Köln-Nippes zum 50. Jahre ihres Bestehens. Köln 1931
- DER ALTE FRIEDHOF NIPPES. In: Akten der Friedhofsverwaltung. HSTA Köln, Konservator Köln.
- DER NEUE PARK zwischen Ehrenfeld und Nippes. In: KSTA v. 19.12.1910.
- DER POLIZEIPRÄSIDENT KÖLN: Kriminalitätsentwicklung im Stadtteil Bilderstöckchen. Analyse v. 12.12.1990.
- DET: Noch eins draufsetzen ist billiger. In: KSTA v. 30.8.1991.
- DEUTSCHE GARNISONEN, Hrsg. von der Gesellschaft für Wehrkunde, Band 5. Frankfurt am Main 1959.
- DIE BÜRGERMEISTERREI LONGERICH, Akten im Historischen Archiv der Stadt Köln.
- DIE NIPPESER Bau- und Spargenossenschaft von 1895, eine katholische Initiative gegen die Wohnungsnot der Arbeiterschaft. In: Loss mer jet durch Neppes jon. Köln 1987.
- DIE STADT CÖLN im ersten Jahrhundert unter Preußischer Herrschaft. 1815 - 1915. Hrsg. von der Stadt Köln. Bd.1+2. Köln 1915.
- DIE VORORTBAHNEN und der Netzausbau. In: 90 Jahre Elektrische in Köln. Sonderveröffentlichung des KSTA v. 23.8.1991.
- DIETMAR, CARL: Besuchern graute vor dieser Stadt. In: KSTA v. 11.7.1989.
- DIETMAR, CARL: Der heimliche Herrscher. In: KSTA v. 18.4.1991.
- DIETMAR, CARL: Die Chronik Kölns. Köln 1991.
- DIETMAR, CARL: Die Stadt ergab sich kampflös. Am 6. Oktober 1794 kamen die Franzosen...In: KSTA v. 13.7.1989.
- DIETRICH, GERHARD: Museum für Angewandte Kunst Köln. Chronik 1888 - 1988. Köln 1988
- DITHMAR, REINHARD (Hrsg.): Schule und Unterricht im Dritten Reich. Neuwied 1989.
- DITTMAYER, HEINRICH: Die linkrheinischen Ortsnamen auf -dorf und -heim. Bonn 1979.
- DREIKÖNIGSGYMNASIUM, 10 Jahre an der Escher Straße (Jahresbericht 1987). Köln 1988
- ECKARDT, Uwe: Preußenzeit. In: Entwurf zu einem Lexikon eines Musée de Cologne Reliquien und Relikte aus zwei Jahrtausende „Köln Incognito“ nach einer Idee von Daniel Spoerri (Ausstellungskatalog). Köln 1979.
- EHRHARDT, FRIEDEL: Versuch einer Biographie mit eingestreuten kleinen Einzelheiten über das Leben in Nippes 1935-1945. Unveröffentlicht. Köln 1991.
- EINGEWEIHT IM APRIL 1904. Festschrift: 50 Jahre KATHOLISCHE VOLKSSCHULE OSSENDORFER STRASSE KÖLN-NIPPES. Köln 1954.
- EISCHEID, ROLF: Entwicklung der Nippeser Pfarrgemeinden. In: 100 Jahre St.Marien (Festschrift). Köln 1982.
- EISENHUT, LUTZ-P.: Schlittenfahrt mit Müllsack und Seifenlauge. In: KSTA v. 30.8.1990.
- EISENHUT, LUTZ-P.: Gegen Krach und Gestank gibt es vorerst keine Mittel. In: KSTA v. 6.8.1992.
- EISENHUT, LUTZ-P.: Haus steht seit einem Jahr leer. In: KSTA v. 11.6.92.
- EISENHUT, LUTZ-P.: Im Bezirk Nippes noch 55 Wohnungen leer. In: KSTA v. 4.4.1991.
- EISENHUT, LUTZ-P.: Mehr Schutz vor Vandalismus gefordert. KSTA v. 12.3.92
- EISENHUT, LUTZ-P.: Mit der Eisenbahn kam der Aufschwung. In: KSTA v. 6.8.1992.

- EISENHUT, LUTZ-P: Bezirksvertretung will mehr Ganztagschulen. In: KSTA v. 11.4.1991.
- EISENHUT, LUTZ-P: Ausbau des Gürtels soll nicht verzögert werden. In: KSTA v. 19.3.92.
- EISENHUT, LUTZ-P: Bald findet der Umzug statt. In: KSTA v. 7.2.1991.
- EISENHUT, LUTZ-P: Möbelwagen wurde wieder abbestellt. In: KSTA v. 13.6.1991.
- EISENHUT, LUTZ-P: Nur die Möbel fehlen noch. In: KSTA v. 4.7.1991.
- ENCKE, FRITZ: Öffentliche Anlagen. In: Stadt Cöln im ersten Jahrhundert unter preuß. Herrschaft. Köln 1915.
- ENGEL, SELMA: Erinnerungen an meine Kinderzeit in Köln in den 30er und 40er Jahren. In: Kindheit in Köln (Ausstellungskatalog). Köln 1989.
- ENNEN, DR. LEONARD: Quellen zur Geschichte der Stadt Köln. Bd.1 Köln 1860, Bd 2 Köln 1863, Bd 6 Köln 1897.
- EVANGELISCHE NATHANAEL-KIRCHE am Parkgürtel in Köln-Nippes. Köln 1966.
- FAHNE, A: Geschichte der Kölnischen, Jülischen und Bergischen Geschlechter in Stammtafeln, Wappen, Siegeln, Urkunden. Osnabrück 1965.
- FESTSCHRIFT zum 50jährigen Bestehen der Gemeinnützigen Siedlungsgesellschaft „Am Bilderstöckchen“ GmbH., Köln. Köln 1982.
- FISCHER, JOSEF: Der Weg durchs Feuer. Köln 1949.
- FLUGBLATT DER KVB: Weiter im KölnTakt. Köln 1992.
- FLUGBLATT zur Stadtverordnetenwahl von 1948. Kandidatur von Gertrud Robertz. Histor. Archiv Best. 904, Nr. 822.
- FRÖHLICH, PETER: Es war ein langer Weg. Erinnerungen eines alten Kölners. Köln 1976.
- FRÖHLICH, PETER: Kölle noh 45. Köln 1972.
- FROHN, ROBERT: Köln 1945-1981. Vom Trümmerhaufen zur Millionenstadt. Erlebte Geschichte. Köln 1982.
- FUCHS, PETER: Chronik zur Geschichte der Stadt Köln. Bd.1. Köln 1990. Bd.2. Köln 1991.
- FÜHRER zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern, Köln 1,2. Museen in Köln, Mainz 1980.
- FÜNFZIG JAHRE LEBENDIGE GEMEINDE. 50 Jahre Pfarrgemeinde St. Franziskus in Köln-Bilderstöckchen. Köln 1985.
- FÜR SICHERHEIT und Fortschritt im Brandschutz. 150 Jahre August Hoening GmbH, Feuerlöschgeräte- und Armaturenfabrik. 1832 - 1982. Köln 1982
- FÜBBROICH, HELMUT: Die Lutherkirche in Köln-Nippes, Herg. v. Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Landeschutz. Köln 1889.
- GARNISONSPÄNE des 8. Armeecorps: Köln, im Bestand des Konservators der Stadt Köln.o.J.
- GELBE SEITEN regional. Bearbeitet nach amtlichen Unterlagen der Deutschen Bundespost TELEKOM. Aktuelle Stadtteilausgabe Köln-60. Köln 1990.
- GEMEINDEBRIEF D. NATHANAEL GEMEINDE 2 - 5 1991. Hierin Bericht über die neue Joseph-DuMont-Schule.
- GEMEINNÜTZIGEE Siedlungsgesellschaft „Am Bilderstöckchen“ GmbH. Köln.25 Jahre. Köln 1957.
- GESCHICHTES, AUS DER, des Stadtteils Bilderstöckchen“. Schüler der HS Reutlinger Straße über den Stadtteil. Köln 1983.
- GESCHICHTSWERKSTATT AGNESVIERTEL: Alltagsgeschichte im Agnesviertel: Die Entstehung des Agnesviertels. Eine Kindheit im Agnesviertel/ Erinnerungen an das Ende der Weimarer Republik und den Beginn des Nationalsozialismus./ Die Kriegszeit 1939-1945/ Die Nachkriegszeit bis zur Währungsreform. Köln 1991.
- GESELLSCHAFT FÜR RHEINISCHE GESCHICHTSKUNDE: Kartenaufnahme der Rheinlande durch Tranchot und v. Müffling 1803-1820. Repro.Landesvermessungsamt NRW.
- GEUDTNER, OTTO, HANS HENGSBACH, SIBILLE WESTERKAMP: „Ich bin katholisch getauft und Arier“. Köln 1985.
- GOLLUB, SIEGFRIED: Steinurnen in Römischen Brandgräbern Kölns. In: Kölner Jahrbuch für Vor- und Frühgeschichte 5.Band 1960/61.
- GOTHEIN, EBERHARD: Die Stadt Köln im ersten Jahrhundert preußischer Herrschaft. 2 Bde. Köln 1916.
- GREVEN'S ADREBBUCH: Ausgabe 1900, 1901, 1905, 1911, 1920, 1935, 1937, 1942, 1951, 1960, 1970,
- GS: Citynah und sehr attraktiv, Gewerbegebiet Bilderstöckchen. In: KSTA v. 23.11.1991.
- GZ: Proteststurm gegen Punker. In: KR v. 3.7.1992.

- HAGENSPIEL, WOLFRAM / Kier, Hiltrud / Krings, Ulrich: Köln - Architektur der 50er Jahre. Köln 1886.
- HANE, HELMUT: Aspekte der Entwicklung des öffentlichen Schulwesens von der Zeit der französischen Herrschaft über Köln bis in die ersten Jahre nach dem zweiten Weltkrieg. In: Kindheit in Köln (Ausstellungskatalog). Köln 1989.
- HANSEN, JOSEF (Hrsg.): Quellen zur Geschichte des Rheinlandes im Zeitalter der Französischen Revolution 1780-1801. Band 1-4. Bonn 1931. (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde.52).
- HARENBERG, BODO (Hrsg.): Chronik der Deutschen. Dortmund 1983.
- Hartman, Petra/ Schmitz, Stephan: Kölner Stämme, Menschen-Mythen-Maskenspiel. Köln 1991.
- HAUPTS, LEO / MÖLICH, GEORG (Hrsg.): Aspekte der nationalsozialistischen Herrschaft in Köln u. im Rheinland. Köln 1983. (Geschichte in Köln. Sonderh. 3)
- HECKHOF, der. In: Bestandsliste der historischen Kölner Bausubstanz. o.J.
- HEINEN, WERNER, ANNE-MARIE PFEFFER: KÖLN: Siedlungen. (1) 1888-1938. (2) 1938-1988. Köln 1988.
- HILBERT, WOLFRAM: Nationalsozialismus u. Stadt (Verwaltung) Köln. In: Jahrbuch des Kölnischen Geschichtsvereins. 60. Köln 1989.
- HINSENKAMP/ PFANKUCHE, SIEGFRIED-CLEMENS: Die geschichtliche und kirchliche Entwicklung von Nippes, insbesondere der Pfarrgemeinde St. Marien. In: 100 Jahre St.Marien. Köln 1982.
- HOEGEN, LUDWIG: 40 Jahre Siedlung „Am Bilderstöckchen“ 1934-1974. Mitwirkung von L.Saltenberger, M.Rohrer, J.Bergmann. Köln 1974.
- HSI: Wohnhausgruppe mit Kaufzentrum. Beträchtlicher Zuwachs für das „neue Bilderstöckchen“- Fünf Trakte. In KR v. 11.5.1960.
- IRSFELD, FRANZ (Hrsg.): Nippes gestern u. heute. Eine Geschichte des Stadtbezirks und seine Stadtteile. Köln 1983.
- ITE.: Bald ein neues Bilderstöckchen. In: KR v. 23.8.1966.
- JÄGERS, TONI: Das interessiert die Alten. In: Aus der Chronik der katholischen Volksschule „Am Bilderstöckchen“. Köln o.Jg.
- JÄGERS, TONI: Schule und Kirche unter einem Dach. In: 50 Jahre lebendige Gemeinde. Köln 1985.
- JAHRESBERICHT der Köln-Nippeser Bau- und Spargenossenschaft. Geschäftsjahr 1896/97. Köln 1897.
- JARDIN, HILGER: Ein ehemaliger Schüler erinnert sich. In: 50 Jahre Schule Am Bilderstöckchen (Festschrift). Köln 1987.
- JARDIN, HILGER: Zweimal begonnen das Leben in jenen Tagen. In: 50 Jahre lebendige Gemeinde. Köln 1985.
- JASPER, KARLBERNHARD: Der Urbanisierungsprozeß dargestellt am Beispiel der Stadt Köln. Köln 1977. (Schriften zur rheinisch-westfälischen Wirtschaftsgeschichte.Bd.30)
- JOLY, F: Die Beleuchtung und Wasserversorgung der Stadt Köln. Eine geschichtliche Darstellung des öffentlichen Beleuchtungs- und Wasserversorgungswesens in Köln. Köln 1895.
- JOSEF-DUMONT-SCHULE fertiggestellt. Extra Beilage im KSTA 1991
- JUNG KÖLN, Hrsg. im Auftrag des Schulamtes der Stadt Köln in Verbindung mit der Abteilung rheinisches Volkstum. Jahrgang 1964/65 Heft 5: „Zweitausend Jahre Neußer Straße, Alte Bauernhöfe in Nippes, Warum Nippes „Ausland“ heißt, das Bundesbahnausbesserungswerk in Nippes. Köln 1965.
- KARG, DETLEV: Auch die Sternwarte in Bochum besucht. Seniorenclub der Nathanel-Gemeinde feiert 25jähriges Bestehen-vieleseitiges Programm. In: KSTA v. 20.6.1991.
- KAUFANWÄRTER-Vertrag der Köln-Nippeser Bau- und Spargenossenschaft e.G. m. H. Köln 1910.
- KELLEMBENZ, HERMANN: Zwei Jahrtausend Kölner Wirtschaft, Band 2, hersg. v. Rheinisch-westf. Wirtschaftsarchiv. Köln 1978.
- KELLERLADEN e.V., ein Selbsthilfeprojekt. Köln o.J..
- KISKY, HANS: Peter Hecker 70 Jahre. In: Das Münster 1954.
- KISKY, WILHELM: Geschichte des Stiftes u. Kirche St.Kunibert in Köln. Festschrift dem Anton Ditges... gewidmet. Köln 1911.
- KLAUS, MARTIN: Mädchen im Dritten Reich. Der Bund Deutscher Mädels (BDM). 2. Aufl. Köln 1985.
- KLEIN, ADOLF: Köln im Dritten Reich. Stadtgeschichte der Jahre 1933-1945. Köln 1983.
- KLERSCH, JOSEF: Von der Reichsstadt zur Großstadt. Köln 1925.
- KLÖNNE, ARNO: Jugend im Dritten Reich. Die Hitlerjugend und ihre Gegner. Köln 1984.
- KLOTZ, HEINRICH (Hrsg.): O.M. Ungers 1951-1984 Bauten und Projekte. Braunschweig/Wiesbaden 1985.

- KOENING, A: Da ist der King dabei. In: KWS v. 15.7.1992. Köln 1991.
- KÖLN - ARCHIV. Köln 1985 ff.
- KÖLN und die Eisenbahn. 150 Jahre deutsche Eisenbahnen. (Ausstellungskatalog) Köln 1985.
- KÖLN, 31. Mai 1942: Der 1000-Bomber-Angriff, hrsg. v. NS-Dokumentationszentrum der Stadt Köln in Verbindung mit dem EL-DE-Haus, bearb. v. Martin Rütter. (Kölner Schriften zu Geschichte und Kultur; Bd. 18). Köln 1992.
- KÖLN. Bauliche Entwicklung 1888-1927. Hrsg. vom Architekten- u. Ingenieurverein für den Niederrhein und Westfalen u. Köln. Berlin 1927.
- KÖLN. WERDEN, WACHSEN, WIRKEN. Hrsg. im Auftr. des Schulamtes der Stadt Köln in Verb. mit dem Amt für Kölnisches Volkstum als Festschrift für die Schulen zum 1900-jährigen Stadtjubiläum 1950. (Hrsg.: Ernst Mömkes u. Josef Bolder.) Köln 1950. (Jung Köln. Sonderh. Nr. 1.
- KÖLN. WERDEN, WESEN, WOLLEN einer deutschen Stadt. hrsg. von der Stadt Köln. Köln 1928.
- KÖLNISCHES STADTMUSEUM. Auswahlkatalog. Köln 1984.
- KÖNIGLICHE EISENBAHN-DIREKTION: Rentenbescheid. Köln 1903.
- KRINGS: Bericht über die Entwicklung der ältesten Kölner Baugenossenschaft. Köln-Nippeser Bau- und Spargenossenschaft e.G.m.b.H. in den ersten 15 Jahren ihres Bestehens. Köln 1910.
- KROKER, HOLGER: Bruder Lukas plant neue Hilfstransporte in die Ukraine. In: KR v. 28.1.1992.
- KROKER, HOLGER: Senioren fehlt der Nachwuchs. In: KR v. 16.12.1992.
- KROKER: Altes Wegekrenz beschmiert. In: KR v. 22.10.1991.
- KULTUSMINISTER, der des Landes NRW (Hrsg.): Richtlinien und Lehrpläne für die Grundschule in Nordrhein-Westfalen. Köln 1985.
- KÜPPERS, SUSANNE: Balladen aus der Welt der Armen. In: KSTA v. 30.8.1990.
- KURKÖLN. Land unter dem Krummstab. Essay u. Dokumente. (Ausstellungskatalog) Red.: Klaus Flink. Kevelar 1985. Veröffentlichungen der staatlichen Archive des Landes Nordrhein Westfalen. Reihe C: Quellen und Darstellungen. Bd. 22.
- KÜRTEEN, PETER: Das Stift St. Kunibert in Köln. (Bd. 1) Köln 1985. (Kölner Schriften zu Geschichte u. Kultur. Bd. 10)
- LABUSSIER: Der Aufstieg der nationalen Sozialistischen Bewegung in Köln im Spiegel der lokalen Presse (1919 - 1933). In: Geschichte in Köln, Heft 11. Köln 1982.
- L.H.: Das „Bilderstöckchen“ wird farbig. Wandmalerei in einer Siedlung. In: Kölnische Volkszeitung v. 15.8.1937.
- LANGEL, DR. WOLFGANG: 60 Jahre Eisenbahner-Sportverein „Olympia“. Köln 1987.
- LEENDERTSE, JULIA: Besorgt über ständig zunehmende Gewalt. In: KR v. 23.11.1990.
- LEENDERTSE, JULIA: Suche nach Vergangenen. In: KR v. 22.11.1991.
- LEHRERKALENDER 1933 - 1939.
- LEMPER, J: Niehl im Kriege 1939-1945. Köln 1951.
- LEPARTZ, ULI/ EISENHUT, LUTZ-P.: Feierabendtrip oder Ausflug mit der Familie. In: KSTA v. 30.8.1990.
- LEPARTZ, ULI: Bezirksvertreter fordern bessere Beleuchtung. In: KSTA v. 10.1.1991.
- LEPARTZ, ULI: Bürgerpark Nord bleibt offen für Spaziergänger. In: KSTA v. 7.12.1990.
- LEPARTZ, ULI: Er bat zum Spiel auf die Wiesen. In: KSTA
- LEPARTZ, ULI: Filterstäube beim Bürgerpark Nord entdeckt. In: KSTA: 5.11.90.
- LEPARTZ, ULI: Fußgänger und Radfahrer sollen mehr Platz erhalten. In: KSTA v. 17.1.1991.
- LEPARTZ, ULI: Geldernstraße wird umgestaltet. In: KSTA v. 18.5.1990.
- LEPARTZ, ULI: Jugendhaus zieht in die Escher Straße. In: KSTA v. 18.10.1990.
- LEPARTZ, ULI: Krebsreger und Methangas. In: KSTA v. 25.10. 1990.
- LEPARTZ, ULI: Sozialdienst erhält Trägerschaft. In: KSTA v. 23.11.1990.
- LEPARTZ, ULI: Straßen entlasten vom Schwerlastverkehr. In: KSTA v. 27.9.1990.
- LEPARTZ, ULI: Tauziehen um Bau von Wohnheimen. In: KSTA v. 8.3.90.

- LEPARTZ, ULI: Umzug für Ende des Jahres geplant. In: KSTA v. 12.7.1990.
- LEPARTZ, ULI: Wegen Linie 19 fallen Haltestellen weg. KSTA v. 20.9.1991.
- LO.: „Duftende“ TVA dicht neben der neuen Schule. In: KR v. 7.7.1960.
- LO.: Zwei Schulsysteme in einem Gebäude. In: KR v. 8.9.1960.
- LOSS MER JET DURCH NEPPES JON. Ein Streifzug durch die Geschichte. Köln 1987.
- LUNG, WALTER: Vor- u. frühgeschichtliche Funde im Norden Kölns. In: Kölner Jahrbuch der Frühgeschichte Bd. 8. 1965/66.
- MACHTERGREIFUNG UND GLEICHSCHALTUNG: Kölner Schulen 1933 - 1935, hrsg. v. NS-Dokumentationszentrum der Stadt Köln. Köln 1991
- MASCHNER, HANS W.: Strafdelikte zum Jugendstreich verharmlost. In:K.R. v. 30.11.1991.
- MAUENHEIMER - SCHULBOTE. Schule, Elternhaus und Kirche. Heft 4, 6/7. Köln 1954.
- MENNE/TRAMBACZ: Bürgertreff im Bürgertreff, Bilderstöckchen. Programm 2. Halbjahr 91.
- MEYER, HANS EGON: Longerich einst Bauenhof - heute Stadtteil. In: Nippes gestern und heute, eine Geschichte des Stadtbezirks und seiner Stadtteile. Köln 1983.
- MEYNEN, HENRIETTE: Grüne Denkmäler. Gärten und Parks in Köln. (Köln Information) Köln 1990
- MIT ALTEN HALLEN fing es an. Das „Bilderstöckchen“ ein Kind der Not wurde 50. In : Gut Wohnen, Illustrierte Zeitschrift der gemeinnützigen Wohnungsunternehmen, Heft 9/1982.
- MOGGE, BRIGITTA: Die Wilden vom Bilderstöckchen. In: Rheinischer Merkur/Christ und Welt v. 21.12.1989.
- MONATSBERICHTE des Statistischen Wahlamtes der Stadt Köln: April 1932, Juli 1932, November 1932, März 1933.
- NINK, KARIN: Mit Laser Temposünder überführt. In: KSTA v. 31.8.1989.
- NINK, KARIN: Zuviel Verkehr, zuwenig Platz. In: KSTA v. 9.11.1989.
- NINK, KARIN / BREUSTEDT, THOMAS: Sechzig Morgen Land für die Bahn.
- NOVY, KLAUS: Wohnreform in Köln. Köln 1986.
- NOWAK, URSULA (Hrsg.): Dreikönigsgymnasium, eine Informationsschrift. Köln 1989.
- OA.: Wo einst Kanonen standen. „Am Bildersstöckchen tut sich was/ Einst Artilleriedepot, heute Großsiedlung. In: Der Neue Tag v. 29.9.1935.
- OBJEKT: Heckweg 146: Objektbeschreibung des Konservators:
- OPPENBERG, M: Soldaten packten Sattelschlepper. In: KR v. 3.4.92.
- PARENT, THOMAS: Die Hohenzollern in Köln. Köln 1981.
- PEZEE: 200 Siedler im alten Kononenheim. In: Kölner Lokal-Anzeiger v. 8.3.1933.
- Pl: Punks zogen nochmals um. In: KSTA v. 4.7.1992
- PLUWATSCH, PETRA: Pimann, der Penner von Bilderstöckchen. In: KSTA v. 9.9.1989.
- POLIZEIBERICHT über den Luftangriff auf den LS-Ort Köln in der Nacht v. 30. zum 31.5.1942. Histor. Archiv d. Stadt Köln Best.100.
- PREUSS, MARGARETE: Kardinal weihte St.Monika. In: KR v. 27.8.1972
- QUELLEN ZUR GESCHICHTE KÖLNS in der Neuesten Zeit. 1918-1945. Bearbeitet von Peter Josef Hasenberg.
- R.W.: Neue Schule in Nippes. In: KSTA v. 8.9.1960.
- RICHTER UND PARTNER PR: Haus Adelheid, für Mutter und Kind. Informationsschrift des „Sozialdienst katholischer Frauen“. O.J.
- RÖS: Das fehlende „s“ war den meisten gar nicht aufgefallen. Straßenschild wurde berichtigt. In KSTA
- RÖS: Wiedererkennen war nicht immer leicht. In.KSTA v. 1.2.1990.
- RÖSGEN, HERIBERT: Der Mangel an Priestern erzwingt neue Lösungen. In: KSTA v. 19.3.92.
- RÖSGEN, HERIBERT: Kirche zieht für eine Woche ins Zelt. In: KSTA v. 9.8.1990.
- ROTH, HERMANN-JOSEF: (Hrsg.): Kölner Naturführer. Wege zur Natur in der Großstadt. Köln 1990.
- RUEGENBERG, BR. LUKAS/ CHOTJEWITZ, PETER O.: Straßenkinder. Köln 1991.

- RUEGENBERG, BR.LUKAS: „Man nannte mich Maumau“. Köln 1976.
- RÜTHER, MARTIN: Arbeiterschaft in Köln 1928-1945. (Kölner Schriften zur Geschichte und Kultur. Bd. 16) Köln 1990.
- SCH.: Gute Wohnhäuser aus alten Arsenalen. In: KSTA v.11.9.1934.
- SCHÄFKE, WERNER (Hrsg.): Der Name der Freiheit. 2. Auflage. Köln 1988.
- SCHLEGEL, KLAUS: Köln und seine preußischen Soldaten. Köln 1979.
- SCHLEYPEN, JACOB: Wer sind wir? Unveröffentlichte Aufzeichnungen über die Firmengeschichte der Brotfabrik Hansa. Köln 1967.
- SCHLIMGEN, HARALD: Madonna als Dank für Polenhilfe. In: KSTA v. 15.6.1992.
- SCHMIDT, NORBERT: Köln-Nippes, Wirtschafts- und Strukturwandel in einem innerstädtischen Vorort seit dem 2. Weltkrieg. Unveröffentlichte Staatsexamensarbeit am Geographischen Institut der Uni Köln. Köln 1981.
- SCHREIBER, PETER: Mauenheim einst und jetzt - Beitrag zur Geschichte von Köln-Nippes. 2. Auflage, Köln 1962.
- SCHUSTER, GÜNTER: 275 Jahre altes Denkmal wurde zerstört. In: KR v. 8.4.1992.
- SCHUSTER, GÜNTER: In sozialer Not Hilfe und Heime vermittelt. Die GSG Bilderstöckchen feiert jetzt ihr 50jähriges Bestehen. In: KR v. 15.9.1982.
- SCHUSTER, GÜNTER: Wegekreuz wird aus dem Beton geschält. In: KR v. 5.12.1981.
- SCHWARZENBACH, DR. MARTIN/ JUX, ULRICH: Geologische Wanderungen in und um Köln. In: Geologische Hefte, hrsg. v. geologischen Institut der Universität Köln. Köln 1955.
- SIMON, PETER: Köln im Luftkrieg 1939-1945. Ein Tatsachenbericht über Fliegeralarme u. Fliegerangriffe (Statistische Mitteilungen d. Stadt Köln. Jg. 9. 1954, H.2.) Köln 1954.
- SO WIRD'S am Bilderstöckchen! In: Kölner Lokal-Anzeiger vom 9.3.1933.
- SPIEGEL, HARALD: Neuestes Haus für ältestes Gymnasium. In: KSTA v. 13.10. 1990.
- ST.MONIKA, Chronik der Pfarre 1972-1982. Köln 1982.
- STADT KÖLN, Der Konservator (Hrsg): Kölner Denkmäler Verzeichnis, Stadtbezirke 5 + 6. Köln 1982.
- STADT KÖLN, Der Oberstadtdirektor (Hrsg.): Naturdenkmale in Köln-Ehrenfeld und Nippes. Köln 1985.
- STADT KÖLN, Jugeneinrichtungen in Köln-Nippes, Köln 1992
- STADTERNEUERUNG „besser leben in Nippes“ Informationsblatt der Stadt Köln über die Umgestaltung der Geldernstraße, hrsg. vom Amt für Stadterneuerung. Köln 1989.
- STÄDTISCHE NACHRICHTEN, Beerdigungen: Joseph Conzen. In: KSTA v. 14.3.1903.
- STANGE, DR.E: Kleine Verreinschronik. 50 Jahre Tennisklub Grün-Gold e.V. Köln 1978.
- STAPF, DR.: Die Eisenbahnanlagen in und bei Köln in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Vortrag gehalten vor den Mitgliedern der Handelskammer zu Cöln am 21.Juli 1906.
- STEHKÄMPER, HUGO: „Es lebe die Republik!“. Zeugnisse zur deutschen und kölnischen Geschichte vom November 1918 bis Februar 1919. (Ausstellungskatalog). Köln 1968.
- STEIMEL, ROBERT: Kölner Köpfe. Köln 1958.
- STEIMEL, ROBERT: Mit Köln versippt, Bd.1. Köln 1955. Bd. 2 Köln 1956.
- STEHKÄMPER, HUGO (Hrsg.): Widerstand und Verfolgung in Köln 1933-1945 (Ausstellungskatalog). Köln 1988.
- STÖBER JOHANNES: Sozialer Brennpunkt Bilderstöckchen. In: 50 Jahre lebendige Gemeinde. Festschrift zum 50-jährigem Jubiläum der Pfarrgemeinde St.Franziskus. Köln 1985.
- TAYLOR, Eric/Niessen, Willy: Frontstadt Köln. Endkampf 1945 an Rhein und Ruhr. Düsseldorf 1980.
- TAYLOR, ERIC: 1000 Bomber auf Köln. Operation Millenium 1942. 2. Auflage. Düsseldorf 1979.
- THUR, JOSEF: Rund um das Bilderstöckchen. Schrift zur Erweiterung der Sparkasse, Zweigstelle Bilderstöckchen. Köln 1969
- THUR, JOSEF: Um das Bilderstöckchen entsteht allmählich ein neuer Großbezirk. In KR v. 14.4.1966.
- THUR, JOSEF: Versorgungszentrum zwischen Nippes und Neu-Ehrenfeld. 60 Jahre Sparkasse am Schlachthof. Köln 1968.
- TRIPPEN, DR. NORBERT: Politische und kirchliche Stationen im 19. Jahrhundert. In: 100 Jahre St. Marien. Köln 1982.
- TRIPPEN, PETER PAUL: Geschichtliches aus dem alten Mauenheim. In: Mauenheim einst und jetzt. Köln 1927.

- U.D.: Stadt Tonband diesmal die „Wibbelstetze“. In: KSTA v. 11.7.1991.
- VENTE, INES U. ROLF: Nippes in Köln. Köln 1986.
- „...VERGESSEN kann man diese Zeit nicht, das ist nicht möglich...“ Kölner erinnern sich an die Jahre 1929-1945. Bearb. v. Horst Matzerath. 3. Auflage. Köln 1987.
- VERORDNUNGSBLATT der NSDAP Gau Köln-Aachen: 1933, 1934, 1939, 1944.
- VERSICHERUNGSSCHEIN des „Versicherungsvereins Deutscher Eisenbahnbediensteten a.G. in Berlin“. Drucksache, Köln 1910.
- VERWALTUNGSBERICHT der Stadt Köln 1949/50
- VERWALTUNGSBLATT DER STADT KÖLN. Nr. 1/45, 2/45, Nr. 3/45.
- VIELHABER, CHRISTIANE: Jetzt fehlt nur noch Werkzeug zum Basteln. In: KSTA v. 14.1.1992.
- VIERTER JAHRESBERICHT der Köln-Nippeser Bau und Spargenossengeschaft e.G.m.b.H für das Geschäftsjahr 1899/1900.
- VIERZIG WÜSTENROT-Eigentumswohnungen an der Escher Straße fertiggestellt. In: KSTA vom 25.8.1966.
- VIETH, UDO/ ALTMANN, MICHAEL: Der alte Schlacht- und Viehof in Ehrenfeld. In: Entwurf zu einem Lexikon eines Musée de Cologne Reliquien und Relikte aus zwei Jahrtausende „Köln incognito“ nach einer Idee von Daniel Spoerri (Ausstellungskatalog). Köln 1979.
- VOM DADAMAX zum Grüngürtel. Köln in den 20er Jahren. (Ausstellungskatalog) Köln 1975.
- VON EINER GENERATION. Köln im Krieg. (Ausstellungskatalog) Köln 1974
- WAGNER, RITA: Cöln. Die sozialen Verhältnisse um 1900. Köln 1989.
- WALDEN, ULRIKE: Mann in zwei Welten. In: KSTA
- WALDEN, ULRIKE: Selbst Ärzte sind falsch informiert. In: KSTA v. 27.10.1990.
- WALDEN, ULRIKE: Sie beherbergten jeweils die Not. Laubenganghäuser- Gemeinschaftsbad mit Kohleofen. In: KSTA v. 27.12.1990.
- WAS LANGE WÄHRT, wird endlich gut. Joseph-DuMont-Schule wurde eingeweiht. In: KWS v. 6.11.1991.
- WAS PASSIERT am Bilderstöckchen. In: „Gut Wohnen, illustrierte Zeitschrift der gemeinnützigen Wohnungsunternehmen. Heft 11 1988.
- WAS TUT SICH hinter dem Blücherpark? In : Ehrenfelder Wochenspiegel v. 18.1.1961.
- WASSERSCHLEBEN, HERRMANN: Deutsche Rechtsquellen des Mittelalters. Leipzig 1892.
- WEBER, HEINZ: Das Bilderstöckchen wurde umgefahren. In: KR v. 16.8.1966.
- WEINSBERG, HERRMANN von: Das Buch Weinsberg. Kölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jh. Bd. 1-2 bearb. von Konstantin Höhlbaum, Bd. 3-4 bearb. von Freidr. Lau. Bd 1-4, Leipzig 1886-87; Bonn 1897-98. (Publ. d. Ges. f. Rhein. Gesch.-Kunde.
- WEIBE VÄTER in Nippes beheimatet. Afrikaner finden in der Ludwigsburger Straße Bleibe und Sprachausbildung. In: KR 1973.
- WESTDEUTSCHER BEOBACHTER: Ausgabe vom 5.11.1932
- WIEGAND, HEINZ: Entwicklung des Stadtgrüns in Deutschland zwischen 1890 u. 1925 am Beispiel der Arbeiten Fritz Enkes. Berlin, Hannover 1977.
- WIEGER, H. (Hrsg.): Handbuch von Köln. Köln 1925.
- WIEMERS, ANDREA: Kunstwerke sollen das historische Gut retten. Kölner möchte im Heckhof eine Begegnungsstätte einrichten. Stadtkonservator warnt: Die Anlage droht zu verfallen. In: KSTA v. 18/19.1992.
- WILCEK, GERHARD: Ehrenfeld. Köln 1983.
- WILHELM, JÖRG: Reagiert die Stadtverwaltung nur auf Druck? In: Gemeindebrief der Nathanael-Kirche v. Dez.1992.
- WILMEN, ANGELEIKA: Der Kahnweiher verliert Wasser. Noch keine Renovierung im Blücherpark. In: KSTA v. 2.7.1992.
- WILMEN, ANGELIKA: „Dann bade ich eben nur noch einmal im Monat“. In: KSTA v. 4.6.1992.
- WILMEN, ANGELIKA: „Panzer sind leiser als Kühlaggregrate“. In KSTA v. 15.10.1992.
- WILMEN, ANGELIKA: Alle Geschäfte sind ständig leer. In: KSTA v. 24.9.92.
- WILMEN, ANGELIKA: Das größte Leid tragen die schwachen Glieder der Kette. In: KSTA v. 6.2.1992.

- WILMEN, ANGELIKA: Familien ein Dach über dem Kopf gegeben. Bezirksvertretung will die Trifelsstraße umbenennen nach Getrud Robertz. In: KSTA vo. 3.12.1992.
- WILMEN, ANGELIKA: Markt sozialer Möglichkeiten. In:KSTA v. 4.10.91.
- WOLBER, HEINZ-PETER: Gartenbauverein Köln-Ehrenfeld. Geschichte des Vereins von 1917-1992. Anl. 75jährigem Bestehen des Kleingärtnervereins Blücherpark. Köln 1992.
- ZANDER, ERNST: Die Milchversorgung der Stadt Köln. In: Deutschland Städtebau, hrsg. im Auftrag des Oberbürgermeisters Dr. H.C. Konrad Adenauer. Berlin 1926
- ZANDER, ERNST: Köln als befestigte Stadt und militärischer Standort. Köln 1941.
- ZEITUNG des Ortsvereins Bilderstöcken OV 47 2/92, hrsg. v. SPD-Köln. Köln 1992.
- ZINGSHEIM, CHRISTA: Wegekreuze und Bildstöcke in Köln. Köln 1981.
- ZSCHOCKE,R: „Die linksrheinischen Vororte Kölns. Ihre Ausdehnung seit dem 19. Jahrhundert im heutigen Bild der Stadt“, in: Wirtschafts- und sozialgeographische Themen zur Landeskunde Deutschlands. Theodor Kraus zu seinem 65. Geburtstag, hrsg. v. E. Meynen u. G. Voppel, Bad Godesberg 1959.
- ZWANGSARBEIT in Köln. In: Stadtrevue v. 30.3.1986

Fotos, Karten, Dokumente

Auswärtiges Amt 1, Chronik Schule Ossendorfer Straße 2, DKG 1, Doetsch 3, Dunkel 31, Grevens 2, GSG-Am Bilderstöckchen 6, Hauptschule Reutlinger Str. 2, Hist. Stadtarchiv 4, Hochkirchen 2, Hoegen 7, Katasteramt 2, Kölner Stadt Anzeiger 2, Krupp 1, Landeshauptarchiv 1, Landesvermessungsamt 2, Müller 3, Nathanael Archiv 3, Novy 1, Rheinisches Bildarchiv 1, Röm.-Germ.-Museum 1, Schleypen 1, Stadtkonservator 4, Wirtschaftsarchiv 2,



Weidenpesch

Bilderstöckchen

Köln-Bickendorf

Neuhrenfeld

Mauenheim

A57

Verschlebebahnhof

Köln-Nippes

Kleingärten

Sporth

Köln-Ehrenfeld

Zentrales Paketzentrum

Mauheimer Gürtel

Bundesbahnausbesserungswerk

Ehrenfeldgürtel

Kleingärten

Kinder-Verkehrsgarten

Innere Kanalar



Bilderstöckchen
Bickendorf
Ossendorf

